Ultra montes, roman

Donald Wedekind

Romane und Novellen neuzeitlicher Schriftsteller

Ausgabe Costenoble:

Donald Wedekind,

Ultra montes.

Gedruckt bei Hermann Costenoble, Jena.

Ultra montes

Roman

von

Donald Wedekind.

Verlagsbuchhandlung von Hermann Costenoble
Berlin 1903.

Einleitung.

Noch lange nach dem gewaltigen Schlag, den Deutschland 1870/71 gegen Frankreich geführt, waren die kleinen, deutsch-schweizerischen Städte nicht viel mehr als sie im Mittelalter gewesen, das heißt Komplexe von Jahrhunderte alten und seit Jahrhunderten von derselben Gattung Leute bewohnten Häusern, die, schmal und hoch, mit den Giebeln beinahe zusammenstießen und in die engen Gassen keinem säubernden Luftzuge Zutritt gestatteten. Diese Städtchen, die aus einer Hauptstraße mit verschiedenen, schmutzigen Nebenadern bestanden, hatten ihre Ringmauern noch, oben und unten mündete der Hauptverkehrsweg durch einen engen Thorbogen ins Freie, so daß man, am einen Ende der Stadt stehend, durch das ganze Gemeinwesen durch auf der andern Seite wieder ins offene Feld blicken konnte. Irgendwo zwischen den Privathäusern erhob sich das Rathaus mit seinem kleinen Glockenturm, auf einem freien Platz die Kirche, ein nackter, viereckiger, mit Kalk getünchter Kasten, daneben die Schule. Einige fließende Brunnen, vor welchen stets diese oder jene Hausfrau zwei, drei Kufen mit nasser Wäsche bereit hielt, vervollständigen dies Bild einer protestantischen Kleinstadt der Schweiz vor dreißig Jahren.

Nicht als ob diese Kleinstädte nicht auch schon Industrie gekannt hätten. Die Eisenbahnen waren gebaut und an Wasserkräften fehlte es nirgends. Trotzdem waren die Spezereihändler, in deren Lagerhallen sich womöglich schon

die Ritter Friedrichs des Schönen mit Waffenfett und Stiefelschmiere versorgt hatten, die Herbergsbesitzer, in deren moderigen Räumen Minnesänger vom Hofe Kaiser Albrechts kampiert und die Pintenwirtschaften, wo sich schon die eidgenössischen Reisläufer, bevor sie zum Kriegsdienst ins Ausland zogen, betrunken hatten, ich sage, diese Arten traditioneller Erwerbszweige waren in den deutsch-schweizerischen Gemeinden bis kurz vor Abschluß vergangenen Jahrhunderts, bis die große Welle des Aufschwungs infolge des deutschen Sieges auch in die Gaue der Eidgenossenschaft herüberdrang, weitaus die angesehensten. Denn die industriellen Unternehmen, wie sie die erste Epoche der Dampfkraft gebracht hatte, warfen in den der Neugründung des deutschen Reiches unmittelbar folgenden Jahren nicht nur nichts ab, sondern die Kostspieligkeit ihrer Unterhaltung verhehrte manches Familienvermögen.

Ich sage also, wir stehen am Ausgange des letzten Jahrhunderts. Schullehrer, Gerichtsschreiber, Auktionare, Knopf- und Schuhsenkelhändler, die vom Städtchen aus auch die auf den Dörfern befindlichen Niederlagen versorgten und sich den anspruchsvollen Titel „Grossisten" beilegten, wurden wohlhabend, während diejenigen, welche von ihren Vorfahren breitspurige Betriebe wie Spinnereien, Bleichereien, Seifenfabriken ererbt hatten, trotz solid in Grund und Boden oder unerschütterlichen Staatswerten angelegter Vermögen langsam verbluteten. Es war als wenn alles, was einen großen Zug hatte, alles, was mutig vorwärts wollte, gewaltsam gehemmt worden wäre. Dazu kam, daß die Söhne dieser „Reichen" zur Vorbereitung ihres Berufes früher als gut in ausländische, französische oder englische Industriecentren gingen und nicht selten als Opfer großstädtischer Verderbtheit an Körper und Seele gebrochen, zurückkehrten, daß die Töchter, nachdem sie

sich durch den üblichen Aufenthalt in irgend einem Pensionat des Welschlands durchgehungert hatten, in ihren kleinen Stuben wie in Wartezellen des kommenden Freiers harrten und in solch faulem Nachhängen nur an diesen einen und einzigen Gedanken langsam verkamen, indem ihnen das Blut im lebendigen Leibe zu stocken begann. Eine dreihundert- und mehrjährige Infektion der luft- und lichtausschließenden Wohnungen, die teilweise wie zum Hohn den Namen „Patrizierhäuser“ trugen, wo neben dem großen Studierzimmer des podagraleidenden Herrn Papa kein anständiger Raum mehr war, wo in den Schlafgemächern an den wurmstichigen Möbeln und vom Schwamm zerfressenen Tapeten der Odem ungezählter Generationen seine Giftkeime angeheftet hatte, wo Hunderte zur Welt gekommen, Hunderte hingelebt und Hunderte die Bitternisse nicht enden wollenden Siechtums geschmeckt hatten, diese vollständig ungesund gewordenen Heimstätten förderten den Verfall eines Geschlechts, das, abgewirtschaftet, das traurigste Material von Gebährerinnen hinterließ.

Wenn diese Leute klaren Blick gehabt hätten, würden sie ihre Söhne statt nach Manchester und Marseille zu irgend einem Bauern auf einige Jahre in die Lehre geschickt haben. Sie hätten dort in innigster Berührung mit der Natur und beim Nachdenken über harter Arbeit Erfahrungen gesammelt, die ihnen im Wettbewerb des Lebens und im Kampfe gegen den schlimmsten Feind, gegen unsere eingeborenen Schwächen, sicherlich besser zustatten gekommen wären, als das Bißchen Buchhaltung, Englisch oder Französisch; und sie hätten sich wahrscheinlich viel besser, jedenfalls aber viel gesunder dabei unterhalten. Die Väter und Mütter hätten ihre Töchter, ohne sie erst jahrelang in Hühnerställen, welche man Institute und

1*

in Selbstmörderzellen, welche man traute Mädchenheime nennt, schmachten zu lassen, sofort an den ersten, besten Jüngling, dessen Sinne unverdorben und dessen Körper reif, verheiraten sollen. Gott und anständige Leute greifen lieber einem jungen, lebensmutigen Menschenpaar unter die Arme, als daß sie einem alten, morschen Getriebe durch das Hineinwerfen einer Mitgift in dieser oder jener Höhe auf die Beine helfen, nur um dem greisen Fabrikherrn kurz vor seinem Tode nebst dem Zugeständnis seiner Unfähigkeit auch dasjenige des Bankrottes seines Hauses zu ersparen. So aber wurden die weiblichen Sprößlinge als Angelspeisen für neue Betriebskapitalien betrachtet, und die jungen Männer mußten, wenn sie im Ausland genug in Kaffeehäusern und Matrosenkneipen herumgelungert hatten, die Direktoren spielen, bevor ihnen auch nur Flaum um das Kinn sproßte. Alle, Jungfrauen und Jünglinge gingen, wenn sie nicht Mut und Geschicklichkeit genug besaßen, um sich auf eigene Füße zu stellen, vor Langeweile und an der Schwindsucht zugrunde. Letztere Krankheit äußerte sich in beinahe sämtlichen tonangebenden Familien dieser Kleinstädte (und ich denke wie in der deutschen Schweiz auch in Süddeutschland, im Gegensatz zu den durch die Armut des Bodens zu einer rastlosen Thätigkeit gezwungenen, nördlichen Teilen des Reichs) sie raffte ihre Opfer, nachdem sie dieselben in das Alter der Adolescenz mit seinen übrigen Gefahren hatte treten lassen, entweder in einem kurzen, seiner schnellen Verwüstungsarbeit wegen galoppierend genannten Fieber dahin, oder die Kranken hatten, was meistens der Fall war, unter einer Jahre währenden Auszehrung zu leiden. So kam es, daß man unter dem Eindruck stand, als begrabe man nur noch jugendliche Menschen und als ob der Tod die Alten verschone, jene mit den rotgetrunkenen Gesichtern und ge-

beugten Rücken. Der Kirchhof, in deutsch-schweizerischen Gegenden Rosengarten genannt, bekam für uns einen besonders schaurigen Reiz, denn hier lag ein Kamerad und dort stand das Grab für einen andern bereit. So unter uns Jünglingen wie unter den Mädchen. —

Dieser Zustand des Verfalls und der Krankheit in den traditionell besser gestellten Familien nahm mit der Eröffnung des großen Schienenweges über den Gotthard sein Ende. Der Durchstich des gewaltigen Bergmassivs wirkte wie eine Erlösung, italienisch-schweizerische Ortschaften jenseits der Alpen, vorher ein kümmerliches, verborgenes Dasein fristend, blühten in wenigen Jahren zu stattlichen Gemeinwesen empor und die Gegenden Deutsch-Helvetiens zwischen der Alpenkette und dem Jura zogen Nutzen aus der Durchleitung des deutschen Transits. Mit dem ersten, festlich geschmückten Zug, welcher das steile Thal der Reuß hinaufkletterte, um nach wenigen Stunden in der Metropole der Lombardei einzulaufen, schien eine neue Zeit angebrochen zu sein. Von der Nord- und Ostschweiz aus, welche schon früher enge Beziehungen zu Italien unterhalten hatten, indem schweizer Fabrikanten, um den Zoll zu umgehen, häufig Tochterunternehmen ihrer Betriebe innerhalb der Grenzen des Königreichs gründeten, war Mailand ebenso schnell zu erreichen wie Frankfurt am Main. Es gab viele junge Italiener, welche unsere Schulen besuchten, in deutschen Gauen eine deutsche Erziehung genossen, es gab Mädchen deutsch-schweizerischer Familien, welche die Ferien auf den Villen ihrer Väter in Saronno, Gravellona, in Luino, Pallanza oder Como verbrachten und da so viel Italienisch lernten, daß sie von demselben, zu Hause wieder angekommen, mit einer den Frauen eigenen Geschicklichkeit Gebrauch machten, als wäre es ihre Muttersprache gewesen. Man schickte sich im

Winter Orangen und Torone*) herüber und Aepfel und Birnen hinüber und manches Liebesverhältnis erhielt durch dieses zeitweilige Getrenntsein durch die schneebedeckten Kämme der Alpen einen romantischen Reiz ausgesuchtester Art.

Ich betone nochmals, daß die Stockung der Industrie, welche dann einen raschen Untergang der alten Generation herbeiführte, vielleicht auch in den kleinen Gemeinwesen Süddeutschlands festzustellen gewesen wäre, hätten dort die Kriegslorbeeren mit dem Verschwinden eines kränkelnden Geschlechts nicht zugleich die Aussicht auf eine neue, aufsteigende Periode eröffnet. Die politischen Verhältnisse der Schweiz, welche durch den Ausgang des deutsch-französischen Krieges nicht eingreifend berührt wurden, ließen eine langsamere Entwicklung zu, und der Stand der Dinge in demjenigen Milieu, welches für uns in Betracht kommt, ließ sich leichter überblicken. Beifügen will ich noch, daß die Schweiz ein Bundesstaat ist, bestehend aus 22 (resp. 25) Kantonen als Bundesglieder, von welchen ein jedes seine eigene Regierung und sein eigenes, in regelmäßigen Versammlungen zusammentretendes Parlament hat. Einige dieser Kantone sind überwiegend katholisch, andere überwiegend protestantisch, während in dritten die beiden Bekenntnisse annähernd gleich viel Vertreter aufweisen, welcher letztere Umstand die Veranlassung zu fast immerwährenden Kämpfen zwischen sogenannten konservativen und liberalen oder gar radikalen Parteien ist. Daß diese Kämpfe durchaus friedlichen Charakter haben und nur mit dem Stimmzettel in der Hand ausgefochten werden, ist selbstverständlich. In allen Kantonen, welche an der deutschen Reichsgrenze liegen, herrschen

*) Ein italienisches Zuckerwerk, das nur zur Weihnachtszeit hergestellt wird.

ausschließlich deutsche Sprache und deutsches Leben, so auch im Aargau, welcher der Schauplatz unserer Vorgänge ist. Der Aargau wurde erst unter der napoleonischen Weltherrschaft aus früherem, eidgenössischem Unterthanenland als besonderer Kanton geschaffen, er birgt in seinen Grenzen die Wiege des österreichischen Kaiserhauses, die leider nur spärlich erhaltene Turm-Ruine Habsburg, nicht weit davon ist die Stätte, wo jugendliche Ungeduld die Anregung zu einer der grausesten Frevelthaten wurde, welche die Weltgeschichte kennt, indem der Herzog von Schwaben seinen leiblichen Onkel, den damals auf seinem Schlosse Stein zu Baden weilenden Kaiser Albrecht erstach. Diese Orte machen Teile derjenigen Gegend, wo ich den geneigten Leser jetzt hinzuführen gedenke und wenn ich mir von meinen Schilderungen verspreche, daß dieselben in manchem deutschen und fremdnationalen Gemüt das Bewußtsein wecken werden, wie viel und mit was für günstigen Erfolgen germanische Kultur weit über die Ufer des schweizerischen Rheins hinaus gewirkt hat, so hoffe ich anderseits, daß gewisse Wünsche, die ich durch die Handlungsweise meiner Personen und durch eine Reihe politischer Fiktionen als mir besonders am Herzen liegend vortrage, auch von Lesern gegenteiliger Ueberzeugung nicht schlechtweg verurteilt, sonder erwogen und in Betracht gezogen werden.

Berlin, im Herbst 1902. Der Verfasser.

Die Aa ist einer jener vielen, kleinen Bäche, die, in den Vorbergen der Alpen entspringend, sich quer durch das schweizerische Hügelland hinziehen, um schließlich dicht vor den steil ansteigenden Wänden des Juragebirges in irgend einen größeren Flußlauf einzumünden. Erst zwei kleine Becken füllend, diejenigen des Baldegger- und des Hallwylersees, wo auf beiden Seiten dörferbesäete Thalgehänge weiche Horizontlinien bilden, grüßt der Bach das kleine Städtchen L., das von einer mitten aus der Landschaft sich erhebenden, gewaltigen Burg beherrscht wird; munter fließt das Wässerchen weiter, dicht vor dem Dorfe Niederlenz eine größere Spinnereianlage treibend, und ergießt sich schließlich in die Aare. Dieser gewaltigere Sohn der Alpen hatte es offenbar einstmals übernommen, den steinernen Riegel, den der Kestenberg mit der auf der andern Seite bis an die Ufer herantretenden Gislifluh vor Jahrtausenden gebildet und wodurch das Aathal nach Norden hin wie durch einen regelrechten Festungswall abgeschlossen war, zu durchbrechen. Oben, auf halber Höhe des Kestenberges liegt Schloß Wildegg, von ihm aus sieht man drüben auf dem westlichen Uferhang Wildenstein, unten am Fluß die Dörfer Schinznach und Holderbank, weiter nach Norden auf dem Wülpelsberg die Ruine von Habsburg und in südlicher Richtung zieht sich durch das Aathal selbst, dem Silberband des Baches folgend, die schnurgerade Linie der Landstraße, über

Niederlenz nach L., an dessen Schloßhügel vorüber, an den Ufern der zwei Seen vorbei bis an den Fuß der Alpen. Diese ganze Strecke ist von jedem erhöhten Standpunkt der Gegend aus mit unbewaffnetem Auge zu beherrschen. Während der Bach auf seiner Reise keiner andern Pflicht huldigt als kleinere Gewässer zu sammeln, in den Dörfern etwa ein Mühlenrad zu treiben und auf den Matten das Gras zu erfrischen, wird er wie erwähnt bei Niederlenz in Fesseln geschlagen und muß, durch Schleusen und Kanäle sich durchwindend, seine Kraft verschiedenen Fabriken opfern, die einst zu den bedeutendsten der Umgegend gehörten. Sie waren in der Zeit, da unser Roman spielt, Eigentum des schweizerischen Majors Walther Schürch.

Gegründet hatte die Anlage der Großvater des Majors mütterlicherseits. Als der alte Herr starb, nur eine einzige Tochter hinterlassend, war es kein Wunder, daß sich die Freier bald in Fülle einstellten; das damalige Fräulein Adelheid aber war eine von den jungen Damen, die vor lauter Bäumen den Wald nicht sehen, so daß sie schon das beträchtliche Alter von dreißig Jahren überschritten hatte, als sie endlich dem Gerichtsschreiber von L., dem späteren Amtmann Schürch die Hand reichte. Diese Heirat hatte vielen Leuten Kopfzerbrechen gemacht, denn der Gerichtsschreiber war kein reicher Mann, sondern gerade eben auf sein Gehalt angewiesen, zudem weder schön noch jung, kurzum ein Durchschnittsmensch wie alle die Abgeblitzten auch. Die Folge jedoch zeigte, daß Fräulein Adelheid eine gute Wahl getroffen. Denn der Gerichtsschreiber entwickelte eine Thätigkeit, wie man sie selten gesehen, er war in den Fabriken, in seiner Amtsstube zu finden, er wußte die letzten, guten Zeiten auszunützen, so daß er, als er hochangesehen als Amtmann des Bezirkes aus dem Leben schied, nicht

nur die Fabriken in bestem Zustand mit einem bedeutenden Betriebskapital hinterließ, sondern sein einziger Sohn, obengenannter Herr Walther Schürch sich auch Erbe des so prächtig gelegenen Schlosses Wildegg nennen konnte, das der Verstorbene kurz vor seinem Tode angekauft. Tante Adelheid, wie man die Frau Amtmann im Familienkreise nannte, verblieb das Haus in L. und ein entsprechendes Wittwengehalt.

Walther Schürch, damals als sein Vater starb, ungefähr fünfundzwanzig Jahre alt, war weder zum Geschäftsmann noch zum Fabrikanten veranlagt. Er hatte sich zwar auf seinen Beruf als Industrieller in ausländischen Betrieben vorbereitet, aber es fehlte ihm an der nötigen Liebe zum Erwerb und das wahrscheinlich deswegen, weil er sich schon genug mit Reichtümern gesegnet sah, die zusammenzuraffen die Lebensbestimmung seiner Vorfahren gewesen. Es kamen dazu die schlechten Jahre, ein erdrückender Wettbewerb von Amerika her, die Arbeitskräfte stiegen beständig im Preis und die Schutzzölle begannen so und se viele Gebiete zu verschließen. Man fand es daher ziemlich verständlich, daß der neue Besitzer den Werken keine besondere Beachtung schenkte, man wunderte sich sogar, daß er nicht verkaufte. Dagegen hätte sich jedoch Tante Adelheid zu energisch aufgelehnt. Sie würde es niemals zugegeben haben, daß die Gründungen ihres Vaters in andere Hände übergingen, solange wenigstens nicht, als die Unterbilanz noch ohne Inangriffnahme des Baarvermögens zu decken war.

Als bezeichnender Zug für den jungen Erben mag es gelten, daß er, sobald die Trauerzeit für seinen Vater vorüber war, eine junge Dame aus Bern heiratete. Und zwar sah er ihren Hauptvorzug nicht in ihrer Schönheit, sondern in dem Umstand, daß ihr Vater als pensionierter Offizier und mit dem Titel eines Generals aus holländischen Diensten ausge-

schieden war. Denn Walther Schürch liebte das Militärwesen und hatte es im Rahmen des vaterländischen Heerverbandes bis zum Range eines Majors gebracht, umsomehr freute er sich als er von dem alten General Brüngker die Hand seiner Tochter Clementine zugesagt bekommen und damit, wie er sich ausdrückte, echtes Soldatenblut geehelicht hatte. Das goldbetreßte Käppi auf dem Haupt, hoch zu Roß der nächsten Kantonshauptstadt zutraben zu dürfen und dort in die Leitung einer zwei Monate dauernden Rekrutenübung einzugreifen, das war so sein wahres Glück und das „Grüeß Gott, Herr Major!" und „Wünsche gueti G'sundheit, Herr Major!" der Vorübergehenden klang ihm wie Musik in den Ohren*).

Als Walter Schürch Fräulein Clementine Brüngker heiratete, war er wie gesagt noch ein junger Mann und nicht so weit in seiner militärischen Laufbahn. Seine Leidenschaft für alles, was mit Kriegssachen in Verbindung war, bekundete sich aber auch noch anders als nur durch den Ernst, womit er der Erfüllung seiner Soldatenpflichten oblag. Er zeichnete nicht schlecht und liebte es, nach Vorlagen Skizzen der verschiedenen Heerestypen Europas zu entwerfen und nachher mit Oelfarbe zu decken. So hatte er in der Kunst des Kolorierens eine ganz nette Fertigkeit erlangt und seine Bilder, stets in kostbare Rahmen eingefaßt, schmückten die Wände des väterlichen Hauses in L., wo er mit seiner Frau und seinen zwei Kindern, Marie und Walther das Erdgeschoß bewohnte, während Tante Adelheid, immer noch als eigentliches Haupt der Familie, im ersten Stockwerk hauste.

*) Hierzu ist zu bemerken, daß, da die Schweiz kein stehendes Heer unterhält, selbst die höchsten Chargen nur geringe Opfer an Zeit auferlegen.

Die Besitzung Wildegg blieb unbewohnt, obschon der Amtmann sie teilweise wenigstens mit Inventar versehen hatte. Die Frauen fürchteten einen weitläufigen Haushalt in dem großen Renaissancebau, wie er ungefähr hundert Meter über der Thalsohle seine mit Voluten und Obelisken gezierten Giebelmauern hoch über die Wipfel eines üppigen Laubwaldes erhebt. Eine breite Fahrstraße führt langsam den Berg hinauf, dann gelangt man von Osten auf eine mit Anlagen versehene Freiheit, von wo das übliche Thor direkt in den Schloßgarten lädt, links aus der Tiefe steigen Ringmauern, rechts steht das Schloßgebäude selbst. Ein Wappen über der Hausthüre und in Rot und Weiß flammenzungenartig bemalte Fensterläden, die Schnecken und Spitzsäulen auf den Mauerstufen und in den Giebelecken befindliche, ringartige Luken geben Schloß Wildegg viel Charakteristisches und lassen es hervorstechen vor den umliegenden Denkmälern alter Zeit.

Es war nun schon längst des Majors Wunsch gewesen, dort oben auf Wildegg seinen Wohnsitz aufzuschlagen. Als vernünftiger Mann überlegte er ganz richtig, daß in einer großartigen, geräumigen Umgebung auch die Gefühle und Empfindungen der Bewohner an Großzügigkeit gewinnen müßten, wobei er weniger an sich und seine Gemahlin dachte, die schon zu weit im Leben vorgerückt waren, um durch derartige Sachen beeinflußt zu werden, als an seine Kinder. Micki, wie man den Namen des Töchterchens abgekürzt hatte, war in ihr fünfzehntes Altersjahr getreten und ein gesundes und starkes Mädchen. Aber der Major sagte sich, daß gerade jetzt ein dauerndes Sichtummeln in der frischen Höhenluft von Wildegg zum mindesten denselben Wert haben müßte als ein Verbringen von ein oder zwei Jahren in irgend welchem französischen oder deutschen Pensionat. Mit dem um ein Jahr jüngeren Sohne

Walther hatte es seine eigene Bewandtnis, indem derselbe in frühester Kindheit durch die Unachtsamkeit seiner Wärterin von einem Gesims auf die Erde gefallen und seither auf der rechten Hüfte gelähmt geblieben war, so daß er, um das kranke Organ nicht zu ermüden, einer Krücke bedurfte. Der Arzt war der Meinung, daß, wenn eine Besserung überhaupt noch zu erhoffen sei, dieselbe während der Entwicklung zum Jüngling eintreten dürfte. Und da diese Zeit auch nicht mehr so fern lag, so war der Major entschlossen, diesen Sommer wenigstens einmal den Versuch eines Aufenthaltes auf Wildegg zu machen.

Hiebei lag ihm die Wohlfahrt des Töchterchens mehr am Herzen als diejenige seines Sohnes. Die Eltern hatten sich durch das lange Mitansehen an das Siechtum des Kindes gewöhnt und glaubten, vielleicht aus Furcht sich einer Enttäuschung auszusetzen, an keine Heilung. Wohl hätte sich der Major einen zweiten, gesunden Stammhalter gewünscht, aber die Jahre waren dahingegangen und der Major hatte sich mit dem Gedanken abgefunden, daß ein Ersatz für den vom Schicksal geschlagenen, männlichen Sproß nicht kommen würde. Dabei war Major Schürch als beginnender Vierziger geradezu ein Vorbild strammer Männlichkeit, während seine um wenige Jahre jüngere Gemahlin an Frische und Schönheit von keiner Freundin erreicht wurde. Und hätte der Major eine bessere Frauenkenntnis besessen und die Bedeutung eines gewissen Gemisches von Adel und außerordentlich feinem Empfinden, das auf dem Gesichte Clementinens bald mit dem Stolz der Sonne, bald mit der Bescheidenheit und Anmut eines Blümleins leuchtete, erraten, er würde vielleicht anders geurteilt haben.

Ein weiterer Umstand kam dazu, der den Major in seinem

Plan einer Uebersiedelung aus der Stadtwohnung nach Wildegg festigte. Es war das die Erkrankung einer älteren Freundin Midis an einem schweren Leiden. Denn obschon für das starke, muskulöse Mädchen, dessen schwarze Haarsträhnen ein von Blutüberschuß beständig überhitztes Gesicht einrahmten, dessen sprenzliche Beine Wanderungen von acht und neun Stunden aushielten (in Midi lebte die treueste Begleiterin des Majors auf seinen Jagdausflügen) die Gefahr einer Ansteckung nicht wahrscheinlich war, so schien doch Vorsicht geboten. Abgesehen aber von der bestehenden Möglichkeit hielt der Major dafür, daß die Gesellschaft einer Sterbenden einem jungen, lebensfrohen Kindergemüt nicht zum Vorteil gereichen könne. Diesen Erwägungen war auch Frau Clementine zugänglich, die sich stets leicht und ohne Klügeln den Absichten ihres Mannes anschloß, und als noch eines Tages ein Freund des Majors aus Schweden schrieb, daß er gerne mit seiner ihm erst seit zwei Jahren angetrauten, jungen Gemahlin einige Wochen auf Wildegg verweilen werde, traf man ohne Zögerung die nötigen Anordnungen. Und sogar Tante Adelheid, die ihre alten Räume nicht verlassen wollte, versprach, hie und da Schloß Wildegg mit einem Besuche zu beehren, was sich um so leichter bewerkstelligen ließ, da der Major eigenes Gefährt besaß, und die Entfernungen vom Städtchen zur Fabrik und von dieser wiederum an den Fuß des Berges höchstens eine Stunde Weges bedeuteten. Wer sich aber am meisten freute, waren Midi und Walther, die Empfindungen wie Fürstenkinder hatten.

* * *

Die Sonne war goldig über Wildegg aufgegangen. Die Fenster sämtlicher Zimmer standen geöffnet und hie und da

blickte ein blonder oder dunkler Frauenkopf heraus, die Haare noch unordentlich von der Nachtruhe über die Schultern fallend und das weiße Morgengewand mit jener Nachlässigkeit über dem Busen zusammengefaltet, die mehr verrät als verbirgt. Spyrschwalben flogen in schwarzen Scharen um das epheuüberwachsene Gemäuer, ihr bekanntes Geschrei ausstoßend, das, bald ferner, bald näher klingend, wie ein Aufruf zum Genuß und zur Freude an der schönen Natur ertönte. Dicht vor den Fenstern des Erdgeschosses, welches vorne heraus unbewohnt war und nur hinten einige Knechte- und Mägdekammern aufwies, deckte Josephine, das Hausmädchen, den Frühstückstisch. Ein breiter Kastanienbaum beschattete hier einen Teil des Hofes, während Rosen und Nelken ringsum auf den Beeten standen oder an den schräg emporstrebenden Mauern heraufkletterten und einen Duft ausströmten, der alle Wohlgerüche der Welt zusammenzufassen schien. Josephine steckte frische Servietten in die silbernen Ringe, stellte die Tassen zurecht und brachte gerade zwei Kannen dampfenden Milchkaffees, als der Major im staubgrauen Sommeranzug und mit gelben Lederschuhen angethan, unter dem Blätterdach des Gartens erschien und sich auf einem der Stühle am Tisch niederließ. Josephine schenkte eine Tasse voll, der Major zündete selbst die Spirituslampe des kleinen Grills an und röstete zwei mit Butter bestrichene Brotscheiben, dann zog er aus der Tasche ein Paket Briefe und Zeitungen, welche die Morgenpost gebracht hatte. Ein Rosaumschlag mit einer Aufschrift in graziösen, eleganten Zügen erregte sein besonderes Interresse. Es waren einige Zeilen von der Frau seines Schwagers in Mühlhausen. Das Schicksal dieses Schwagers interessierte den Major insofern ganz besonders, als Herr Brüngker seiner Zeit, da der Major seine Schwester gehei-

ratet, in der elsässischen Industriestadt ein Kommissionsgeschäft gegründet hatte, das unter anderem auch die Ausfuhr der Produkte der Niederlenzer Fabriken betreiben sollte. Der Major wußte, daß der Geschäftsgang im Brüngkerschen Hause kein besonderer war und daß man, da keine großen Kapitalien dahinterstanden, Schwierigkeiten früher oder später zu erwarten hatte. In ihrem Schreiben that die Schwägerin dieser Dinge keiner Erwähnung, meldete aber für die nächste Zeit den Besuch ihres Mannes an . . . Der Major legte den Bogen auf die Seite, als ihm ein Brief mit einem italienischen Postwertzeichen auffiel. Bevor er den Umschlag öffnete, wußte er, daß dieses Schreiben von seinem Freunde Venturini herrührte, den er schon lange kannte und mit dem er, wenn ihn Geschäfte oder der Zufall nach Mailand brachten, zu verkehren pflegte. Venturini war Maler und darin mußte man vielleicht die Hauptanregung zu dieser Bekanntschaft suchen. Der Italiener schrieb:

Mein verehrter Freund!

Vor allem Gruß und Handschlag von unserer heißeren Seite der Alpen her. Sie werden sich wundern, von mir auch einmal Geschriebenes und nicht immer Gemaltes zu sehen. Ich hoffe, es wird vor Ihrem Urteil ebensogut bestehen. Aber Scherz bei Seite. Ich habe heute eine sehr ernste Angelegenheit, die ich Ihnen anvertrauen will und in welcher Sie mir behilflich sein können. Sie betrifft meinen Sohn Giovannino, den Sie kennen oder wenigstens in meinem Atelier schon flüchtig gesehen haben.

Ich schickte letzten März meinen Sohn nach Holderbank in Pension. Die Gründe, welche mich dazu leiteten, waren folgende: Sie erinnern sich der Unruhen, welche vergangenen Spätsommer den Aufenthalt hier in Mailand

beinahe unmöglich gemacht hatten. Wie Sie wissen, verdanken wir diese Revolten einerseits einer mit dem besten Willen nicht vorwurfsfrei zu nennenden Regierung, anderseits den immerwährenden Schürereien von Parlamentsmandatenjägern. Jedenfalls wurde bei einer solchen Meuterei, da der Zorn der Menge aufs Höchste gestiegen war, viel Blut vergossen, viele, gänzlich Unbeteiligte verwundet und auch mein Junge, damals kaum sechzehn Jahre alt, kehrte eines Tages mit einer Schramme am Kopfe nach Hause. Sie können sich meinen Schrecken denken. Ich fragte ihn, ob er sich denn unberechtigt in den Krawall eingemischt, er antwortete, nein, er habe nur von Ferne zugeschaut. Von andern wurde mir aber hinterbracht, daß er einen Karabiniere, der ein schwangeres Weib mißhandelte, zurechtgewiesen, worauf ihm dieser mit dem Knauf seiner Waffe vor das Haupt hieb. Obschon nun Giovannino jede revolutionäre Tendenz fern liegt, so hielt ich es doch für geraten, meinen Sohn aus dem Milieu der Großstadt zu entfernen, wo sein jugendliches Feuer zu leicht von gewissenlosen Menschen für Parteizwecke gemißbraucht werden konnte und da ich nichts anderes fand, so schickte ich ihn nach obenbesagtem Ort in der Schweiz, von dessen Existenz ich durch eine Anzeige Kenntnis erhielt. Ich holte an öffentlicher Stelle allerdings Auskunft ein über das Institut; dieselbe lautete gut. Trotzdem würden Sie mir einen besonderen Dienst erweisen, wenn Sie sich einmal persönlich an den Ort bemühen wollten, wo mein Sohn nun schon den ganzen Winter und das Frühjahr zugebracht hat. Er schreibt mir ja natürlich, aber eine eigene Inaugenscheinnahme von Ihrer Seite würde mich noch mehr beruhigen. Also darf ich Sie darum bitten? Das selbstverständlich nur, wenn die Ort-

schaft nicht zu weit von Ihrer Gegend. Es ist mir erst kürzlich eingefallen, daß bei den mäßigen Größenverhältnissen der Schweiz Sie vielleicht ganz nahe an dem Aufenthaltsort meines Knaben wohnen. Und dann, wie geht es Ihrer Familie? Der schönen Frau Clementine? Ihren Kindern, die ich ja leider nie gesehen? — Oder sollten Sie sich vielleicht mit den Ihren im Bade befinden und Sie diese Zeilen gar nicht zu Hause antreffen? — Wann kommen Sie wieder einmal nach Italien, nach unserem schönen Mailand, wo es sich so trefflich leben ließe, gäbe es nicht diese immer sich bösartiger gestaltenden Ausbrüche des Volksunwillens. Man sagt, daß sich das Haus Savoyen in seiner Sicherheit sehr gefährdet fühle. Nun, wir werden sehen. Mit vielen Grüßen an alle, besonders aber an Sie, Ihr Freund

Ercole Venturini.

Des Majors erster Gedanke war, gleich aufzubrechen, in das Dorf hinunterzusteigen und sich nach dem jungen Venturini umzusehen. Er wußte, daß dort ein Pensionat war, in welchem Jünglinge anderssprachiger Gegenden auf dieses oder jenes Examen vorbereitet wurden. Ein Blick auf die Zeitungen jedoch, unter welchen sich auch ein großes Mailänder Tageblatt befand, fesselte ihn noch länger an seinen Platz, er faltete den Bogen auseinander und seine sonst so glatte Stirn legte sich in Falten, als seine Augen auf eine in den Text hineingedruckte, bildliche Darstellung von neuen Straßenkämpfen fielen. Lange verharrte der Major so, den Kopf in die Hand gestützt und das Gesicht unverwandt den Spalten des Journals zugekehrt. Dabei waren es nicht etwa die Nachrichten über die Vorgänge selber, welche den Major beunruhigten. Man war bei der damaligen schlechten ökonomischen Lage des Königreichs so sehr an Aufstände gewöhnt, daß man dieselben als

ein notwendiges Uebel betrachtete, nein, Herrn Schürchs Gedanken beschäftigten sich vielmehr mit der unendlichen Gefahr, welcher ein junges Temperament bei derartigen Geschehnissen ausgesetzt ist, indem die Jugend die Notwendigkeit der vom Staat ausgeübten Zucht noch nicht begreift und, ausschließlich die Gesetze der Humanität kennend, leicht mit der öffentlichen Gewalt in ernsten Widerspruch geraten und sich auf die Dauer seines Lebens unglücklich machen kann. Ein Polizeileutnant befiehlt die blanke Waffe zu ziehen. Was weiß ein Bursche von vierzehn Jahren davon, daß die Staatsraison gebietet, unter Umständen auch ein hilfloses Weib mit der scharfen Klinge unschädlich zu machen, da es, einfach festgenommen, selbst durch sein passives Verhalten die wütende Menge zu neuen Angriffen aufreizt.

Der Major war noch in Nachdenken versunken, als sich plötzlich ein weicher, bloßer Frauenarm um seinen Hals legte und zwei Lippen sich auf seinen Mund preßten, um ihn erst nach geraumer Zeit wieder frei zu geben.

„Clementine! Mein Weib! Also ein solches Siebenschläferleben gedenkst du hier zu führen. Da müssen wir gleich die nächsten Tage ein paar Morgenspaziergänge ausführen," meinte Herr Schürch, indem er sich zurückbeugte, um seiner Gemahlin besser ins Antlitz sehen zu können.

Clementine wurde verwirrt.

„Aber nein," erwiderte sie, das hat doch seinen Grund. Man ruht eben hier oben viel besser. Denkst du, ich habe bemerkt, wie du dich erhobest. Und siehe deinen Freund, den Baron mit seiner Eva. Die kommen auch erst jetzt eben aus den Federn."

Unter dem Hauseingang sah man einen Herrn in schwarzem Gehrock von tadellosem Sitz, ein graues Beinkleid fiel auf

ein Paar nagelneue Lackschuhe. Er führte eine schlanke, zierlich gewachsene Dame mit fast weißblondem Haar am Arm und beide näherten sich langsam dem Frühstückstisch. Der Major erhob sich:

„Ihr habt euch gestern Abend gar nicht mehr gesehen. — Darf ich dir, Clementine, meinen Freund, den Schriftsteller, Baron Thorsten Silfverström vorstellen . . . meine Frau . . . die Baronin . . .“

Die Herrschaften verbeugten sich gegenseitig und namentlich die Frauen musterten sich mit jenem Blick, dessen Schärfe erraten läßt, daß er im nächsten Augenblick schon zum Urteil wird. Dieses Urteil schien hier nicht schlecht auszufallen.

Frau Clementine stand in den Jahren der schönsten Blüte, das weiße Piquékleid mit schwarzem Tüllbesatz umspannte Formen von üppiger, fester Fülle. Die Baronin, schmächtiger, kleiner, ja beinahe mädchenhaft, besaß doch eine äußere Uebereinstimmung mit der Majorin, so daß man die zwei für Schwestern mit einem Altersunterschied von allerdings gut zehn Jahren hätte halten können. Denn ein jeder sah der Frau des Majors an, daß das Leben für sie nicht ohne Erfahrungen geblieben war, während Eva Silfverström noch jene scheinbare Unberührtheit atmete, die jungen Frauenerscheinungen leicht den Charakter von stets sorgfältig behüteten Porzellannippes verleiht. Man setzte sich nieder. Bald fanden sich auch Walther und Micki ein, letztere mit einem kleinen Spaten in der Hand, denn sie hatte ihrer Aussage nach in früher Morgenstunde schon im Garten gegraben. Ein trauriger Blick des Majors streifte den Knaben, der, nachdem er seine Krücke in eine Ecke gestellt, nur mühsam und nicht ohne eine Hilfeleistung von Seiten der Majorin auf dem etwas hohen Sessel Platz nahm.

Der skandinavische Edelmann ergriff zuerst das Wort, indem er ein kleines Abenteuer erzählte. Er war mit seinem jungen Weibe direkt aus Genua angekommen, wo sie einige Wochen in einer einfachen Mietswohnung zugebracht hatten.

„Es kostete mich die größte Mühe, meine Frau vor einem sehr dummen Streich zu bewahren, nicht wahr, Eva? Denken Sie sich, da wohnte in demselben Hause ein Sprachlehrer, den wir aber nie gesehen, sondern dessen Stimme wir nur jeweilig hörten, wenn er in seinem Gartenzimmer einem jungen Schüler vortrug. Er besaß ein tiefes, klangvolles Organ. Nun wohl, meine Frau verliebte sich in die Stimme und in den Mann und wollte sich durchaus von mir scheiden lassen. Denken Sie sich, eines Wesens wegen, das sie nie zu Gesicht bekommen hat. Ich stellte ihr vor, daß wir uns doch nicht geheiratet, um nach wenigen Wochen wieder auseinander zu laufen. — — — Aber es ist allerdings wunderbar, wie der Klang der Stimme schon vieles von dem verrät, was in einem Charakter liegt. Denn die Ausführungen unseres Lehrers waren natürlich italienisch und meine Frau versteht nicht ein Wort. Das Wiehern eines Pferdes kann unter Umständen mehr Poesie in sich schließen als das kunstvollst gesetzte Musikstück . . ."

„Ach, da fällt mir ein," — sagte der Major zu seiner Frau, nachdem er den Baron um Entschuldigung gebeten hatte — da ist ein Sohn des alten Venturini, du erinnerst dich doch meines Freundes, hier in Holderbank in Pension. Wir müssen ihn einmal im Dorfe aufsuchen, Clementine! — So, also, Baron, Sie haben Ihre Gemahlin das Gefäß nicht sehen lassen, das eine so verführerische Resonnanz in sich schloß. Ich glaube, Sie haben gut daran gethan. Wie doch das Glück unseres Lebens von Kleinigkeiten abhängt . . ."

Die Majorin fiel ein:

„Hat dein Freund Venturini nicht lange Zeit in Südamerika geweilt, nachdem er hier in Europa mit seinem Vermögen fertig gewirtschaftet? Du erzähltest mir einmal so etwas?"

Der Major that einen Blick nach den Kindern. Diese hatten sich schon entfernt und er hub an:

„Da wir den jungen Sprößling meines Freundes im Laufe des Sommers ja doch häufiger hier sehen werden, so mag es für alle von Interesse sein, zu erfahren, welchem Schicksal der Knabe sein Leben verdankt. Der alte Venturini war der letzte Nachkomme einer alten Landadelsfamilie aus der Umgebung von Como. Hätte er nicht etwas mehr Temperament im Leib gehabt, als so viele andere, so würde er in Ruhe von seinen Zinsen gelebt haben, die nicht ausreichten, um damit standesgemäß eine Familie zu ernähren. Mein Freund Venturini war aber ein Heißsporn und ohne zu wissen warum, fühlte er die Notwendigkeit, sich des Erbes seines Vaters zu entledigen. Er that dies auf eine ebenso schnelle wie praktische Weise, indem er nach Mailand zog und sein Vermögen verpraßte — ja, eigentlich verpraßte — und er sagte mir, daß er ein Gefühl der Erleichterung gehabt habe, als er mit diesem Stück Elend fertig gewesen. Denn er nannte es ein Elend, der Sorge einiger Tausend Lire zu leben. Dann ging er nach Argentinien. Dort wurde es ihm nicht leicht, Beschäftigung zu finden. Er zog, glaube ich, die ersten Wochen mit einem Karren voller Früchte umher, dieselben zum Verkauf ausbietend. Diese beschauliche Thätigkeit ließ ihm viel Muße und letztere benützte er dazu, die Bogen, worein er für seine Käufer die Datteln und Melonenschnitten einwickelte, mit kleinen Zeichnungen und Karrikaturen vollzukritzeln. Bald war

es ein Pudel, der sich an der Sonne briet, bald ein Kollege vom Obsthandel, bald ein Mädchen, das an der Straßenecke auf seinen Liebhaber wartete. Ein Kunde, der sich zuerst über eine so beschmierte Umhüllung aufgehalten, betrachtete die Skizzen länger, suchte sich einige aus und bezahlte eine kleine Summe. Das brachte unseren Freund auf den Gedanken, das Zeichnen ganz zu seinem Beruf zu machen, aber er mußte, da er nicht einmal einen richtigen Wohnraum hatte, in Kneipen und Kaffeehäusern arbeiten, wo sich dann auch die Leute fanden, die ihm seine primitiven Kunstwerke abnahmen . . ."

„Und dann hat er sich verheiratet," warf die Majorin ein, die ihrem Gemahl sehr gespannt zugehört und während seiner letzten Worte einen Ausdruck auf dem Gesicht getragen hatte, als könne sie es vor Erwartung nicht mehr aushalten.

„Woher weißt du das?" fragte der Major erstaunt.

„Nun, es ist doch immer so. So lange es euch Männern gut geht, denkt ihr nicht daran. Wenn aber die übeln Zeiten kommen, erwacht das Bedürfnis und ich kann mir den Seelenzustand des armen Venturini lebhaft vorstellen, als er nach Jahren üppigen Genusses in den Straßen der amerikanischen Stadt mit seinem Wagen umherzog. Nachher verdiente er so viel, als zwei Personen brauchen. Und ich kann mir auch nicht denken, daß ein Weib einen Mann nicht von ganzem Herzen liebt, der seine gesamten Kräfte aufbietet, um sich in ihren Besitz zu erhalten. —"

„Es kam nicht so," fuhr der Major nach einer kurzen Pause weiter. „Venturinis Verhältnisse waren noch lange nicht derartig, daß er die Verantwortung für ein zweites Wesen hätte auf sich nehmen können. Und das ist es doch, wenn man mit einem unbescholtenen Mitglied der menschlichen Gesellschaft den Ehebund eingeht. Erstens einmal, wo hätte er sie suchen

sollen und zweitens, wäre sie durch seine gedrückte Lage nicht stets mit herabgezogen worden. Nein! Er lernte auf seinen Gängen ein Mädchen kennen, das, im Schmutz geboren, nichts anderes als den Schmutz kannte und den Schmutz wollte. Dabei war sie schön wie ein Engel, so schön wie diese Wesen oft sind, damit vielleicht einer doch von den vielen Tausenden, die an ihnen vorübergehen, den Kampf gegen das Böse in ihnen aufnehme, ernstlich aufnehme. Venturini that dies, sie lebten anfänglich in wilder Ehe, dann, als sein Einfluß anschlug, heiratete er sie und kehrte mit ihr nach der Heimat zurück, nachdem er sich in seiner Kunst so weit emporgeschwungen hatte, daß ein Bild von ihm auf einer Ausstellung ausgezeichnet wurde. Sie starb in Italien, nachdem sie ihm ein Kind geboren . . ."

„Wir müssen den kleinen Giovannino unbedingt besuchen!" rief die Majorin aus als ihr Gatte mit seiner Erzählung zu Ende. Man beschloß, in Gemeinschaft die nächsten Tage einmal nach Holderbank hinunterzusteigen, wo man den Sohn seines Freundes sicher antreffen würde.

* * *

Während die Erwachsenen noch am Frühstückstisch saßen, waren die Kinder ins Schloß geeilt. Micki hatte ihr Schmetterlingsnetz und eine mit Korkplatten und Stecknadeln ausgerüstete Botanisierbüchse geholt, denn sie trug sich, ohne daß ihr von einer Seite her der Auftrag geworden wäre, mit dem Plan, den Sommer über eine möglichst reichhaltige Insektensammlung anzulegen. Sie hatte von ihrem Vater ein kleines Fläschchen mit Aether erhalten und kannte genau das Verfahren, um die Tiere, welche sie gefangen, eines schmerz-

losen Todes sterben zu lassen. Da sich Walther, sobald ihm die Krücke zur Verfügung stand, ziemlich gelenk bewegte, so hinderte ihn nichts, seine ältere Schwester auf ihren Streifzügen zu begleiten und es war sogar bestimmt worden, daß die beiden sich nur zusammen größere Strecken vom Schloß entfernen sollten.

Langsam gingen sie durch die Zieranlagen vor das Thor, kamen dann an einem im schönsten Grün dastehenden Weizenfeld vorüber, das sich, mit der Lage nach Süden, bis an den Wald hinaufzog. Micki wollte sich schon auf einem Stein niederlassen, als ein Rudel Rehe ihre Aufmerksamkeit erregte. Erst hielten die Tiere einen Moment die Köpfe vorgestreckt und musterten mit ihren großen Augen die Ankommenden, dann machten sie plötzlich Kehrt, um blitzschnell im Forst zu verschwinden. Die Kinder waren über den Anblick so verblüfft, daß es lange dauerte, bis sie sich ihrerseits wieder in Bewegung setzten und in der Hoffnung auf neue Abenteuer einen Fußweg hinauf kletterten, von welchem sie wußten, daß er sie bis auf den felsigen Grat des Berges führen mußte.

Immer höher stiegen die Kinder, niedriges Gestrüpp stand auf beiden Seiten, wo Brombeeren reiften und schlanke, glattrindige Buchen, eben der Schule entnommen, ihre klafterhohen Stämmchen über das Unterholz erhoben, Farnkräuter wucherten und große Glockenblumen ihre mit blauen Blüten besetzten Stengel über das Grün gesenkt hielten. Eine Stelle fand sich, wo ein kleiner Quell aus dem Moos hervorgurgelte, über den Pfad hinwegrieselte, um alsbald wieder unter Stein und Geröll zu verschwinden. Micki hatte sich umgewandt, um auf ihren so tapfer wie möglich folgenden Bruder zu warten. Sie ließ sich zur Erde nieder und genoß das Landschaftsbild, das ihr noch nie so schön erschienen war.

Tief unten winkte das rote Dach von Wildegg aus dem grünen Wald empor. Von hier aus zog sich immer knapp vor den steilen Hängen der Juraberge hin das silberne Band der Aare, bis es sich im Dunst und im Sonnenglast verlor. Das Hügelland breitete sich mit seinen schmucken Dörfern und Städtchen davor aus und die Seebecken von Hallwyl und Baldegg glitzerten wie Spiegel, in einen farbigen Grund eingelassen. Das alles wurde eingeschlossen durch die schneebedeckten Gipfel der Alpen, die bald bläulich, bald rötlich oder blendend weiß leuchteten . . .

Wie Micki noch so saß, tönte plötzlich eine Stimme, nicht wie die eines Mannes, aber auch anders als die einer Frau oder eines Mädchens. Voll und kräftig schlugen die Töne an ihr Ohr und sie erkannte ein friauliches Lied, wie man es von Italienern, welche in der Umgebung an Eisenbahnbauten beschäftigt waren, oft singen hören konnte.

Walther hatte seine Schwester indessen eingeholt und es fehlten nur noch wenige Schritte bis zum Grat, als plötzlich oben am Kamm ein gebräuntes Antlitz sichtbar wurde. Der hellfarbene Anzug, das wirre, ungeordnet unter der Kopfbedeckung hervorquellende Haar, ein lose über der Brust liegendes, dunkles Flanellhemd ließen fürs erste auf einen italienischen Arbeiterjungen schließen. Micki und Walther wollten aus unbestimmter Scheu eine andere Richtung einschlagen. Da aber hörte der Pfad auf und sie mußten wohl oder übel auf den Burschen losgehen.

Dieser, ein jugendlicher Pensionär aus dem Institut des Herrn Jeremias Bolliger in Holderbank hatte sich heute Morgen mit Vorbedacht um die Vorteile der Lehrstunden gebracht und war vor Beginn des Unterrichts auf unfindbaren Wegen davongetrollt. So traf er zur selben Zeit auf dem Grat des

Restenberges ein wie die Kinder des Majors. Nun lag ihm daran, wieder nach Hause zu kommen und da er nicht wußte, ob ihn der Pfad um Schloß Wildegg herum wirklich nach Holderbank zurückbringe, so wandte er sich an das Mädchen. Höflich nahm er seine Sportmütze vom Haupte und stellte seine Frage in gebrochenem Deutsch. Micki war zuerst entschlossen nicht zu antworten, denn sie empfand in Gegenwart des Unbekannten eine Verlegenheit, die ihr vielleicht das Herz zersprengt hätte, als Walther herangeeilt kam und dem Fremden Bescheid gab. Der Weg sei allerdings der richtige, sagte er, aber er sei auch beträchtlich lang und sie wollten sich doch erst etwas ausruhen. Der Unbekannte dankte dafür, daß man ihm erlaubte, sich anzuschließen und die drei Kinder setzten sich in luftiger Höhe nieder, von wo aus sie die Aussicht hatten, im Westen beinahe bis nach Frankreich hinein, im Norden bis an den dunkeln Rücken des Schwarzwaldes und im Süden bis an die höchsten Scheitel der Alpen, wo jenseits Italien beginnt. —

Micki saß in einiger Entfernung von den Knaben und während diese sich schon in ein eifriges Gespräch vertieft hatten, beschäftigte sie sich damit, einen Schmetterling, den sie zuvor in einem Glase eine tüchtige Portion Aether hatte einatmen lassen, auf die Korkplatte zu spannen. Sie war ärgerlich, worüber wußte sie selber nicht, aber vielleicht war es deshalb, weil für sie, abgesehen von ihrem Bruder, männliche Gleichaltrige bisher gar nicht bestanden hatten und sie nun auf einmal eine unüberwindliche Neugierde empfand, den wie aus dem Boden gestampften Fremdling sich etwas näher anzusehen. Das war nun eine harte Arbeit, so unten durch zu blinzeln und zu bemerken, daß er von fahler Gesichtsfarbe war, daß aber seine Lippen rot wie Karmin glänzten und daß

seine Hände eine schlanke Form hatten, während allerdings seine Beinkleider eine zu große Kürze aufwiesen, nach Midis Haushaltserfahrungen ein Zeichen, daß sie aus Ausbesserungsrücksichten schon verschiedene Male abgeschnitten worden . . . . Da rief Walther herüber:

„Du? Midi? Maccaroni — ich stelle dir hiermit feierlichst vor — Herr Maccaroni — aus Mailand. Weißt du, wir wären doch beinahe einmal hinuntergefahren mit Papa . . .“

Aber das Mädchen hatte nur einen sehr kalten, beinahe grollenden Blick für beide.

Auf dem Abstieg mußte man Walthers wegen vorsichtig sein und es geschah ganz von selber, daß sich plötzlich der junge Italiener und Midi ein gutes Stück hinter dem Vorauseilenden befanden. Sie gingen dicht neben einander her, und der Fremde erzählte, was Mailand für eine große Stadt sei, wie er oft mit seinem Vater in der Galerie sitze, was für ein kostbares Vergnügen es gewähre, des Tags oben auf dem Dache des Doms herumzuspazieren, der so groß sei, daß die Bevölkerung einer ganzen Kleinstadt hineingehe. Midi sagte nichts, nur hin und wieder gab sie ihrem Begleiter einen beobachtenden Seitenblick als komme es ihr darauf an, seine Bewegungen fest im Auge zu behalten. Und er erzählte weiter, von einem Denkmal, das man auf dem Domplatz gesetzt und das König Viktor Emanuel darstelle, von den Streitereien zwischen den Polizeiaufgeboten und dem Volk, das andere Gesetze wolle, von dem Leben in dem Atelier seines Vaters, wo jeden Morgen schöne Menschen kommen, Männer und Weiber, die dem Künstler zu seinen Bildern Modell stehen, daß auch er zeichne und male, aber noch lange nicht so gut wie sein Vater . . . . .

Micki horchte auf und sagte, ihr Papa male auch und er habe ganze Zimmer voll Bilder, die seine eigenen Werke seien. Im Uebrigen hätten sie sich verirrt und sie müßten, da es schon bald Essenszeit sei, jetzt geradewegs durchs Gebüsch gehen. Er könne auch mitkommen, nicht zum Essen, aber auf dem kürzeren Wege, der ihr allein bekannt sei.

Walther hatte die Kolonne in der That falsch geführt und da er ziemlich erschöpft war, ließ er es gerne geschehen, daß nun Micki voranging, die Botanisierbüchse auf dem Rücken, das Netz, damit es die Dornen nicht zerreißen sollten, vor der Brust. Wie eine kleine Pionierin in den Urwäldern Kaliforniens schritt sie so an der Spitze und mußte des öfteren Halt gebieten, um sich von den Brombeerranken frei zu machen, die ihre Beine wie mit lebendigen Fesseln umschlangen. Dieser Uebermut eines deutschen Mädchens machte sichtlich Eindruck auf den Südländer, der sich mehr als notwendig auf Mickis Fersen hielt, unter dem Vorwand, die Zweige und hinderlichen Schlinggewächse aus der Bahn zu räumen. Dann ging es durch einen Stollen, den man einmal auf der Suche nach Wasser gegraben und, um die Gegend mit einer Seltsamkeit zu bereichern, bis zu einem entlegenen Ende durchgeführt und ausgemauert hatte, ein unterirdischer Irrgang, um den von den Dreien auch nur Micki wußte. Die war durch das Romantische der Wanderung so heiter gestimmt, daß sie dem Italiener die Hand reichte und nachdem dieser wiederum Walther angefaßt hatte, zog sie die beiden Knaben wie zwei Mehlsäcke durch die Dunkelheit nach sich. Die Höhle mündete auf die Fahrstraße, welche in zehn Minuten nach dem Schloß hinauf führte, und schon wollte sich der junge Pensionär von seinen neuen Bekannten verabschieden, als Micki eine eigentümliche Idee hatte. Sie stellte sich nämlich auf einen alten

Baumstumpf und hinter sich vom Abhang Garben von Epheu, Moos, Waldblumen und anderem Grünzeug abflückend, befahl sie ihren zwei Kameraden, vor ihr niederzuknien, damit sie sie nach alter Sitte mit den Kindern der Natur schmücke. Kam es nun durch Zufall oder that es der Aether, den das Mädchen zuvor gehandhabt hatte, plötzlich schwankte Micki und wäre nicht gefahrlos abgestürzt, hätte sie nicht der Italiener mit Blitzesschnelle in seinen Armen aufgefangen. Mit blassem Gesichtchen lag sie an seiner Brust. Kein Zucken auf den Wangen verriet Leben. Der Mund war geöffnet und hinter den roten Lippen schimmerten die Zähne. Giovannino legte den bewegungslosen Körper nieder, schickte Walther an den Brunnen, der etwas weiter unten am Fahrweg stand. Aber noch ehe Walther den alten, moosüberwachsenen Trog erreicht hatte, schlug Micki die Augen auf, den ihr von neuem unbekannten Menschen mit einem so erbarmungswürdigen Blick anschauend, daß dieser wahnsinnig hätte sein müssen, wäre ihm ein anderer Gedanke gekommen als der Hilflosen eben Hilfe zu leisten. Der Jüngling hob seine Gefährtin hoch, und als sie fest auf den Füßen stand, legte er ihr seinen Arm um die Hüften und führte sie zum Brunnen hinunter, wo einige kalte Umschläge um die Stirn bald gänzlich die Ohnmacht zurücktreten ließen.

„Wie heißt du?“ fragte Micki mit schwacher Stimme.

„Giovanni Venturini!“ antwortete der Jüngling. „Aber wir werden nie mehr zusammenkommen, denn mein Vater ist arm, wir haben kein Schloß, keine Wälder. Wo sollten wir uns nochmals treffen? —“

Diese Voraussetzung leuchtete Micki durchaus ein.

„Da hast du wahrlich auch recht, wir müßten uns denn oben auf dem Grat des Berges begegnen, wohin wieder sobald

hinaufzuklettern ich aber keine Lust verspüre. Aber ich will dir ein Andenken geben. Verlange etwas, was du jetzt an mir siehst. Ich werde es dir schenken."

Sie dachte an ihre kleinen Münzen, Herzen, Ringe und andere billige Anhängsel, welche sie nach Mädchenart teils an Armbändern, teils an einem kleinen Kettchen um den Hals trug. Der Italiener sah jedoch das kleine Taschentuch, welches zerdrückt und naß in Mickis Schoß lag und mit einem feurigen Blick auf ihre ganze liebliche Erscheinung griff er nach dem mit einem Monogramm verzierten Stück Leinenbattist.

Micki lächelte und meinte, es werde zwar eins im Dutzend fehlen. Aber wenn es ihm Vergnügen mache, warum nicht. Und sie nahm ihm das Tüchelchen aus der Hand, glättete es erst und überreichte es ihm wieder. Da wollte er ihren Arm fassen, aber sie sprang auf und rannte den Weg hinauf, ihm zurufend, jetzt werde er sie sicherlich nie mehr zu Gesicht bekommen. Gleich darauf kehrte sie zurück und bekränzte jetzt wirklich ihre beiden Begleiter und sich selbst und sagte, sie seien verbunden wie Geschwister und wo immer sie sich träfen, müßten sie zueinander halten, was ja ein Leichtes sei, da sie sich ja voraussichtlich überhaupt nicht mehr sehen würden. Dann wandten sich die zwei Kinder des Majors dem Schloß zu. Der Pensionär stieg traurig den Berg hinunter, denn das schöne Mädchen mit dem feinen, schwarzen Kleid auf dem Leib und dem wehmütigen Zug um den Mund wollte ihm nicht mehr aus dem Sinn.

Am nächsten Tage brach nach dem Mittagessen die ganze Gesellschaft auf, um nach Holderbank zu wandern. Die Kinder hatten des Unfalls wegen über ihr Abenteuer Schweigen bewahrt und dachten natürlich nicht daran, daß derjenige, den ihr Vater suche, derselbe sei, mit dem sie gestern schon

zusammengetroffen. Da es noch etwas zu früh, so besuchte man vorerst die kleine Dorfkirche, welche, wie das bei protestantischen Gotteshäusern die Regel, keinen besonderen Schmuck aufwies. Immerhin hatte es ein gewisses Interesse, die Grabtafeln der früheren, feudalen Besitzer von Wildegg zu studieren, die einen Großteil des Fliesenbodens ausfüllten. Der Baron knüpfte daran einige Bemerkungen, wie außerordentlich die Verehrung des Volkes für herrschende Familien durch diese Beisetzung in öffentlichen Kirchen gestärkt werde und er sehe es für einen großen Mißgriff an, daß man den Brauch habe abhanden kommen lassen, indem die großen Dynastien der Gegenwart Mausoleen bauen, die dem Volke wohl zugänglich aber nicht heimisch seien. Nicht weit von der Kirche stand ein geräumiges Bauernhaus, in welchem sich den Erkundigungen des Majors gemäß das Pensionat befinden mußte. Er ging, die Uebrigen zurücklassend, hinein und kam bald mit seinem jungen Freund heraus. Alle begrüßten ihn aufs Herzlichste, nur Micki war verschwunden und man fand sie hinter der Kirche auf einem Mauerrande sitzend, weil sie sich, als sie von Ferne ihren Bekannten vom Tage zuvor gesehen, schämte. Die Majorin schüttelte dem jungen Italiener die Hand als wenn er ein alter Bekannter gewesen wäre, plötzlich aber konnte man bemerken wie sie mitten in einem scheinbar harmlosen Geplauder errötete, sich dem Baron zuwandte und mit demselben einige gezwungene Worte wechselte. Dem Baron war die Verlegenheit, welche ein einziger Blick Giovanninos bei der Majorin hervorgerufen hatte, nicht entgangen und ein leichter, ironischer Zug spielte um seine Lippen, als er als galanter Mann das Gemüt Clementinens so zuvorkommend wie möglich durch ein geschicktes Eingehen auf ihre Rede ins Gleichgewicht zu bringen suchte. Dann holte der

Major Micki aus ihrem Versteck hervor und, nachdem er ihre Beichte angehört, nahmen sich die beiden, Giovannino und sie, wieder bei der Hand, mit ihren dunkeln Augen fest aneinander hängend und das Mädchen leise am ganzen Körper zitternd.

* * *

Es war kein Wunder, daß es Giovannino Venturini, bei der Art, wie er in Italien unter der Obhut seines Vaters groß geworden, in dem Institut des Herrn Volliger nicht gefiel und daß er namentlich aus dem Unterricht beinahe keinen Nutzen zog. Seine Kameraden waren meist junge Leute, die sich, nachdem sie schon einen bestimmten Studiengang zurückgelegt hatten, auf die Prüfungen zur Aufnahme als Postgehilfen oder zum Eintritt in ein Lehrerseminar vorbereiteten, und da Giovannino weder im Sinne hatte, sein Leben hinter einem trüben Schalterfenster noch in der Eintönigkeit des Massengefängnisses einer Schulstube zu verbringen, so wußte er eigentlich nicht, warum ihn sein Vater hierher geschickt hatte. Denn daß sein Erlebnis bei den Krawallen der Grund war, konnte ihm nicht einfallen.

Die Kindheit Giovanninos war eine besonders glückliche gewesen, wenn man in Betracht zieht, daß er sie ohne die Fürsorge einer Mutter durchlebt. Ein alter Geistlicher, ein Freund seines Vaters, hatte ihm den Elementarunterricht erteilt; dieser würdige Greis war aber nur der Handlanger bei der Erziehung des Knaben gewesen, die nicht bindende Thätigkeit als Künstler ließ dem Vater genug Muße übrig um das zu thun, was eines jeden Erziehers erste Pflicht sein sollte, das heißt, den jungen Menschen auf alles vorzubereiten, was es Gutes und Schlechtes in der Welt giebt und ihn durch eine ver-

nünftige Lebensweise derart zu gewöhnen, daß keine oberflächliche, sinnliche Beeinflussung uns unserer kalten Ueberlegung berauben kann. Ob dies ein Erzieher, der aus seinem Berufe ein Geschäft macht, vermag, lasse ich dahingestellt sein. Dagegen geht der Ehrgeiz so und so vieler Väter nur darauf aus, ihren Kindern möglichst große Taschengelder, schöne Reitpferde und andere Zeitvertreibe zur Verfügung zu stellen und ihnen bei ihrem Tode ein besser nach Millionen als nach Hunderttausenden zählendes Vermögen zu hinterlassen. Dieses irrige Bestreben rächt sich immer am eigenen Fleisch und Blut.

Der alte Venturini war Kirchenmaler, das heißt, er bekam durch seine Verbindungen mit dem Episkopat häufig Aufträge, nicht nur zur Ausschmückung von Gotteshäusern, welcher Arbeit er mit einer Hingebung nachkam, als hätte es sich darum gehandelt, das Heim einer Geliebten auszustatten, sondern auch zu Bildern aus dem Heiligenleben, malerischen Darstellungen von religiös-philosophischen Motiven, womit dann kunstliebende Geistliche ihre Wohnräume ausschmückten. So kam es, daß die Treppe zu dem Atelier am Corso Venezia in Mailand oft schon früh Morgens mit Modellen gefüllt war, die darauf warteten, daß der Maler aus seiner Behausung heraustreten und diejenigen, deren er gerade zu seiner Arbeit bedurfte, auswählen würde. Es kamen auch jene, welche schon als untauglich befunden waren, immer wieder, weil sie wußten, daß der moderne Apelles eine offene Hand hatte und keinen unbeschenkt nach Hause ließ. Und mit den Mädchen, frischen, sonnenverbrannten Lombardinnen, deren Augen unter den madonnenhaft edeln Stirnen Kohlen glichen, schäkerte er, Giovannino aber, der in der Kunst des Farbenreibens ein Meister geworden war, hatte in dem Wirkungskreis seines Vaters von klein auf Gelegenheit gehabt, über künstlerische Dinge sprechen

zu hören, Kunstwerke entstehen zu sehen, namentlich aber an Gottes höchst eigener Schöpfung die Schönheit der menschlichen Linie zu empfinden und sich an diese Empfindung zu gewöhnen. Dasjenige, was vielen Erwachsenen bis ins hohe Alter ein ungelöstes Rätsel bleibt, war dem Kind eine vertraute Sache.

Nun kam die Reise in die Schweiz und da Giovanninos Charakter in mancher Beziehung schon gefestet war, so wurde er auch nicht von jener ungesunden Erwartung und Aufregung ergriffen, wie das bei Kindern gerade dieses Alters sonst der Fall ist. Er freute sich, ein neues Land kennen zu lernen, andere Menschen zu sehen, aber da die alte Kultur der apenninischen Halbinsel auf ihre heutigen Bewohner immer noch sättigend wirkt, so machte sich bei Giovannino eine besonders gespannte Neugier, ein Beben, wie es wohl andere Naturen beim Eintritt in eine neue Welt ergreift, nicht bemerkbar. Diese Ruhe vermehrte sich noch, als auf der andern Seite des Gotthards der Zug die Schluchten des Reußthales und die Gestade des Vierwaldstättersees verlassen hatte und der junge Weltwanderer durch das hügelige Alpenvorland hingetragen wurde, wo rechts und links putzige Dörfer lagen, die Kirchtürme, frisch geweißt und rot gedeckt, nadelspitz in die Luft ragten, die Leute nicht wie zu Hause zerlumpt und abgerissen, sondern sauber und ordentlich gekleidet die Steige der Bahnhöfe anfüllten, wo auch jenes hastige Reden, heftige Bewegen und Ueberschäumen einer zu großen Bereitwilligkeit zum Genuß fehlen. Dieses Bild allgemeiner Regelung, das keinem entgeht, der, von Süden kommend, die äußersten Grenzgelände germanischen Einflusses erreicht, wirkte auch auf Giovannino in einer Art, daß er sich noch mit mehr Selbstverständlichkeit und Unbefangenheit nur eben für einige Wochen aus seinem ur=

sprünglichen geistigen und materiellen Nährboden in einen anderen versetzt glaubte. Er hatte den Aufenthalt im Pensionat, wo er nichts lernte, da in derartigen Instituten der letzte Vorteil der Massenerziehung, nämlich derjenige des gegenseitigen Nacheiferns auch noch verloren geht, mit Ruhe und Gelassenheit ertragen und sich gehütet, mit denjenigen Leuten, denen nun einmal die Autorität über ihn gegeben war, in Widerspruch zu gelangen. Dann aber, als ihm durch den Besuch des Majors und seiner Familie klar geworden, daß er Freunde in der Umgebung besitze, die außerhalb des Wirkungskreises des Herrn Bolliger standen, war ein Gefühl der Erlösung über ihn gekommen, und jetzt vielleicht zum ersten Mal seit seiner Abreise von Mailand hatte er die Empfindung, als beginne eine neue Epoche seines Lebens.

Giovannino verbrachte nunmehr den Großteil seiner freien Zeit auf dem Schloß. Den Major bewegten bei seinem Entgegenkommen zwei Gründe, erstens sagte er sich, daß der Verkehr des gesunden, jungen Burschen in seinem Hause auf die Entwickelung seines eigenen Sohnes nur von bestem Einfluß sein könne, zweitens hatte der Major beim näheren Kennenlernen ein wirkliches Interesse an dem jungen Italiener gewonnen, bei dem alle Gaben, deren Keime wir prosaischeren Naturen in den tiefsten Falten unserer Herzen suchen müssen, in Ueberfülle vorhanden waren. So hatte Giovannino eines Nachmittags seine Guitarre mitgebracht und sang mit anmutiger, metallreicher Stimme eine ganze Reihe italienischer Lieder, die den Anwesenden teils bekannt, teils neu waren, jedenfalls aber allen große Freude bereiteten. Auch mit Bleistift und Skizzenbuch wußte er recht geschickt umzugehen und übertraf den Major, der immer nur Dilettant geblieben war, in der Kunst des Zeichnens, was dazu führte, daß

der Major, ohne es den Knaben merken zu lassen, recht viel von ihm lernte. Was aber Giovannino bei allen beliebt machte, war die Bescheidenheit, mit welcher er auftrat. Es schwebte noch jenes gewisse Unbewußtsein des eigenen Ichs über ihm, das die geringste äußere Anerkennung so leicht gefährdet, zum Schaden des Künstlers und zum Schaden der Welt. Denn letztere fühlt sich zu unberechtigten Anforderungen veranlaßt, während ersterer an Selbstüberhebung und Selbstzufriedenheit zu leiden beginnt, womit der erste Schritt zum Verfall oder wenigstens zum Stillstand gethan ist.

Oben im zweiten Stock des Schlosses lag hinter dem Rittersaal ein sehr geräumiges Gemach mit zwei großen Fenstern nach Norden. Man hatte von hier aus die Aussicht auf die Ruine von Habsburg und den Treffpunkt der drei großen Alpengewässer Aare, Reuß und Limmath. Schon der Rittersaal mit seiner Waffensammlung und einer die ganze Nordseite einnehmenden Loggia war eine Sehenswürdigkeit, den Raum dahinter jedoch hatte sich der Major als Atelier einrichten lassen und darin alles, was er an Kunstgegenständen besaß, aufgestapelt. An den mit weißer Damasttapete bekleideten Wänden hin zogen sich vornehme Lederdivans, vorne an den Fenstern stand die Staffelei mit einigen begonnenen Arbeiten, von der Decke herab hing ein mittelalterlicher Kronleuchter aus Eisen, an der Hinterwand sah man vor einer blausammtenen Draperie eine ungefähr drei Fuß hohe Nachahmung der Jungfrau von Orleans von Frémiet, ein Reiterstandbild in Bronze, wo alles, was Rüstung, Geschirr und Waffen darstellte, vergoldet war. Mit dieser Statue hatte es seine eigene Bewandtnis. Der Major und die Majorin waren auf ihrer mehrmonatlichen Hochzeitsreise auch nach Paris gekommen und dort hatte sich Clementine, die schon mit Micki

schwanger ging, in das Monument, wie es graziös von der Rue de Rivoli nach den Tüilerien hinübergrüßt, so eigentlich verliebt. Der Major kaufte dann die Nachbildung. Sie hatte bisher im Salon der Stadtwohnung gestanden und bildete jetzt einen wirkungsvollen Abschluß im Grunde des Ateliers. Die azurene Verkleidung hatte man deshalb angebracht, weil sie einesteils den Eindruck verstärkte, andernteils eine häßliche Thüre verbarg, welche in der Rückwand in einen nebenliegenden Raum, in das sogenannte Archiv führte. Von diesem wußte der Major, daß es einige Papiere und persönliche Erinnerungen an seinen Vater enthielt, die Obhut darüber aber hatte stets bei Tante Adelheid gestanden. Durch das verhängende Sammttuch merkte man nun nicht, daß überhaupt ein zweites Zimmer hinter dem Atelier war, und der Major fühlte sich auch einer gewissen Neugier überhoben, die ihn anfangs, als die Wand noch kahl, beim Anblick der kleinen Pforte beschlichen.

Hier arbeitete der Major, vielleicht nicht mit besonders ausgebildetem Verständnis, aber doch aus eigenem, ästhetischen Empfinden heraus, das ihm ein künstlerisches Milieu und eine künstlerische Bethätigung zum Bedürfnis machte. Er hatte 70/71 als einfacher Hauptmann an der Grenzbesetzung teilgenommen, und die Eindrücke, welche er davon getragen, gaben ihm Ideen zu Motiven von Soldatenbildern, reichte er aber damit nicht aus, so kopierte er gerne nach gedruckten Vorlagen die Heerestypen der verschiedenen Länder, wobei er die peinlichste Sorgfalt auf die Ausführung einer Reitertasche oder des Sterns eines Tschakkos legen konnte. Kamen Leute vom Fach, so war er nicht zu bewegen, die Sachen als seine Werke anzuerkennen, wahrscheinlich weil er sich des künstlerischen Unwertes der Arbeiten bewußt war. Wohl aber zeigte er

sie Freunden aus seiner Sphäre, Kameraden, die mit ihm gedient und bei denen er eines rein militärischen Interesses sicher war. Dieser Kunst-Dilettantismus des Majors hatte auch zu seinem Freundschaftsverhältnis mit Baron v. Silfverström geführt, indem derselbe vergangenen Sommer in Luzern ein bei einem Händler ausgestelltes Bild Herrn Schürchs angekauft hatte, wohl hauptsächlich deshalb, weil es einen alten, schwedischen Krieger darstellte. Der Major fühlte sich, wie das wahrscheinlich größere Künstler auch gethan hätten, geschmeichelt, erkundigte sich nach dem Käufer und da sich beide gefielen, wurden sie Freunde.

Herr v. Silfverström war der einzige, der neben dem Major in dessen Studio noch so recht heimisch war. Die Frauen, welche ihre eigenen Boudoirs im Anschluß an die Schlafzimmer hatten, sah der Major schon deswegen nicht gerne, weil ihre Gewänder, auch ohne daß sie schleppten, Staub aufwirbelten, was nicht so von Belang gewesen wäre, hätte er die Fürsorge für die Reinlichkeit des Malraumes nicht ganz auf sich genommen gehabt. Immerhin hatte er den Damen die Sonntagnachmittage bewilligt, an welchen man so wie so oben im Rittersaal tafelte und nach französischer Sitte den schwarzen Kaffee einnahm, hauptsächlich besagter, herrlicher Loggia wegen, die den Blick in die Ferne vollständig frei ließ. Nun war noch ein anderes Wesen in das Atelier eingezogen und das war Giovannino. Micki hatte ihrem Vater eine kleine Skizze gezeigt, welche der Italiener von ihr hergestellt, und der Major war verblüfft über die Leichtigkeit, womit die Arbeit aufs Papier geworfen schien. Von dieser Zeit an liebte es der Major, seinen jungen Schützling neben sich arbeiten zu sehen, er ermunterte ihn zu größeren Ausführungen, aus dem einfachen Grunde, weil er beim Zusehen in zehn Minuten

mehr lernte als wenn er sich allein einen ganzen Tag abmühte. Die Skizzen, unter anderen auch die erste, welche Midis Portrait in gefälliger Medaillonform darstellte, ließ der Major auf blauen Karton aufziehen und wies ihnen die besten Plätze auf der weißen Damasttapete an, welche sich als Folie für solche kleinere Sachen besonders eignete. Giovannino machte die Arbeit Spaß und jedenfalls fühlte er sich dabei besser als unten in den muffigen Bauernstuben des Herrn Bolliger. Giovanninos Vater wußte um den Verkehr und war durch den Major sogar schon auf einen völligen Umzug seines Sohnes nach dem Schloß vorbereitet worden, wofür der Major, nachdem er mit seinen eigenen Bedenken ins Reine gekommen, folgende Gründe ins Feld führte:

Giovannino hatte drei Viertel Jahre in dem Pensionat zugebracht und was er sich dort durch Vervollkommnung in der deutschen Sprache zunutze machen konnte, war erschöpft. Außerdem stand er in dem Alter, da die Eindrücke am lebhaftesten sind und warum sollte man ihm nicht, da die Möglichkeit vorhanden, die Erinnerung an einen Aufenthalt unter größeren Verhältnissen verschaffen. Dann fand er in der Gesellschaft der Schloßbewohner Anregung, seine künstlerischen Gaben auszubeuten, und wenn es dem Major fern lag, in dem jungen Italiener mit Gewalt ein Genie heranzuziehen, so sagte er sich anderseits, daß es immer von Gutem sei, im Menschen diejenigen Fähigkeiten zu bethätigen, welche sich als die hervorragendsten bemerkbar machen. Giovannino war von einer solchen Reife, daß er die Wohlthat, die man ihm angedeihen ließ, wohl schätzen konnte und daß man nicht zu fürchten brauchte, daß er das, was man nur in Rücksicht auf *sein* Heil gethan, mit Undank lohnen würde. Es waren dem Major verschiedene Geschichten zu Ohren gekommen,

welche die jungen Burschen des Pensionats, Giovannino selber allerdings nicht, auf dem Gewissen hatten. Gerade deswegen wollte er den Italiener, bevor derselbe aus seinem träumerischen Kindesleben durch einen äußerlichen Umstand zum Bewußtsein der Brutalität des Lebens geweckt würde, unter den Einfluß einer besseren Umgebung stellen, sogar auf die Gefahr eines Konfliktes hin. Einen solchen sah der Major allerdings nur in einer Richtung und das war gerade nicht in jener, wo er einzig und allein gefährlich werden konnte.

Nachdem der alte Venturini also seine Genehmigung erteilt hatte, packte Giovannino sein Bündel und wanderte, wie er das sonst auch zu thun pflegte, eines Abends den Fahrweg hinauf, dem Schlosse zu. Die ersten Menschen, welchen er noch im Walde begegnete, waren Frau Clementine und die Baronin, beide in weißen Kleidern und wie Schwestern nebeneinander hergehend, von einem Spaziergang zurückkehrend. Giovannino sah drollig genug aus in seinem zerschlissenen, hellen Anzug, die graue Sportmütze auf dem Kopf, braune Zeugschuhe an den Füßen, in der Hand den Mantelsack und über den Rücken die Guitarre gehängt. Die Damen begrüßten ihn und Frau Clementine meinte, sie werde vor allem einmal eine recht eingehende Besichtigung seiner Garderobe vornehmen und dieselbe dem Hausmädchen zum Ausbessern überweisen müssen, wozu man im Pensionat bei der anstrengenden Lehrthätigkeit und der teuern Rechnungsausstellung offenbar nicht Zeit gefunden habe. Dann brach Frau Clementine plötzlich ihre Rede ab, als bereue sie, dieselbe angehoben zu haben und sie fuhr nur schüchtern weiter trotz des harmlosen Lächelns ihrer Freundin, der Baronin. Und die Sonne war am Untergehen und warf ihre Strahlen durch das Thor und durch die aus den Gärten sich hebenden Baumkronen, ein Falke kreiste

in der Luft am hellblauen Himmel und Thau legte sich langsam aufs Gras, so daß die Kleider der schönen Frauen am Saume naß wurden, als sich die Dreie, Giovannino zwischen Clementine und Eva v. Silfverström, der Umfassungsmauer des Schlosses näherten.

* * *

Die Hauptwohnräume des Schlosses waren im ersten Stockwerk gelegen. Dort befand sich das ähnlich dem Rittersaal von Süden nach Norden quer durchgehende Speisezimmer, östlich davon waren zwei Gemächer für den Baron und die Baronin und ein drittes, großes für Walther, während westlich vorerst die Küche kam, dann ein Raum, den man seiner besonderen, tavernenähnlichen Einrichtung das „Restaurant“ nannte und von wo aus die Eingänge nach den Gemächern des Majors und seiner Gemahlin, Mickis und neuerdings Giovanninos leiteten. Alle diese Zimmer hatten ihre Verbindungsthüren, dieselben waren aber seit Langem geschlossen geblieben und so wohnte ein jeder wie in einer Burg in der Burg, kaum daß ein Laut durch die fußdicken Mauern und durch die von Jahrhunderte altem Staub verpichten Eichenbohlen drang. Ein großer, kreuzgewölbter Gang mit Bildern an den Wänden zog sich vom Garten durch das Erdgeschoß an den Dienstwohnungen vorüber, eine wenigstens zwei Meter breite Wendeltreppe stieg in die erste und von da in die zweite Etage. Was ein besonderes Moment der Innenarchitektur ausmachte, waren die riesigen Oefen aus bemalten Kacheln, die ganze Episoden der biblischen Geschichte oder Reihen von Ansichten der Umgebung darstellten und wo durch Stufen ordentliche Sitznischen gebildet waren, in denen man ruhen konnte. Diese

Heizvorrichtungen blieben jetzt im Sommer natürlich unbenutzt.

Baron v. Silfverström war ein fleißiger Leser und hatte in seinem Arbeitszimmer eine reichhaltige Bibliothek, welche ihn auf allen seinen Reisen begleitete und die so aufgestellt war, daß man die Regale nur mit Deckeln zu versehen und niederzulegen hatte, um die Bücher, gleich in Kisten verpackt, zum Transport fertig zu haben. Da der Baron unausgesetzt schriftstellerisch thätig war und sein Name auch schon einen ziemlichen Klang hatte, ergab es sich von selbst, daß er in der Gesellschaft das Wort führte, und der Major ließ sich gerne von ihm beeinflussen. So wurden die Abende, die die Herren unter sich, allenfalls noch in Beisein Giovanninos und Walthers, im Atelier zubrachten, zu Stunden kleiner, rednerischer Exkurse, und wenn man genug über die Ereignisse des Tages, über die Frauen, über Micki, über die Mal- und Zeichnenarbeiten des Majors und des jungen Italieners geplaudert hatte, so kam es vor, daß der Baron ganz allein über Erscheinungen der modernen Litteratur sprach, welche gerade am meisten Aufsehen oder das Interesse des schwedischen Schriftstellers im besonderen erregt hatten. Das war damals mit Ibsen der Fall, dessen Bedeutung, wie diejenige des ganzen nordischen Skeptizismus, stark überschätzt wurde. Der Baron sagte von seinen Landsleuten:

„Sie suchen etwas darin, die Welt als ein Krankenhaus hinzustellen. Nun geschieht das nicht etwa aus Sucht nach Eigentümlichkeit oder aus Effekthascherei, sondern aus dem instinktiven Gefühl, daß *sie* allerdings kränkeln. Ibsen kann sein Vaterland von oben bis unten durchstreifen, er wird schwerlich andere Frauentypen finden als jene hyperidealistisch angehauchten Schemen, womit er seine Dramen füllt. Es sind

eben die Leute, die sich gerade da, wo sie sich befinden, nicht wohl fühlen, denen gerade das, was sie haben, nicht gefällt. Karl XII. war der letzte große Schwede und er war verrückt. Alle anderen, die nachherkommen und sich mit der Großzügigkeit dieses unglücklichen Regenten niemals messen können, sei es auf welchem Gebiet man wolle, sind verrückt. Ich kenne junge Schriftsteller in Stockholm, die Aufsehen erregen und die Welt mit ihrer Verrücktheit erfüllen werden. Aber ist es das, was wir brauchen und ist diese Erscheinung nicht der Beweis dafür, daß die heutigen Anschauungen eine wahre Zufriedenheit, ein wahres Glücklichsein nicht gewährleisten. Lieber möchte ich glauben, daß sich die Sonne um die Erde dreht (in Wirklichkeit, scheint es denn nicht so) als daß ich mich auf alles das einließe, was uns die moderne Forschung und das moderne Denkertum als ihre durchschlagendsten Ergebnisse auftischen. Sehen Sie, ein Glas Wasser ist für mich ein Glas Wasser, das heißt ein Kristallgefäß mit einer klaren, farblosen, aber silbern schimmernden Flüssigkeit. Ich habe mich in der Schule stets schon geärgert, wenn man uns erzählte, daß Millionen und Millionen von verderbenbringenden Tierchen allenfalls darin herumschwimmen. Was geht mich an, was ich sehe, wenn ich durch drei, vier aufeinander gestellte, eigens zu diesem Zweck präparierte Linsen blicke. Ebensogut kann ich eine rote Brille nehmen und behaupten, die Welt sei rot. Gewiß, ich unterschätze die Wissenschaft nicht. Aber es giebt etwas, ohne das man mit aller Wissenschaft zu Grunde geht, das, wenn ein Quentchen vorhanden ist, den Menschen glücklicher zu stimmen vermag als das Wissen sämtlicher Gelehrten der Welt, ich meine den Glauben an die ewig dauernde Wahrheit und Gerechtigkeit. Ich bin durchaus nicht orthodox, aber ich glaube an die immer und in alle Ewigkeit bestehende Thatsache, daß

kein Blatt vom Baum fällt, kein Stäubchen von der Erde aufgewirbelt wird, ohne daß es von einer höheren Macht beobachtet, festgehalten und als positiver oder negativer Wert in das Buch des Weltengangs verzeichnet wird. Sehen Sie, dieses Bewußtsein ist ein Trost, denn wenn der natürliche Lauf der Dinge uns bisweilen ungerecht erscheint, so ist die menschliche Gerechtigkeit noch viel unzulänglicher. Hat man nicht bis vor dem Bürgerkrieg in der als Kulturland so hoch angesehenen, amerikanischen Union menschliche Kreaturen noch wie Bestien gehalten, sie gepeitscht, geschändet, bis die Sklavenbefreiung nicht wenig dank der mächtigen, moralischen Unterstützung von Seiten des Stuhles Petri endgültig durchging. Sie wenden ein, das sei alles heutzutage doch viel besser, aber streiten sich denn nicht beinahe bei jeder Gerichtsverhandlung ein Dutzend Aerzte darüber, ob man einem Unglücklichen die entehrende Zuchthausstrafe oder eine Freisprechung wegen Unverantwortlichkeit angedeihen lassen soll. Ja, diese Aerzte, diese Tyrannen der Familie, diese alles auf das Materielle zurückführenden Wohlthäter der Menschheit, deren Wissenschaft ununterbrochen so immense Fortschritte macht, daß es gar keine unheilbaren Uebel mehr geben sollte. Und was thun sie? Das Gros beschäftigt sich damit, für eine Diagnose auf Schnupfen zwei Francs einzustecken, die Uebrigen, Auserwählten beziehen unverschämte Jahresgagen, damit sie auf den Moment warten, um ihrem Spezialkranken, irgend einem in Agonie liegenden Potentaten oder Finanzbarone Mengen von Ozon oder Champagnerwein einzupumpen. Ich will nicht sagen, daß die Ausübung des ärztlichen Berufes nicht von großer Wohlthätigkeit sein kann, aber der Glaube muß mitwirken als etwas der Wissenschaft Uebergestelltes, fehlt dieser, so fehlt es bei der Unzulänglichkeit aller Methoden auch an Zu-

versicht, womit dem Kranken die beste Medizin zum Teufel geht. Dann noch ein Zweites. Neben diesem Glauben steht das Sichbescheiden. Der Unverschämtheit, der Brutalität ist durch die moderne Philosophie stark geschmeichelt worden, man könnte unserer Zeit das Motto vorsetzen: Schlage irgend jemanden tot, du kannst sicher sein, einen Feind weniger zu haben. Dabei bleibt dauernd und wahr geschrieben: Wer sich selbst erniedrigt, wird erhöht werden. — Nicht zu viel wollen, nämlich n u r des Gewollten wegen. Der Ehrgeiz nagt wie eine Maus und zerkaut schließlich den Lebensfaden. Wo bleiben wir dann mit unseren Plänen, mit all dem unnützen Aufwand von Energie und Willen. Höheres wollen, ja, dann erreicht man unter Umständen auch das Gut von hier unten."

Major Schürch wandte ein:

„Sie sagen, lieber Baron, die Skandinavier seien ein dekadentes Volk. Warum haben Sie selbst eine Skandinavierin geheiratet? Sie sprechen gegen die Aerzte und in Ihrem Heim in Stockholm bilden dieselben, wie Sie mir erzählten, Ihren häufigen Umgang?"

Der Baron, etwas überrascht durch diese Entgegenhaltungen, nahm, langsamer jetzt, den Faden seiner Rede wieder auf:

„Ich sagte zuletzt, wir sollen bescheiden sein, nicht die Welt erstürmen wollen, damit meine ich nicht, daß wir die Hände in den Schoß legen und nach den Grundsätzen des Fatalismus alles über uns ergehen lassen. Meine Frau ist Schwedin und sie litt als solche wie ihre Landesschwestern an jener nervösen Vorausträumerei, das heißt, die Leute fühlen sich tief unglücklich, wenn nicht alles gerade so in Er-

füllung geht, wie sie es sich gedacht. Und wo sind scheinbar große Enttäuschungen leichter möglich als wenn zwei Menschen, die immer nur vom Standpunkt des Zeremoniells aus verkehrten, plötzlich zu einem durch keine Schranken getrennten Zusammenleben übergehen. Aber diese Enttäuschungen sind nur scheinbar, der tief unglücklichen, jungen Frau gefällt die Art nicht, wie der frischgebackene Ehemann ins Zimmer tritt, seine Stiefel sind ihr ein Stein des Anstoßes, weil sie mit Thran geschmiert werden, wenn er ihre Hand ergreift, möchte sie einen verliebteren Augenaufschlag sehen, eine sanftere Stimme hören. Vor der Hochzeit hatte man bei der aufs Höchste gespannten Sinnlichkeit alle diese unangenehmen Dinge nicht bemerkt. Aber wie leicht, wie sehr einfach ist es, sich entgegenzukommen — wenn sich nämlich die Frau nicht darauf versteift, die Unglückliche zu spielen. Man traut den Männern im allgemeinen viel weniger Anpassungsvermögen zu als sie besitzen, aber gewiß, man muß sich darüber aussprechen. Bei uns jedoch hat man sich nach und nach gewöhnt, die Frauen als Märtyrerinnen anzusehen, die dann gerne jede Gelegenheit ergreifen, um womöglich in der Brautnacht schon ihrem Gatten davonzulaufen und vierundzwanzig Stunden nach der Hochzeit als arme, geschlagene Würmer bei den Ihren wieder einzutreffen. Oder man vermeidet einen Skandal, stellt aber den Mann in der Intimität kalt, was noch schlimmer ist. Das berühmte „eine Wort" der Männer, womit sie die jungfräuliche Keuschheit der ihnen Anvertrauten so tötlich verletzen, daß keine Verständigung mehr möglich wäre, besteht nicht. Wohl aber fehlt es an gutem Willen und an Intelligenz. Eva, mein Weib, war ein körperlich zartes Wesen als wir uns heirateten, sie hatte von der Ehe die Vorstellung eines Honigtopfes, in dessen süßem Inhalt sich nicht die geringste Unreinheit vor-

finden dürfe. Es ist mir gelungen, meine Frau zu der Erkenntnis zu bringen, daß der natürliche Honig, der der beste ist, manche, den Genuß nicht verannehmlichende Substanzen mit sich führt, bis auf die in ihrem eigenen Erzeugnis erstickten Insekten. Wir sind alle zum Leiden geboren. Ist es aber wirklich wahr, daß so viele junge Frauengeschöpfe unter dem Walten roher Männlichkeit schmachten, so erdulden noch mehr Männer die langsam arbeitende Folter der Eifersucht, in deren Anwendung das Weib mustergültig ist. Und jene Frau, welche aus einer schmerzlichen Täppischkeit, einer plumpen Redensart ihres Gatten beim ersten Zusammentreffen ein Kapitalverbrechen macht, ist auch die, welche später ohne Gewissensbisse über Mittel nachsinnt, um sich der Mutterpflicht zu entziehen."

„Was meinen Verkehr mit Medizinern anbetrifft, fuhr der Baron weiter, so gebe ich gerne zu, daß ich denselben sogar besonders suche. Denn so wenig ich mich mit dem ungeheuren Ansehen ihrer Wissenschaft einverstanden erkläre, so sehr sagt mir jener Charakter zu, wie er sich bei Aerzten als häufigen Beobachtern von Leidenden herausgebildet. Die Leute besitzen, wenn sie nicht allzusehr von sich eingenommen sind, etwas Sanftes und rein Menschliches. Auch stößt man bei ihnen aus unbekannten Gründen auf besonderes Verständnis für Belletristik, ohne daß sie über die Stränge schlagen und sich zu Schiedsrichtern aufwerfen. Dann habe ich es immer für klug gefunden, mich mit denen, die einmal gefährliche Feinde werden können (und von diesem Standpunkt aus betrachte ich doch die Aeskulape der Neuzeit) gut zu stellen. Dieses Prinzip möchte ich auch beim jungen, in die Welt hinaustretenden Mann in seinem Verhältnis zum Weibe angewandt sehen. Denn Mann und Weib sind thatsächlich Gegensätze, dazu da,

um sich im latenten Kampf treuer Gemeinschaft aufzusaugen, deshalb darf der Jüngling der Gefahr nicht aus dem Wege gehen, er muß ihr ins Auge schauen, das Weib als Element kennen lernen, jemehr, desto besser. Hier sorgt wiederum der Glaube an etwas Höheres und zwar das streng formulierte Bekenntnis, daß man keinen Schaden nimmt, unbehindert über die Tausend und Tausend Minen hinwegkommt, die nun einmal demjenigen gelegt sind, der draußen im Kampfe steht. Diesen Kampf nicht ausfechten zu müssen, ist allerdings noch vorteilhafter. Sehen Sie, (der Baron zeigte auf das Frémietsche Reiterstandbild der Jungfrau von Orleans, das im Dämmerlicht des Ateliers vor der himmelblausammtenen Draperie jetzt besonders zur Wirkung kam) hätte jenes Mädchen den Mut von zwanzig mittelalterlichen Haudegen in seiner Brust zusammengefaßt ohne jene heilige Ueberzeugung, welche wir Glauben nennen. Wußte der genuesische Seefahrer mehr oder glaubte er mehr, Amerika zu entdecken und damit die Welt in einer Weise zu beschenken, wie es seither niemandem mehr gelungen ist. Und sie alle, die heute hier einmal etwas entdecken, dort etwas herausforschen, empfinden es wohl, aber sie leugnen es, weil sie fürchten, es könnte ihnen etwas von ihrem Ruhme verloren gehen." — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Wenn Baron Silfverström so sprach, so hörten die anderen stumm zu, höchstens der Major erlaubte sich hie und da einen Einwurf. Oft wurde es spät, man steckte dann die Kerzen an, welche der von der Decke herabhängende Leuchter stets trug, die Fenster waren geöffnet und ließen die laue Sommerluft einströmen, während draußen die Landschaft zur Ruhe ging, das Dunkel der Nacht immer näher kam, über die Bergsilhouetten her, über die weite Ebene, auf die sich zarte Nebel=

schleier setzten, Dörfer, Waldstrecken, offenes Land nach und nach einhüllend. Und es zog den Abhang herauf, die Bäume verloren ihre Umrisse, bildeten eine schwarze Masse, die sich gleich einem Bollwerk an die Schloßfelsen anlegte, selbst bei dem über den Fensterkreuzen hereinwuchernden Epheu konnte man nicht mehr unterscheiden, ob sich seine Ranken im Winde bewegten oder stille waren. Dann geschah es häufig, daß, während noch eine gedämpfte Unterhaltung in dem Raum geführt wurde, ein graugefiederter Uhu in lautlosem und gespensterhaftem Fluge dicht heranschwebte, mit glühenden Rundaugen in das Zimmer glotzte, eine Weile so verharrte und ebenso lautlos wieder verschwand. Giovannino, mit der Erscheinung unvertraut, war das erste Mal nicht gelinde erschrocken, der Baron aber nannte den eigentümlichen Besucher scherzhafterweise den Zeitgeist.

* * *

Es war an einem heißen Julitage und Major Schürch hatte sich zu Wagen schon in aller Frühe nach Niederlenz begeben, um dort den Fabriken einen Besuch abzustatten. Nachher wollte er auch nach L. um seine Mutter, Tante Adelheid, zu besuchen, mit welcher er ein ernstes Wort über die Geschäfte zu reden beabsichtigte. Zur Zerstreuung hatte er Micki mitgenommen und den Bericht hinterlassen, daß sie wohl den ganzen Nachmittag bei der Tante im Städtchen bleiben und erst gegen Abend zurückkehren würden.

Die Sonne brannte mit der ganzen Kraft der Hundstage vom Himmel herab, Mittagsglut lag über Wald und Feld, wo sich kaum ein Zeichen des Lebens regte, es wären denn die Bauern drunten in der Ebene gewesen, die hier auf einem Kar-

4*

toffelacker das Unkraut ausjäteten, dort auf einer Wiese die letzten Schober duftenden Heus auf einen Wagen packten, die Männer in Hemdsärmeln, die Frauen die Röcke hochgeschürzt und um die Köpfe weiße Tücher geschlagen. Man hörte bisweilen aus dem Thal herauf ein Sprechen, einen Befehl oder das Knarren eines beladenen Fuhrwerks auf der schneeweißen Landstraße, das Muhen eines Horntieres oder das Knallen der Peitsche. Sonst aber war es still und namentlich über Schloß Wildegg lag jene bleierne Ruhe wie sie der Sommer, die Zeit der Reifwerdung, mit sich bringt.

An solchen Nachmittagen liebten es die Damen, sich mit ihren Handarbeiten an einen nicht weit vor dem Thor gelegenen Hang zu begeben, wo ein kräftiger, hoher Tannenbestand die Strahlen des Tagesgestirns abhielt, wo der epheuüberwucherte und mit trockenen Nadeln besäete Boden ein gefahrloses Lager bildete und wo man so angenehm ruhen konnte wie auf irgend einem kunstvollen Divan. Es wurden auch Bücher mitgenommen, ja sogar Tinte, Feder und Schreibpapier, um unter dem grünen Waldesdach etwa eine kleine Korrespondenz zu erledigen, meistens aber lagen diese Gegenstände unbenutzt umher, während der Frauen Augen bald nach oben gerichtet waren, um durch die kleinen Lücken des Geästs den blauschimmernden Himmel zu betrachten, bald an dem Spiel munterer Insekten hingen, die an der roten Rinde der Stämme empor- und hinunterkrabbelten. Der Specht hämmerte in den Kronen und Kukuksrufe schallten aus dem Dickicht, unten vom Waldrand her wehte eine erfrischende Kühle, denn ein fließendes Wasser hatte dort das Gras besonders hoch sprießen lassen und nährte Brunnenkresse und andere fette Kräuter.

In diesen Stunden des Alleinseins waren sich die Majorin und die Baronin v. Silfverström näher getreten und letztere

war es gewesen, welche durch eine geschickte Art erfahren hatte, daß das Verhältnis zwischen dem Major und der Majorin nicht so ungetrübt war, als man ihrem Benehmen nach hätte schließen können. Der Major hatte nicht vergessen, daß ein bißchen Schuld an dem Unfall Walthers auch auf Seiten Clementinens lag, indem diese die Obhut des Knaben nicht einem Geschöpf hätte anvertrauen sollen, das, eben erst in Dienst getreten, von der Herrschaft noch nicht gekannt war. Dieser Umstand hatte seiner Zeit zu heftigen Auftritten geführt und der Major, der gerade damals viele Reisen nach dem Ausland machte, hatte sich seiner Frau nach und nach entfremdet. Verkehrte er noch mit ihr, so war es nur mit dem einen und einzigen Gedanken, einen zweiten, gesunden Stammhalter zu besitzen, und da dieser Wunsch während der vielen Jahre nicht in Erfüllung gegangen war, hatte sich die Lage nur noch verschlimmert. Das alles hatte die Baronin erraten und sie in ihrem launigen Uebermute scheute sich nicht, mehr im Scherz allerdings als im Ernst, als durchgreifendste Lösung die Scheidung zu preisen. Dieser Gedanke gewann der Majorin ein mitleidiges Lächeln ab, denn sie wußte zu gut, wie eng die Beziehungen zweier Menschen im Lauf der Jahre gewoben werden und daß man dieselben nicht aufheben kann, ohne daß Mann und Weib seelische Schäden davontragen, die alle durch den Akt erworbenen, äußeren Vorteile an Bedeutung überwiegen. Eine Lösung der Ehe, wie sie in beinahe allen Staaten leider gesetzlich gestattet ist, kam ihr vor wie das Zerlegen eines Pflanzengebildes in zwei Teile, jeder Teil mag ja noch zu etwas dienen, die Zeichen der gewaltsamen Trennung aber werden zeitlebens zu erkennen sein. Als die Baronin einsah, daß ihre Freundin eine ernste Natur war, verlegte sie sich auf das umgekehrte Mittel, verglich den Major mit diesen und

jenen Typen aus Romanen, welche die Frauen meistens gemeinschaftlich lasen, und kam zu dem Schluß, daß es nicht leicht einen vornehmeren, schöneren und dabei einfacheren Charakter gab als Clementinens Gemahl. Das hatte wenigstens zur Folge, daß die Majorin mit dem ganzen Gesicht zu strahlen begann, ihre Augen jenen Glanz annahmen, der auf eine große, augenblickliche Erregung schließen läßt, bis sich wieder eine kaum sichtbare, kleine Falte auf ihre schöne Stirn legte und ihr Mund einen leisen Zug des Spottes annahm. — Letzteres sah die Baronin nicht, wenigstens that sie stets so als wenn sie es nie bemerkt hätte.

War der Baron gegenwärtig, so wurden derartige Themata natürlich nicht angeschlagen, man sprach von Zukunftsplänen, ob man wohl auf Wildegg für immer bleiben werde, wohin sie, der Baron und die Baronin, für den Winter hinzugehen beabsichtigten und daß es der Majorin schon längst gehegter Wunsch sei, einmal einen recht langen Aufenthalt in Italien zu machen, das ihr immer als das Land der größten, künstlerischen Vollkommenheit erschienen sei. Der Baron sagte hierauf, allerdings habe Italien von allen europäischen Ländern die glänzendste Vergangenheit hinter sich und diese Vergangenheit habe auch auf die Bewohner abgefärbt, indem dieselben leicht zu befriedigen und kraft einer gesunden, philosophischen Veranlagung unter schwierigen Verhältnissen relativ glücklich seien. Das Leben in Italien habe deshalb einen heilsamen Einfluß auf Leute, die sich in irgend einem sittlichen Zerwürfnis befänden. Es hätten sich die grimmigsten Feinde beim Anblick der herrlichen Monumente und unter dem Einfluß des immer heiteren Temperaments der Umgebung versöhnt, dazu möge allerdings eine gewisse Religiosität, die neben einer nur stellen- und zeitweise existierenden Gottlosigkeit im

italienischen Volk wie in keinem andern lebendig sei, viel beitragen.

Allgemeine Freude erregte es, als der Baron als Beweis seiner Ausführungen auf Giovannino zu sprechen kam, der als Sohn eines vielgereisten und sicherlich durch sein Schicksal aufgeklärten Mannes doch geradezu das Vorbild eines Menschen mit tief eingewurzeltem, religiösem Bedürfnis sei. Dasselbe gehe aus seinen Liedern hervor, die er allerdings in Italien nicht gut anders vorfinden konnte und die, wenn sie der Natürlichkeit und des Humors der deutschen Volksgesänge entbehrten, eine beinahe ans Fanatische streifende Begeisterung für alles Hehre und Schöne atmeten ....

Die Frauen ließen ihre Handarbeiten ruhen und die Baronin, welche zu Häupten ihres Gemahls saß, der sich lang auf dem Waldboden ausgestreckt hatte, fragte, ob er nicht wisse, wo Giovannino sei.

„Giovannino habe ich mit Walther nach dem Grat hinaufgehen sehen. Walther will da eine Pflanze suchen, die jetzt zur Blüte gekommen ist und Giovannino hatte das Schmetterlingsnetz mit. Offenbar will er die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, um irgend einen hübschen Falter zu erwischen und so Micki bei ihrer Rückkehr heute Abend eine Ueberraschung zu bereiten!“ antwortete der Baron. „Sie werden übrigens nachher hier vorüberkommen; ich habe ihnen gesagt, daß wir hier sind.“

Frau Clementine blickte den Baron mit einer Miene an, aus welcher deutlich sprach, daß sie eine Bitte an den Freund ihres Mannes hatte:

„Würden Sie uns, lieber Baron, einen Gefallen thun? Sie gehen ins Schloß und sagen Josephine, sie solle für fünf Personen einen kalten Imbiß zusammenstellen und denselben

zur geeigneten Zeit hierher bringen. Wir bleiben dann bis zur Dämmerstunde zusammen. Sie bringen auch vielleicht das Instrument Giovanninos mit, damit er, wenn die beiden Knaben vom Berg zurückkehren, nicht eigens nochmals fort zu gehen hat. Sie haben uns die Reize des italienischen Volksgesanges sosehr gerühmt, daß ich dieselben einmal unter möglichst romantischen Umständen genießen möchte. Wenn Sie geschickt genug dazu sind, um im Schloß einige Lampions aufzustöbern, so wäre es noch besser. Und natürlich müssen Sie hinterlassen, wo wir sind, für den Fall, daß der Major und Micki früher eintreffen."

Der Baron verbeugte sich scherzhaft.

„Immer Ihr unterthänigster Diener, verehrteste Freundin!" — Dann stieg er, die Nadeln und das Moos mit der Hand von seinen Kleidern abstreifend, den Abhang hinunter und verschwand auf der Wiese.

Noch ehe der Baron und Josephine zurückkehrten, waren die beiden Knaben eingetroffen. Walther hatte die Blume, eine schön entfaltete Nießwurz, gefunden, und Giovannino war nicht weniger glücklich gewesen, denn er hatte eines Prachtexemplars von einem Trauermantel habhaft werden können. Vorsichtig hatte er denselben auf seine Mütze gesteckt und er weigerte sich, ihn den Damen in die Hand zu geben, aus Angst, sie könnten das Tier beschädigen und so die Freude Mickis beeinträchtigen.

Nun erschien auch der Baron mit dem Dienstmädchen. In Ermangelung von Lampions hatte er alle Handlaternen zusammengesucht und deren Scheiben schnell mit buntem Papier überklebt. Aber diese alten Geräte, von denen einige recht beträchtliche Maßstäbe aufwiesen, waren schon längst nicht

mehr gebraucht worden und infolgedessen ohne Brennkörper, was der Baron v. Silfverström im Eifer übersehen hatte. Man lachte ob dieses Schildbürgerstreichs und hätte ihn dadurch, daß man Josephine nochmals zurückschickte, gut machen können, aber man unterließ es, hoffend, daß die Sonne solange aushalten würde als man ihrer bedurfte. Und das that sie auch. Denn nachdem ein jeder von dem weißen Tuch heruntergenommen, so viel ihm behagte, wobei sich die Damen um das Zerlegen des kalten Geflügels, das Herstellen von Butterbröten und das Verteilen der Konfitüren besonders verdient machten, nachdem man einen ganzen Humpen Weißwein bis auf die Neige geleert, so daß sich die, welche noch dürstete, unten am Quell mit einem Trunk klaren Wassers erfrischten, nachdem Giovannino auf einige spanische Tänze einige ganz neue Lieder hatte folgen lassen, die er denselben Morgen mit der Post von einem Mailändischen Buchhändler erhalten, zeigte ein nahetönendes Peitschenknallen aus dem Wald herauf an, daß das Gefährt des Hausherrn nicht mehr weit war und man beschloß, ihm entgegenzugehen.

* * *

Major Schürch kam nicht allein. In seiner Gesellschaft befanden sich Tante Adelheid, dann der Schwager des Majors, Herr Brüngker, der, diesen Morgen von Mühlhausen angelangt, zuerst bei der alten Dame in L. vorgesprochen hatte, wo er mit dem Major zusammengetroffen war. Außerdem saß die junge Freundin Mickis mit im Wagen. In Fräulein Baumanns Krankheitsverlauf waren die Aerzte auf jene berühmte, unausbleibliche Wendung zum Besseren gestoßen, die sich in der Folge gewöhnlich zu einem völligen Fehlschlagen

der medizinischen Kunst entwickelt. Der Major sprang elastisch zur Erde. Dann half er seiner Mutter absteigen, nahm das neben Micki schreckhaft mager und blaß aussehende Mädchen um die Taille und setzte es gleich einem Kind von drei Jahren nieder. Der Schwager stellte sich den übrigen Herrschaften vor. Er gedachte mehrere Tage zu verweilen, während Tante Adelheid und die junge Dame schon in den ersten Morgenstunden zurückzufahren beabsichtigten.

Tante Adelheid war eine Greisin von vielleicht siebzig Jahren, für eine Frau außerordentlich groß, was umsomehr auffiel als ihre Haltung eine vorzügliche war. Aus einem gesunden, etwas unnatürlich roten Antlitz blitzten zwei lebhafte, kluge Augen, dichtes, schneeweißes Haar umrahmte das Gesicht. Das Aeußere des Schwagers ließ sofort den Kaufmann erraten. Der kleine, untersetzte Körper bewegte sich unbeholfen, in den unbedeutenden, von Sorgen sprechenden Zügen dagegen lag etwas naiv Lauerndes. Die Aehnlichkeit mit seiner Schwester, Frau Clementine, war überzeugend, aber alles, was bei ihr, dem Weibe, angenehm wirkte, hatte bei ihm, dem Manne, den Charakter des Weichlichen und Uninteressanten. Spärliches, rotblondes Haupthaar und ein kurzer gesträubter Schnurrbart trugen auch nicht dazu bei, den völlig kalt lassenden Eindruck dieser Durchschnittserscheinung zu heben. Da die venezianische Nacht an der Unbedachtsamkeit des Barons gescheitert war, so wollte die Majorin ihren Gästen zu Ehren den Abend im „Restaurant" beschließen, jenem Raum, der den Gemächern des Majors, Mickis und Giovanninos vorlag und der seines eigentümlichen Charakters wegen sich ganz besonders zur Abhaltung eines bescheidenen, improvisiert-festlichen Abends eignete. Dabei dachte man hauptsächlich an eine Erheiterung der kranken, jungen Freundin, deren kurzen, vor-

übergehenden Besuch der Major ohne Bedenken selbst veranlaßt hatte.

Das „Restaurant" war ein großes Zimmer mit bis an die Decke reichendem, gebräunten Getäfel aus Tannenholz und ringsumlaufenden Bänken, vor welchen einfache Tische, aus Holzböcken und Brettern zusammengestellt, standen. Ein früherer Besitzer von klassischer Geschmacksrichtung hatte vertikal laufende Fugendeckungen in Säulenart angebracht und aus jedem solchen Säulenornament sprang ein Arm mit einer an Ketten hängenden, antiken Ampel. Diese brauchte man jetzt nur mit Oel und Docht zu füllen, um eine originelle, stimmungsvolle und vollkommen genügende Beleuchtung zu haben. Nach Süden führte eine stoffgedeckte Thüröffnung in ein mit Blattpflanzen gefülltes Glashaus, während sich an der Längswand die Eingänge nach den Schlaf-Gemächern und der großmächtigen Küche befanden. An dieser Stelle des Schlosses mußte offenbar einstmals der Ausschank für die zahlreiche Dienerschaft hochvornehmer Residenten gewesen sein, draußen im Glashaus standen Tischchen und Tabourets neben einer rotbeschirmten, modernen Salonlampe, so daß das Bewegungsfeld an Weitläufigkeit nichts zu wünschen übrig ließ.

Auf dem ursprünglichen Schanktisch sah man heute Kübelchen, Becher und Terrinen aus Neusilber, alle blitzblank und außen mit perlendem Tau besetzt, ein Zeichen, daß sie mit kühlen Getränken gefüllt waren. Denn Frau Clementine hatte, wie das in der Schweiz so Sitte ist, die Bereitung derartiger Genüsse nebst den andern Künsten der Culinarik während eines kurzen Lehrjahres in einem großen Hotelbetrieb als Mädchen erlernt. Sie trug ein kokettes, Freiburger Kostüm mit schwarzem Mieder, rotem Rock, um dessen Saum wieder ein schwarzer Sammtbesatz ungefähr handbreit herumlief,

weiße Strümpfe, schwarze Schuhe und in dem goldblonden Haar eine schwarze Spitze, die sich fächerartig am Hinterhaupt ausbreitete und durch einen silbernen Pfeil gehalten wurde. Die Baronin hatte eine schwedische Tracht und sah noch mädchenhafter aus als gewöhnlich, die Freundin Mickis war in ein mittelalterliches Prachtgewand gekleidet. Man erwartete noch Giovannino, Micki und Walther. Die Herren hatten sich mit einigem alten Rüstzeug schnell ein historisches Gepräge gegeben, nur Tante Adelheid war nicht zu bewegen gewesen, die Vermummung mitzumachen, dagegen störte sie dank ihrer stark charakteristischen, äußeren Erscheinung das Gesamtbild nicht im geringsten.

Während man noch um die Tische herumstand und die Kostüme der Frauen beurteilte, öffnete sich die Thüre, welche in das Zimmer Mickis führte, und aus ihrem Rahmen heraus trat eine Gruppe, wie man sie sich reizender nicht denken konnte. Micki in einem schwarzseidenen Röckchen, das lose, weiße Hemd auf der Brust, eine Rose im Haar und ein Paar zierliche, rote Pantöffelchen an den weißbestrümpften Füßen, lehnte sich an Giovannino, der, die Guitarre über die Schulter gehängt, eine bunte Schärpe um den Leib gebunden, vollständig den Charakter eines jugendlichen Bänkelsängers atmete. Auf der andern Seite stand Walther, in der Art eines fahrenden Schülers, die er durch eine geringfügige Umkrempelung seiner gewöhnlichen Kleider und durch das Umhängen eines grünen Mantels erreicht hatte. Sie stimmten ein italienisches Lied an, das Giovannino auf seinem Instrument begleitete und worin die Worte vorkamen:

Fra le belle tu sei la piu' bella
Fra le rose tu sei la piu' fin'

Tu del cielo sei brillante stella

— — — — — — — — — — — —

(Unter den Schönen bist du die Schönste
Unter den Rosen bist du die Vornehmste
Und am Himmel bist du ein glänzend Gestirn.
— — — — — — — — — — — — — — —)

In dem Moment, da diese Stelle gesungen wurde, trafen sich die Blicke Giovanninos und der Majorin, und die Baronin, welche den Arm ihrer Freundin umschlungen hielt, konnte ein leises, nervöses Schauern bemerken, das den Körper Clementinens schüttelte. Giovannino kam aus dem Text und Micki schlug ihm in scherzhafter Weise mit ihrem Tamburin auf die Schulter, was den leitenden Sänger gänzlich verwirrte, so daß das Lied in einem ziemlichen Durcheinander endete. Nichtsdestoweniger hatte der Vortrag viel Stimmung gemacht und man setzte sich an die weißgedeckte Tafel, wo Frau Clementine schon vorher alles vorbereitet hatte.

Es war heute das erste Mal, daß die Majorin dem jungen Italiener etwas mehr Beachtung schenkte. Sie hatte von ihrem Gemahl gehört, daß Giovannino durch und durch Künstler sei, das sagte aber der Frau, die durch ihre Erziehung bei dem alten General die Menschen von anderen Gesichtspunkten aus zu beurteilen gelernt hatte, wenig. Bis jetzt hatte sie Giovannino immer nur als einen nicht lästigen Gesellschafter betrachtet, der aus Rücksicht auf seinen Vater aus einem unangenehmen Milieu in das eigene Haus aufgenommen worden. Diesen Abend fiel er ihr als Persönlichkeit und als Mann auf. Das mochte mit Aeußerlichkeiten zusammenhängen. Vielleicht hatten die Locken daran Schuld, welche wirr in die mäßig hohe Stirn hereinfielen, vielleicht die Augen, welche mit dem Steigen der Stimmung und dem Vorrücken der Stunde einen

immer sehnenderen Ausdruck annahmen; vielleicht mußte man die Ursache der blauen Matrosenjacke zuschieben, welche er trug und die unter einem tiefen, spitzen Ausschnitt eine gut entwickelte und feste Brust zeigte.

Indessen entledigte sich Major Schürch seiner Pflichten als Gastgeber, indem er zuerst auf eine fortschreitende Gesundung der kranken Freundin Midis anstieß. Dann sprach der Baron einige Worte zu Ehren der schönen Hausfrau, worauf Tante Adelheid, ohne sich von ihrem Platze zu erheben, aber in gefälligen, wohlgefügten Sätzen das Wohl des schwedischen Ehepaares ausbrachte. Der praktische Sinn der alten Dame ließ nämlich in den Skandinaven hauptsächlich die Leute erkennen, deren finanzielle Lage geeignet war, sie noch eines Tages Käufer des alten Kastens, wie sie Schloß Wildegg zu nennen beliebte, werden zu lassen. Sie gab deshalb in ihrer Rede dem Wunsche Ausdruck, der Aufenthalt möge Baron v. Silfverström und seiner Gemahlin so gut bekommen, daß sie nach Jahresfrist durch eine kleine Nachkommenschaft vielleicht auf Dreie vermehrt zurückkehren. Diese eben nicht ganz passende Anspielung legte sowohl auf des Barons wie Major Schürchs Gesicht flüchtige Schleier der Trauer, die jedoch Giovannino, diesmal mit einem übermütigen, italienischen Scherzlied, schnell verscheuchte. Giovannino, der bei einer ziemlich schwierigen Akkordbegleitung seine Augen auf das Instrument geheftet hielt, hob bisweilen den Blick und traf regelmäßig das strahlende Augenpaar der Majorin. Niemand bemerkte dieses und die Majorin, obschon sie fühlte, daß etwas in ihrem Innern vorging, fand keinen Anlaß, sich Vorwürfe zu machen. Denn bei einem gewissen Gedanken hätte sie beinahe laut lachen müssen, so eigenartig und fernliegend kam er ihr vor.

Giovannino war schon in seinem Zimmer angelangt und wollte sich auskleiden, als ihm einfiel, daß er sein Instrument im Gartensaal hatte liegen lassen. Da er fürchtete, es könnte in der freien Luft vielleicht Schaden nehmen, so stieg er nochmals hinunter, um es zu holen. Die Mägde waren zur Ruhe gegangen, auch im Restaurant herrschte Dunkel, nur vom Glashaus her drang der rote Schein der Lampe, die also noch brennen mußte. Behutsam öffnete er die Thüre und schlich sich durch die Topfpflanzen durch nach dem Tischchen, wo die Guitarre lag. Dann fiel ihm ein, daß es seine Pflicht sei, die Lampe auszulöschen, die offenbar vergessen worden war. Aber wie er sich nach vorwärts bewegte, sah er an einer der offenen Glaswände Frau Clementine stehen, die blonden Haarflechten lange über den Rücken niederfallend und den dünnen Wollstoff des faltigen Nachtmantels eng an ihre breiten Hüften gezogen. Ein Marmorbild mit einem Schleier überworfen. Sie beugte sich auf das Geländer und blickte in die dunkle Nacht hinaus und kurz über dem Boden sah man die rosa Fersen ihrer nackten Füße, die nur mit den Zehen in den perlgrauen Pantoffeln steckten. Dann richtete sie sich plötzlich auf und, ihre Zöpfe mit einigen Nadeln aus Schildpatt kranzartig aufsteckend, ging sie vom Geländer zurück, wandte sich um und hätte Giovannino unbedingt sehen müssen, wäre dieser nicht flink wie eine Katze hinter einen Oleander geflüchtet. Die Majorin näherte sich der Lampe, drehte dieselbe herunter und tappte selber im Dunkeln nach ihrem Schlafzimmer zurück, wo sich der Major noch mit der Besichtigung einer neuen Serie Malvorlagen beschäftigte. Mit einem Seufzer stieg Frau Clementine zu Bett, das schneeweiße Linnen bis zu den Stirnhaaren ihres goldblonden Hauptes emporziehend.

Major Schürch hatte die Gewohnheit, erst, wenn seine Ge-

mahlin schon in Halbschlummer versunken war, an seine eigene Nachttoilette zu gehen. Heute erriet er aus den kurzen Atemzügen, daß Clementine den Schlaf nicht finden konnte, er beeilte sich deshalb und war unsomehr erstaunt als ihn, da er kosend seinen Arm zum Gutenacht-Kuß um den Nacken seiner Frau legen wollte, zwei wundervolle, blaue Sterne aus einem thränenüberströmten Antlitz vorwurfsvoll, ja beinahe zornig anblickten. Sanft versuchte er einen Kuß auf ihre Lippen zu drücken, da richtete sich Clementine auf und während das halbherabfallende Hemd einen wunderbaren, blütenweißen Oberkörper sichtbar werden ließ, machte sie eine Bewegung, die ihm zu erkennen gab, daß ein Kummer heute ihr Herz bedrücke und daß e r sie nicht zu trösten vermöge. — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Um dieselbe Zeit saßen der Baron und die Baronin, die auf der andern Seite des Schlosses wohnten, noch angekleidet in ihren Lehnstühlen und hatten ungefähr folgendes Gespräch. Der Baron sagte:

„Aber siehst du denn nicht ein, Eva, daß ich an dich als an mein angetrautes Weib gewisse Forderungen stellen darf. Wenn du dich auch über die Art derselben nicht klar warst, als du dich verheiratetest, so giebt das dir noch nicht die Berechtigung, dich der Erfüllung derselben zu entziehen. Und du warst ja auch eine Zeitlang lieb und gehorsam. Warum nun wieder der Rückfall in die Widerspenstigkeit? —“

Die Baronin, mit einem blauseidenen Peignoir angethan und die Füße nackt, schritt auf den kleinen Schreibtisch zu und entnahm demselben ein ziemlich voluminöses Bändchen.

„Hier, lies einmal diese Abhandlungen. Sie stammen von der bekannten Philosophin Alexia, Gräfin v. Pervers und aus ihnen wirst du erkennen, wie viel für uns die Liebe unter

Geschlechtsgenossinnen vorzuziehen ist, die wahre, die interesselose Liebe . . ."

Der Baron sah seine Frau wie versteinert an, dann aber spielte um seinen Mund ein Lächeln.

„Ich verstehe. Auch du bist auf diesen grausen Mittelweg gewiesen worden, der zwischen ehelicher Treue und ehrlichem Ehebruch liegt. Seht ihr armen Geschöpfe denn aber nicht ein, daß ihr damit ein Unterschlagungsverbrechen an der Natur begeht, und daß der Genuß, sobald ihm die Erfüllung des natürlichen Zweckes entzogen ist, aus dem Menschen ein Untier macht. Glaubst du, daß diejenigen, welche in ihrer Leibesnot sich um Geld verkaufen, schlechter sind als ihr, die ihr euch in nutzlosem Sybaritismus eure Kräfte gegenseitig aussaugt. Die Abhandlungen deiner Gräfin sind gewiß schön und interessant, was für eine prächtige Generation aber hätte diese Dame vielleicht in die Welt stellen können, wenn sie richtiger geliebt und weniger gut geschrieben hätte. Gewiß, ihr seid Helferinnen von Beruf, ihr helft euch untereinander. Aber wie viel schöner ist es, dem Manne zu helfen, der ohne euch zum Verbrecher oder Schwächling wird, wenn es auch Leiden kostet, Leiden, die euch besser krönen als ein güldenes Diadem." — Und der Baron, über seine Frau hingebeugt, fuhr weiter:

„Sieh mal, Schätzchen, es giebt Menschen, die nur mit Gewalt auf den Pfad der Tugend zurückzubringen sind. Diese Autorität ist uns euch gegenüber zugestanden und es scheint als ob das deswegen sei, weil der Weiberverstand einer einfachen Logik nicht zugänglich ist, bevor dieselbe nicht durch mechanische Nachhilfe eine gewisse Schnellkraft erlangt hat. Die klugen Frauen thun so, als ob sie sich auf Logik verständen (sie verstehen sich nie darauf) und gewinnen dadurch ein ungeheures Uebergewicht über den Mann, was schon zu der Be-

hauptung geführt hat, daß die Frauen die Welt regieren. Sei du, liebe Eva, klug. Und ich erlaube dir alles, alles. Du kannst die Theorien der Alexia (die übrigens auch nur durch die Elaborate einiger effeminierter, französischer Dichter beeinflußt wurde) verfolgen, ich sehe voraus, die Lektüre wird dir vor der Zeit über sein und ich werde den Sieg davontragen. Aber sei klug — und sei lieb! — Und sieh des weiteren, mein Mädchen. — Ihr seid schlecht, weil ihr schlecht erzogen seid. Von jung auf wird euch gesagt, daß ihr deshalb einen Mann haben müßt, weil derselbe für euch die lebenslängliche Rente bezahlt, die euch über die Nahrungssorgen hinweghilft. Daß ihr euren Mann lieben könnt, lieben dürft, wie jene, deren Bekanntschaft man ohne Heiratsabsichten macht, davon ist nicht die Rede. So kommt es, daß ihr den, der in der Lage ist, euch zu heiraten, von vornherein nicht als Liebenden betrachtet, sondern nur mehr als Disponent über die Mittel, die man zur Gründung eines Hausstandes braucht. Man denkt nicht daran, seinen Mann verliebt zu machen, ihn sich verliebt zu erhalten. Alles, was euch bei einem andern unschätzbar erscheint, versteht sich bei uns von selbst. Deswegen, weil wir euch geheiratet haben, dürfen wir so sein, wie ihr gerne seht, daß die andern sind. Aber es schadet das alles nichts, denn wir haben die Bezeugungen der Flitterwochen, da ihr uns geschworen, daß wir euch mehr gelten als Himmel und Erde zusammen. Das vergeßt ihr, wenn ihr klug geworden und ihr denkt, wir straucheln über unsere eigenen Beine. Erinnerst du dich noch — der Nacht als wir in Monte Carlo ankamen — der Fahrt von Berlin nach Frankfurt — im Schlafwagen — des kleinen Hotels in Hamburg, wo wir gegen unsern Reiseplan abstiegen. — — — Und stell' dir einmal vor, daß du mit deiner Natur leicht auf die Bahnen hättest gelockt werden können, wo Tau=

sende deines Geschlechts zur Schande der Menschheit wandeln. Und sie alle, die einmal diese Aussichten hatten, kokettieren später mit den lesbischen Tendenzen deiner Lehrmeisterin, nicht bedenkend, daß jene Frau nicht aufrichtig daran glaubt. Nein, Eva, du magst so viel lesen in diesem Büchlein wie du willst, aber du versprichst mir, daß, wenn du über etwas im Zweifel bist, du mich fragst. Ich bin immer bereit, dir Rede und Antwort zu stehen. Diese dichtenden Frauen ahnen nicht, was sie uns Männern nützen, weil ihre von wirklichen Blutwallungen gehobenen Gedanken Einsicht gewähren in die tiefsten Tiefen der weiblichen Natur, aber krank ist ihre Arbeit trotzdem, wie fast alles Thun des Weibes, das nicht mit Dulden zusammenhängt . . . . .

Die Baronin war in dem Moment von einer eigentümlichen Idee erfaßt. Sie hatte nämlich die feste Vorstellung, Frau Clementine sitze neben ihr und rede so auf sie ein, wie das ihr Gemahl gethan, sie roch ordentlich das Parfüm ihrer Freundin und glaubte deren schöne Glieder auf dem weißen Linnen des Bettes ausgestreckt zu sehen. Der Baron legte mit einer etwas kräftigen Bewegung den Arm um seiner Gemahlin Schultern. Da schrak diese zusammen und, niedersinkend, ließ sie ihr blaues Gewand von den Achseln gleiten und lag dem Baron zwischen den Knien, halbnackt und von den Hüften herauf bebend, denn die kühle Nachtluft strömte in das Gemach. Und der Baron hob sein Weib, beide Arme unter ihrem Körper durchlegend in die Höhe und warf Eva wie eine tote Masse auf die bronzefarbene Seidendecke des Lagers — er konnte sich nicht mehr entfernen und mußte sich, von ihren weißen Händen zurückgehalten, entkleiden. Dann erlosch das letzte Licht auf Wildegg. Und eines zweiten Paares Atem vermischte sich, das zusammen gehörte, aber noch nicht

in Frieden die Freuden zusammen genoß, während zwei andere Wesen nur in den Träumen beieinander waren, Micki und Giovannino, beide durch eine Mauer getrennt und wenn diese nicht gewesen wäre, durch die Unschuld.

* * *

Auf der Südseite des Berges zog sich vom Dorfe Mörikon aus ein Streifen Weinberg den Abhang hinauf, fast bis auf die Höhe des Schlosses. Der Rebbau war hier früher einmal richtig betrieben worden, in den letzten Jahren aber hatte sich der vielen Krankheiten wegen, die jeweilig den Ertrag und sogar die Existenz der Pflanzen bedrohten, eine sorgsame Bebauung nicht mehr gelohnt. So war eine Art wilder Weingarten entstanden, noch sah man die terrassenartig angelegten Felder, zwischen welchen schmale, aus unregelmäßigen Steinblöcken aufgeschichtete Treppchen emporführten, aber hier hatte ein Platzregen einige Stufen weggeschwemmt, dort war eine Mauer, die einem ganzen Feld zum Stützpunkt diente, eingestürzt und die Weinstöcke hatten in dem lockeren Erdreich auch ihren Halt verloren, so daß sie unregelmäßig, bald in Haufen, bald weit auseinander standen. Gras wucherte dazwischen, Nelken breiteten ihre rosa Kissen aus, die Ranken, dieses Jahr noch nicht einmal zurückgeschnitten, flochten sich zu einem unentwirrbaren Durcheinander zwischen den einzelnen Pflanzen zusammen, während trotz dieser Vernachlässigung von Stelle zu Stelle eine halb entwickelte Traube in der brennenden Sonne der Reife entgegen briet; Eidechsen schossen über den heißen Boden und tausend Blüten und Blütchen strömten zu Füßen des Wanderers ihre Düfte aus. Durch diese Wildnis sah man eines Morgens Frau Clementine und

die Baronin, eine jede mit einem großen Paket belastet, hinuntersteigen.

Es werden wohl kaum Frauen höherer Stände jemals einen längern Aufenthalt in unmittelbarer Nähe ländlicher Ansiedelungen machen, ohne daß sich nach und nach ein reges Interesse für das Familienleben der Bauern in ihnen regt und ohne daß sie dieses Interesse dadurch zu nähren suchen, daß sie mit den Leuten in Verbindung treten, sich um ihre Bedürfnisse bekümmern. Ein guter Vorwand zur Befriedigung dieses Hanges zum Sicheinmischen in die Verhältnisse anderer ist die Wohlthätigkeit, es liegt aber nahe, anzunehmen, daß dieselbe namentlich bei Frauen auch dem Wunsche entspringt, alles in unserer Umgebung auf dieselbe Stufe von Gefälligkeit und Sauberkeit zu stellen. Es ist also mehr eine Rücksicht auf unsere Eitelkeit, denn ein rein sittliches Empfinden und natürlich habe ich dabei nur die Wohlthätigkeit gänzlich fernstehenden Personen gegenüber im Auge.

Der Arme der Stadt ist auf die Gesellschaft angewiesen und diese verlangt, daß man sich anständig kleide. Ein Bettler in vornehmer Gewandung hat beinahe in jedem Hause Aussichten auf Erfolg, ein Landwirt aber wird sich durch ein korrektes Aeußere nicht verblüffen lassen, ja, die Kleider sind ihm ein Hindernis, durch welches durch er erst erkennen muß, ob der Kerl tüchtig zur Arbeit ist oder nicht. Außerdem weiß er doch, daß gerade die Arbeit die Kleider zu Lumpen macht und daß deshalb mehr Spitzbuben in seidengefütterten Gehröcken als in rauhen Drillichwämsern umherlaufen. Der notleidende Landbewohner aber, urplötzlich in seiner Hütte von vornehmen Damen überrascht und womöglich mit den abgelegten Kleidern ihrer Männer beschenkt, mag das Zeug, das gleich in Stücke geht, nicht anziehen; er verkauft es unter der Hand und ver-

wendet das Geld anderweitig. Dann Zetergeschrei bei den Spießern über die Schlechtigkeit der Armen. Dasselbe ist der Fall mit dem Schenken von Eßwaren, dessen Nutzen auch nicht weittragend ist. Zum Glück kann in den Bauernhäusern des südlichen Deutschland das Brot nicht ausgehen, weil die Leute noch die Gepflogenheit haben, selber zu backen. Brot ist aber nebst Karoffeln die Hauptnahrung der Landbevölkerung und so geschieht es, daß ein kranker Bauer, der noch lange hätte leben können, an den kräftigenden Fleischbrühen einer reichen Wohlthäterin draufgeht, weil derartige würzige Sachen seinem Magen nicht bekommen. Frau Clementine nun und die Baronin beschränkten ihre Wohlthätigkeit auf die Kinder, wo sie noch am angebrachtesten ist. Es bestätigt sich allerdings auch, daß die Jugend des platten Landes meist nackt, im Sommer im Freien, im Winter auf den Ofenbänken herumliegt, aus welchem Grunde sie erwachsen das Regenerationsmaterial für die Krüppel und Schmalbrüste der Großstadt abgiebt, trotzdem macht es einer Mutter Freude, ihre Buben einmal mit neuen Hosen oder ihre Mädchen mit bunten Schürzen zu bekleiden. Sprößlinge mittelloser Eltern erlernen auf diese Weise meist den Gebrauch des Taschentuchs, was, wenn der Junge einmal Minister oder das Mädchen eine Generalsfrau wird, ganz zweckdienlich sein mag. Als Frau Clementine und die Baronin an die ersten Häuser des Dorfes kamen, liefen ihnen schon einige Göhren entgegen, mit erhobenen Händen Zuckerzeug bettelnd, das sie dann auch von der Baronin erhielten; damit übernahm letztere die Verantwortlichkeit für alle verdorbenen Zähne, womit nachher die Töchter der Umgebung in die Ehe traten, um mit ihrem schlechten Atem dem jungen Ehemann das Küssen zu verleiden. Die Knaben bestürmten aber die Majorin, von der sie Bleisoldaten geschenkt bekamen, welche

sie dann mit dem umgekehrten Ende in die Kuhfladen steckten. So wenig Verständnis zeigte die Jungmannschaft aus der Umgebung von Wildegg für das Militärwesen. Am äußersten Ende des Dorfes lag ein Wirtshaus, „zur Sonne" genannt. Hierher lenkten die Frauen nun ihre Schritte und setzten sich in dem kleinen Vorgarten unter das Blätterdach eines Ahornbaumes, aber wider ihr Erwarten kam niemand, um ihre Wünsche entgegenzunehmen. Es zeigte sich keine Menschenseele, aber als sie durch das geöffnete Fenster in eine der Stuben des Erdgeschosses blickten, konnten sie in einem großen Ehebett eine Frau erkennen, die zwischen den rot und weiß gewürfelten Kissen mit einem Ausdruck unendlicher Zufriedenheit dalag, an ihrer Brust ein Kind säugend. Es war die Wirtin und, aus ihrem Halbschlummer erwachend, erkannte sie die zwei Damen und winkte ihnen, in das Haus einzutreten. Es war zum ersten Mal, daß die Baronin mit einer Wöchnerin zusammentraf und sie konnte ihrem Erstaunen nicht genug Ausdruck geben, daß ein Weib, das soeben niedergekommen, so guter Dinge sei. Frau Clementine lächelte über die kindliche Vorstellung ihrer Freundin, die bis jetzt dem Glauben gehuldigt hatte, eine Gebährerin müsse notgedrungen halb in Stücke gehen. Sie nahm den Säugling und hob ihn hoch, was sich dieser nur mit Widerstreben gefallen ließ. Er streckte seine Händchen nach den vollen Brüsten, welche er, als man ihm seinen alten Platz wieder eingeräumt hatte, förmlich mit seinen Fingerchen knetete. Die Sonne schien in das Zimmer, in das bisweilen ein junges Bauernmädchen den Kopf aus der Küche hereinsteckte, um nach der Niedergekommenen zu sehen. Als es der beiden Damen gewahr wurde, verschwand es gänzlich. Ein Strauß Feldblumen stand auf dem Tisch, ein Laib Brot und ein großes Stück Schweizerkäse lagen in Er=

reichbarkeit der Mutter auf einem Stuhl, die Kleider der Bäuerin hingen am Fußende des Bettes. Ihnen merkte man an, daß die junge Frau gestern Abend noch auf dem Felde gewesen und sich dann zu der Schöpfungsarbeit niedergelegt hatte. Der Mann, der einzige wahrscheinlich, der bei ihr gewacht, befand sich jetzt wiederum draußen mit den übrigen Bewohnern des Hauses.

Dieses Bild einer gesunden Mutter mit ihrem gesunden Neugeborenen wirkte auf die Baronin mehr als die häufigen Gespräche, die sie über diesen Punkt mit ihrem Gemahl schon gehabt, gerade wie auch wir uns von der beredtesten Schilderung nicht so sehr beeinflussen lassen als von der geringsten Thatsache. Das Bedürfnis, Kinder zu haben, war der Baronin bis heute ein fremdes Gefühl geblieben, was aber noch eingreifender wirken mochte, war die Sorge um das eigene Wohl, das durch eine Geburt allerdings in Frage gestellt werden kann. So geht es egoistischen Naturen, daß sie in immerwährender Besorgnis um sich selbst sich mit falschen Schreckvorstellungen abplagen müssen, und die Baronin liebte schon den Anblick kleiner Kinder nicht, weil sich mit ihm stets der Gedanke an die Qualen der Mutterschaft paarte. Hier nun hatte sie eine Frau vor sich, die ohne ärztliche Hilfe und ohne sich anders als etwas abgemattet zu fühlen, geboren hatte. Also konnte die Erfüllung dieser höchsten Pflicht ertragen, unter Umständen sogar mit Humor und Laune ertragen werden. Daß sich die Natur im schlimmsten Fall selbst hilft, indem sie uns unseres Bewußtseins und damit jeglicher Empfindung beraubt, wenn die Grenze unserer Nervenspannkraft erreicht ist, daran dachte die Baronin noch nicht einmal. Aber auch hier sind es wiederum die Aerzte, welche dem ganzen Vorgang den Charakter eines Leidens gegeben haben, die Schuld

tragen an der Aengstlichkeit, womit viele junge Frauen einer Entbindung entgegensehen und wenn sich die Aerzte als Verbündete von Rentenjägern unentbehrlich gemacht haben, so es sich darum handelt, Besitzer großer Vermögen für krank und der Verfügung ihres Eigentums für verlustig zu erklären, ganz gleich stellen sie sich auch an jedem Wochenbett als wichtig thuende Konfusionsmacher und Schwierigkeitsräte ein.

Diese Ueberlegungen drängten sich der Baronin mit unwiderstehlicher Gewalt auf, zugleich wurde sie blaß, zitterte am ganzen Leibe und stierte unausgesetzt in einer Richtung, nämlich nach dem geöffneten Fenster, vor welchem in der Sonne die Fliegen summten. Frau Clementine hielt ihre Freundin um die Taille, ließ sie sanft auf einen Stuhl gleiten und nestelte ihr das Korset auf. Die Baronin atmete nun leichter, konnte aber eine gewisse Verlegenheit nicht verbergen. Anderseits wollte sie auch keine Auskunft darüber geben, welches der Grund ihres Ohnmachtsanfalles gewesen sei. Die Majorin schrieb daher die Schwäche einfach der besonderen Umgebung zu, in der man sich augenblicklich befand, dem Milieu einer soeben zur Vollendung gelangten Menschwerdung. Die große Pendeluhr an der Wand schlug mit schnarrendem Geräusch Zwölf und unter der Hausthüre hörte man die schlurfenden Tritte einiger Landarbeiter, die mit ihren Gerätschaften vom Feld zurückkehrten. Die zwei Damen besprachen sich mit der Sonnenwirtin darüber, wie die Effekten in den zwei großen Bündeln unter die Kleinen des Dorfes zu verteilen seien und die Bauersfrau erklärte, sie werde gerne, sobald sie wieder auf den Beinen, den Bedürftigsten jeweilig das Passende zukommen lassen. Dann verabschiedeten sich Clementine und die Baronin, nicht ohne daß eine jede noch vorher den Säugling sowohl wie die Säugende geküßte hätte.

Draußen führte die Damen ein anderer Pfad vorerst durch Wiesen und Felder, die in einem niegesehenen Fruchtreichtum dastanden. Die Matten, kaum vor zehn Tagen gemäht, hatten sich schon wieder mit fußhohem, dichtem Grase bedeckt, diesmal nur tief smaragdgrün und der üblichen Einwebungen von gelbem Löwenzahn, rotbaunen Skabiosen und lilafarbenen Wiesenschaumkräutern entbehrend. Diese Blumenleere des zweiten Schnittes deutete schon auf den kommenden Herbst hin, ebenso wie die ihrer Früchte beraubten Kirschbäume, die den Weg entlang in Reihen gepflanzt waren. Die Sonne brannte mit der ganzen Heftigkeit der Mittagsstunde, weshalb die Frauen erleichtert aufatmeten als sie in die Kühle des Waldes traten, wo sie sich nun gemächlich der schloßgekrönten Bergkuppe näherten. Frau Clementine hatte es instinktiv vermieden, ihre Bekannte nach dem Grunde ihrer Unpäßlichkeit von soeben zu fragen als die Baronin, man war bei einer Stelle des Weges angelangt, wo Epheu einige Wurzelstöcke eng überwucherte und dunkelblaue Agleien ihre Kronen wie zu ewiger Trauer von hellgrünen, gespaltenblättrigen Stauden herabhängen ließen, der Majorin Arm schmeichlerisch umklammerte und mit diskreter Stimme sagte:

„Hören Sie, Clementine? Sie sind meine Freundin und wollen es bleiben. Kennen Sie ein Büchlein „Wie die wahre Liebe wieder gefunden wird“? Es sind philosophische Abhandlungen einer bekannten Dame und ich bin auch durchaus der Meinung, daß wir diese dauernde Erniedrigung von Seiten unserer Männer . . . .“

Clementine streckte ihren Arm aus und legte ihre weiche Hand auf die Lippen der Baronin. Dann zog sie diese, indem sie selbst am Stamme einer Eiche niedersank, zu sich herab und flüsterte:

„Stille, stille, mein Mädchen! Mund und Ohren sind die schlimmsten Tore der Sünde, aus ersterem gehen oft böse Dinge hervor und durch letztere nehmen wir solche auf. Das, was Sie eben aussprechen wollten, ist ebenso gefährlich für Sie zu sagen als für mich zu hören. Uebrigens scheinen Sie mir etwas nervös überreizt zu sein. Sollte am Ende der Baron die glückliche Hoffnung . . .“

Eine Purpurwelle übergoß der kleinen Baronin Gesicht. Sie lag jetzt ausgestreckt im Grase, ihre beiden Augen mit den Händen bedeckend, unter denen Thränen hervorperlten.

„— — — Und ich habe so Angst!“ — stöhnte sie schluchzend. „Dahin hat es der böse Mensch nun doch gebracht — —“

Die Majorin konnte ein leises Lächeln nicht verbeißen. Sie lehnte sich mit ihrem goldblonden Haupt und dem üppigen Oberkörper über ihre Freundin, strich derselben sanft mit der Hand über die Taille des naturfarbenen Leinenkleides, das die hübschen Formen der Baronin umsomehr erkennen ließ als sich der Rock unten straff um die Beine geschlungen hatte. Die Majorin ließ ihre Hand bisweilen ruhen und fuhr dann hinunter bis an den Saum, wo eine stahlblaue Borte aufgenäht war und die kleinen, weißen Schühchen wie aus einem Veilchenkelch hervorschauten. Schließlich drückte sie Eva Silfverström einen Kuß in den Nacken, der von der plötzlichen Aufregung noch rot war.

„Und nun sei vernünftig, mein Kind —“

„Ihnen zu lieb, Majorin! Sonst würde ich wahrhaftig die verzwackten Wege der modernen Saphen gehen, denn ich hasse ihn bisweilen so, daß ich ihn umbringen könnte. Das namentlich, wenn ich sehe, wie er Frauen, die ihn gar nichts angehen, die ihm nie etwas gewähren werden, den Hof macht . . .“

Die Majorin platzte jetzt aus vollem Halse heraus:

„Aber Sie sind ja eifersüchtig, liebe Baronin. Und da hätte ich oder da wollen Sie mit mir — — — Nein, ich könnte Ihnen wirklich böse sein."

Die Baronin schaute der Majorin mit dem Blick eines ertappten Schulmädchens ins Gesicht, dann streckte sie die Hand wie um Verzeihung bittend aus. Die Majorin reichte die ihre dar und die zwei Frauen küßten sich noch einmal.

Frau Clementine hatte sich wieder aufrecht hingesetzt, so daß sie die Rechte lässig im Schoß hielt, während sie mit der Linken immer noch wie unbewußt ihrer Begleiterin Stirne streichelte, auf der Schweißperlen wie Diamantkörner auf einem großen Blumenblatt lagerten. Dann sagte sie:

„So seid ihr also, ihr Frauen des Nordens. Ihr habt alles und könnt den rechten Weg nicht finden. Ja, ist es denn ein Verbrechen, wenn nun einmal einer der Ehegatten einem dritten das Blut wallen macht oder wenn er bei dem Händedruck eines Außerhalbstehenden auch etwas verspürt. Sind wir verheirateten Leute uns nicht in Liebe und Hingebung zu lange zugethan gewesen, als daß unsere Zufriedenheit zu gefährden wäre. Ist Empfindung schon Begehren. Ich empfinde zum Beispiel eine große Sympathie für jemanden unserer Umgebung, aber ferne ist es doch von mir, daß ich mich deshalb mit Gewissensbissen quäle . . ."

Die Majorin hatte diese letzten Worte wie eine Entschuldigung hervorgebracht, als in allernächster Nähe eine Mädchenstimme in melodischem Tonfall den Namen Giovanninos rief. In demselben Augenblick tauchte unter den Bäumen die Gestalt des jungen Venturini auf. Er trug einen Jagdanzug, bestehend aus braunen Kniehosen, einer Joppe und einem Hut mit Gemsbart; über die Schulter hatte er einen nagelneuen

Stutzer gehängt. Er gesellte sich zu den Frauen und erzählte:

„Er hatte seinem Vater geschrieben, daß man hier mit Saisonbeginn dem edlen Waidmannshandwerk huldigen werde und daraufhin war ihm von Mailand aus eine Kiste zugekommen, die alle die schönen Gegenstände enthielt. Er hatte es nicht übers Herz gebracht, länger zu warten und erschien auf diese Weise jetzt in obenbesagtem Anzuge. Vom Pächter sei ihm auch mitgeteilt worden, daß ein Hühnerweih die Gegend unsicher mache, er habe ihn bis zur Stunde noch nicht aufspüren können, dagegen sei es ihm gelungen, etwas anderes, das auch zum Schadwild gehöre, zu erlegen." Hierbei zog er aus seiner Ledertasche die Leichname zweier Eichkätzchen.

Die Damen betrachteten die kleinen Tiere mit Neugier und Frau Clementine nahm sogar das mit einem besonders schönen, schwarzen Pelz angethane in die Hand. Aber sie verfuhr so unvorsichtig, daß ihr das rote Blut auf das Piquékleid fiel und gerade auf dem Schoße einige große, purpurne Flecken hervorrief, was sie weniger ärgerte als erschreckte. Giovannino aber bat, sie möge, da die Robe nun doch verdorben, in dieser Stellung verharren, er sprang auf, riß einen Büschel Agleien vom Erdboden und streute die blauen Blüten der Majorin ins Haar, dann nahm er sein Skizzenbuch und zeichnete. Und während er so in die Arbeit vertieft war und die Frauen auch nicht auf das, was um sie her geschah, achteten, kamen Walther und Micki noch dazu und letztere stellte sich wie ein recht naseweises Ding auf die Zehen, schaute dem Zeichnenden über die Schulter aufs Papier, die Hände auf dem Rücken gekreuzt und mit ihrer Wange beinahe die Giovanninos streifend. Als das Frau Clementine sah, hob sie drohend den Finger und Micki

entfernte sich von ihrem Spielkameraden, sich aus Scham oder aus Langeweile das Gesicht in ihrem langsträhnigen Haar verbergend.

Die flüchtig hingeworfene Skizze war sehr gut gelungen und Giovannino sagte, als er das Heft in seiner Tasche barg, er werde, wenn ihm die Majorin die Sitzungen gewähre, versuchen, ein lebensgroßes Bild daraus machen. Die Majorin gab hierauf keine Antwort, sondern that, als wenn sie die Frage überhört hätte. Oben am Thore aber sagte Clementine zu ihrer Freundin:

„Ja, er ist ein lieber Kerl und ich glaube nicht, daß ich mich vor einer Leidenschaft für ihn zu fürchten brauche." Dabei warf sie der ihr voranschreitenden Jünglingsgestalt einen Blick nach, dessen brennende Sehnsucht ihre Worte Lügen strafte.

* * *

Der verstorbene General Brüngker hatte einer streng katholischen Familie der Innenschweiz angehört und seine Tochter, die jetzige Frau Majorin, war in demselben Glauben erzogen worden. Den Verpflichtungen, welche ihr dies Bekenntnis auferlegte, war sie in den ersten Jahren ihrer Ehe eifrig nachgekommen, dann aber hatte sie dem unausgesetzten Widerstand ihrer neuen Verwandten nachgegeben und schließlich gänzlich auf eine Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse verzichtet, eine Thatsache, die darin einigermaßen eine Erklärung findet, daß das kleine Städtchen L. keine katholische Gemeinde besaß und auch noch kein Missionsdienst ausgeübt wurde, wie das später dann geschah. Die Haupttriebfeder der gegen die Ueberzeugungen der Majorin gerichteten Machinationen war Tante Adelheid, die deswegen vielleicht, weil der

alte Amtmann ursprünglich gleichfalls Katholik gewesen und erst übergetreten war, als man ihm nach einem Siege der radikalen Partei die Alternative gestellt hatte, entweder sein Brot zu verlieren oder der Kirche zu entsagen, fürchtete, es möchten trotz der vollständig protestantischen Erziehung des jungen Schürch noch Neigungen zu der alten Art vorhanden sein. Zu diesen Bedenken hatte Tante Adelheid umsomehr Berechtigung als ihr Gemahl auch nach dem Uebertritt sich nicht gescheut hatte mit katholischen Studiengenossen mannigfache Beziehungen zu unterhalten, welche nach seinem Tode teilweise auf den Sohn übergegangen waren.

Die Reise Herrn Brüngkers nach dem Besitztum seines Schwagers hatte hauptsächlich den Zweck gehabt, eine Fusion der Niederlenzer Fabriken mit dem Geschäftshaus in Mühlhausen zu erwirken. Dadurch wäre natürlich der Kredit des letzteren neu gefestigt worden, indem sich der Major mit seinem Kapital an dem gemeinsamen Betriebe wohl oder übel hätte beteiligen müssen. Es war das von Seiten Herrn Brüngkers durchaus keine leichtfertige Zumutung, denn so wenig Major Schürch Geschäftsmann war, so sehr galt sein Schwager in den in Betracht kommenden Kreisen als besonders begabte, kaufmännische Intelligenz, die nur wie so viele andere unter den schwierigen Verhältnissen mit allem Aufgebot von Energie und Umsicht nichts hatte ausrichten können und, wenn sich nicht bald Hilfe meldete, wahrscheinlich unterliegen mußte.

Major Schürch hatte sich den Kopf zerbrochen, wie seinem Schwager zu helfen sei. Er empfand lebhaft nach, wie bitter es Herrn Brüngker werden mußte ein Unternehmen, an das er seine ganze Lebenskraft gewandt, fallen zu lassen. Anderseits durfte er, der Major, das Geschick seiner Familie nicht an den Ausgang einer Spekulation knüpfen, deren Tragweite

man nicht vorausbestimmen konnte. So war denn der Schwager wieder nach Mühlhausen zurückgekehrt, allerdings das Versprechen mit sich nehmend, daß der Major selbst im Laufe der nächsten Wochen eintreffen würde, um Einsicht in die Bücher zu gewinnen und sich mit den drängendsten Gläubigern in Verbindung zu setzen, was wenigstens einen Aufschub der Katastrophe bedeutete.

Der Tag der Abreise war gekommen und die einzige Vorsichtsmaßregel, welche der Major nahm, war, sein Atelier abzuschließen. Giovannino war gezwungen, seine Mal- und Zeichenutensilien in seinem eigenen Zimmer unterzubringen, wo sie gut Platz fanden. Louis mußte das Gefährt in der Morgenfrühe bereit halten, Giovannino und Walther sollten den Major bis nach L. begleiten, von wo aus dann Major Schürch den Zug nach Basel und Mühlhausen nehmen würde. Micki trug dem Papa noch besonders auf, sich nach dem Befinden ihrer Freundin zu erkundigen und sie womöglich zu einem neuen Tagesaufenthalt mit den Knaben nach Wildegg zurückzuschicken.

Lustig knallte die Peitsche Louis', des Fahrknechtes und Giovannino empfand jenes Vergnügen des Großstädters, wenn diese, sonst gewöhnt, in einem nach Meterstrecken zu bezahlenden Wagen langen, eintönigen Häuserreihen entlangzufahren, nun auf einmal durch eine freie Landschaft sich tragen lassen. Denn in der Großstadt steigert sich mit der Ausdehnung der Fahrt das Gefühl, als sei man immer unentrinnbarer in das steinerne Häusermeer eingeschlossen, während im offenen Land die Schnelligkeit der Vorwärtsbewegung uns eine Empfindung giebt, als beherrschten wir den ganzen Erdball. Da geschah etwas, was Major Schürch Veranlassung zu ernstem Nachdenken gab und was ihm die Gewissensfrage vorlegte, ob er

recht gehandelt, als er den jungen Italiener in mehr als zuvorkommender Weise in sein Haus aufgenommen. Wir werden sehen, daß der Major bei all seiner Schlichtheit doch ein tüchtiger Menschenkenner war und daß sich die Schlüsse, die er weiterhin zu ziehen Gelegenheit hatte, nur zu einer glänzenden Rechtfertigung seines anfänglichen, scheinbar leichtfertigen Verhaltens entwickelten.

Man war, nachdem Major Schürch im Fabrikbüreau eine kurze Besprechung mit seinem Bevollmächtigten gehabt, im Garten einer kleinen Herberge an der Landstraße abgestiegen, um einen Morgenimbiß einzunehmen. Dicht dabei floß der Aabach vorüber und Giovannino, nachdem er seinen Hunger gestillt, vergnügte sich damit, mit nackten Beinen in dem klaren Wasser herumzustiefeln, um nach den in Menge unter den Steinen verborgenen Fischen zu jagen. Einen hatte er thatsächlich schon erwischt, er versteifte sich aber darauf, ein ganzes Frühstück zusammenzubringen und ließ deshalb den Major und Walther eine geraume Zeit allein. Da griff der Major wie durch Zufall nach dem Taschentuch, welches Giovannino auf dem Tisch hatte liegen lassen, und bemerkte, daß dasselbe Mickis Namenszeichen trug, außerdem so ungebraucht war, daß es der junge Italiener erst diesen Morgen erhalten haben konnte. Zuerst dachte der Major an einen Scherz, dann beobachtete er ein Erröten Walthers und in demselben einen Mitschuldigen, zum wenigsten einen Mitwisser vermutend, forderte er seinen Sohn auf, alles zu sagen. Und da kam nun die Geschichte.

Micki und Giovannino hatten ein richtiges Liebesverhältnis angeknüpft. Sie mochten sich vielleicht selbst darüber nicht klar sein, da sie sich wahrscheinlich nie ausgesprochen, ihre Handlungen aber zeigten, daß beider Naturen in jener

wechselseitigen Beziehung standen, die sich in tausend kleinen Umständen äußert und die der Beleg ist dafür, daß ein stetes Nebeneinandergehen im Denken und Empfinden stattfindet und nach und nach ein allmähliches oder ein plötzliches Aufgehen zweier Menschen ineinander vorbereitet.

Giovannino stand jeden Morgen genau eine halbe Stunde vor Micki auf, kleidete sich an und streifte dann an dem Abhang unter ihren Fenstern umher, so daß sich Micki bei ihrer Toilette nur etwas vorzubeugen brauchte und er konnte das Mädchen sehen wie es, notdürftig bekleidet, seine Waschprozeduren in einer großen, porzellanenen Schale vornahm. Der Major erfuhr zu seiner Beruhigung, daß sich die beiden Kinder hierbei allerdings so harmlos verhielten, daß sie oft lange Gespräche führten, vom Fenster hinunter und von unten herauf, und daß Giovannino die Gelegenheit stets dazu benützte um Micki einen mächtigen Strauß Feldblumen emporzureichen. Diese Beweise der Zuneigung waren dem Major schon aufgefallen, aber Micki hatte angegeben, sie sei selbst die Sammlerin. Dann kam eine Szene von jenem Abend, da sie sich verkleidet hatten, was man in Mickis Schlafzimmer vorgenommen. Da war Micki auch wieder in ihrem kindlichen Negligé auf den großen Kachelofen gestiegen und hatte dort einen komischen Tanz aufgeführt, was Giovannino dazu benützte, um ein in Herzform gefertigtes Amulett, das Micki auf der Brust zu tragen pflegte und dessen sie sich eben entledigt, zu entwenden und sorgsam in seinem Busen zu verwahren. Dabei war Walther aufgefallen, daß Micki noch nicht einmal Protest dagegen erhob, sondern im Gegenteil, über und über errötend, Giovannino aufforderte, zu ihr heraufzukommen und sie auf den Armen von ihrem erhöhten Standpunkt herabzutragen. Walther wollte auch gesehen haben, daß Giovannino ein ganzes

Museum getragener Wäschestücke Mickis in seinem Zimmer besitze und einen wahren Kult damit treibe. Giovannino behaupte, das sei alte Ritterart, so hätten es diese mit ihren Damen auch gemacht.

Die letzten Bemerkungen Walthers beruhigten Major Schürch dahin, daß er sich sagte, es handle sich doch offenbar nur um kindliche Spielerei. Trotzdem verkannte er die ernste Bedeutung der Lage nicht. Am liebsten wäre er zurückgekehrt und hätte seine Tochter einmal tüchtig ins Gebet genommen. Aber er hatte seinen Besuch bei seinem Schwager schon angemeldet, dann wußte er genau, daß ein äußeres Eingreifen derartige Vorgänge oft eher fördert als zurückbringt. Er empfahl also Walther, ein wachsames Auge zu haben, ohne sich indessen im geringsten hindernd einzumischen, ja sogar seine Botendienste, zu welchen ihn Giovannino öfters verwandte, nach wie vor auszurichten. Mit Giovannino wollte der Major aber noch vor der Trennung ein ernstes Wort reden und dazu war jetzt die beste Gelegenheit. Der Major schickte Walther fort und rief den jungen Italiener her. Das fragliche Taschentuch in der Hand haltend, sagte er:

„Wie kommen Sie in Besitz dieses Tuches?“ — Es war das erste Mal, daß der Major den Sohn seines Freundes als einen Erwachsenen anredete und Giovannino schloß daraus ganz richtig auf den Ernst der Situation. Er wurde rot und stotterte:

„Micki — ich wollte sagen, Maria hat es mir gegeben — heute Morgen — damit ich den Tag über an sie denke . . .“

„So, Sie gestehen also unumwunden ein, daß mehr als freundschaftliche Beziehungen zwischen Ihnen und meiner Tochter bestehen — dann will ich Ihnen eines sagen. Sie versprechen mir, während meiner Abwesenheit nichts zu thun, was

Sie nicht auch vor meinen Augen thun dürften. Zeichnen Sie viel! Wenn ich dann zurückkomme, werden wir sehen. Sie haben für vierzehn Tage das Geschick eines Kindes in Händen, dafür liegt es bei mir, Sie und diejenige, die Sie lieben und die Sie offenbar auch liebt, glücklich zu machen . . ."

Giovannino wollte seinem Wohlthäter die Hand küssen, dieser entzog sie ihm aber und sagte:

„Und nimm es Walther nicht übel, wenn er euch etwas auf den Leib rückt; ich habe ihn zu eurem Hüter bestellt. Nur so ein wenig. — Louis! Anspannen!" — — —

Auf der Weiterfahrt konnte man bei Giovannino eine gewisse Niedergeschlagenheit bemerken. Er überlegte, daß es jetzt doch wahrscheinlich vorbei sein werde mit dem Gutenachtkuß, den sie sich immer heimlich unter Mickis Thüre zu geben gewußt hatten, vorbei mit dem gemeinsamen Frühstücken, denn es war in der That Verabredung, wenn sie jeden Morgen einige Zeit nach den andern erschienen und dann allein die dampfende Milch, den Honig und die gerösteten Brotscheiben einnahmen. Sie spielten wie zwei junge Hunde, die sich noch nicht kennen. Micki hielt Giovannino einen delikaten Bissen hin und sagte:

„Ich werde dich durch materielle Vorteile bestechen. Ich habe gestern vom Baron gehört, daß kein Mensch sich dem Einfluß materieller Vorteile entziehen kann . . ." Und sie streckte ihm ihren weißen Arm entgegen, wo sie die angebissene Scheibe mit dem süßen Belag hielt, er aber ergriff sie am Ellenbogen und küßte sie in den Nacken.

Oder ihre Hände berührten sich, wenn sie mit der großen Hündin des Majors tummelten, oder er bekam ihr Kleid zu erwischen, worauf sie stille stand, stramm die Fersen aufsetzte und die Knie eindrückte, damit sie ja nicht wanke und er ihr

eher das Gewand herunterriß als daß sie um einen Schritt näher gekommen wäre. Denn sie hatte Angst, warum wußte sie nicht, und in der Brust drohte ihr das Herz zu zerspringen ...

Damit war es nun ganz gewiß aus, denn sie wurden beobachtet.

Aber auch der Major überlegte und gedachte des ersten Morgens, da er vom alten Venturini Nachricht von dem Hiersein seines Sohnes erhalten hatte. Er erinnerte sich der beschämten Miene Mickis als diese ihm gestand, daß sie den Tag zuvor schon mit Giovannino auf dem Grat des Berges zusammengetroffen. Aus dieser Beschämtheit hätte der Major erkenen können, daß der Funke gezündet hatte. Anderseits war er überzeugt, daß bei dem anständigen Charakter Giovanninos nichts zu fürchten war, wenigstens während des Majors Abwesenheit nicht. Nachher würde man sehen. Und wie wäre es schließlich, so fiel es dem Major ein, wenn man die beiden Kinder für einander bestimmte: eine dunkle Erinnerung von einem übergroßen Glücksempfinden, das er einmal unter denselben Umständen gefühlt haben würde, tauchte in ihm auf. Was ihm den Gedanken besonders angenehm machte, war das echte Künstlertum Giovanninos. Es war immer sein Wunsch gewesen, jemandem väterlich nahe zu stehen, der die Welt mit dem Ruhm seiner Werke erfüllen würde. Anderseits entgingen ihm auch die Schattenseiten eines Wesens wie Giovannino nicht, das Unbestimmbare des Temperaments, der unbändige Hang zur Freiheit, der in der jungen Menschenseele wohnte. Und zum ersten Male wurde dem Major klar, daß Künstlertum auch eine gewisse Verneinung des Lebens in sich schließt. Denn da sich das Leben aus Kleinlichkeiten zusammensetzt, so sind Eigenschaften wie Seelengröße, Aufopferungsfähigkeit,

volle Hingebung dem Wohlbefinden in dieser irdischen Welt entgegengesetzt und derjenige, der nicht krankt an diesen Erbübeln des Idealismus, wird seinen Weg leichter machen.

Es war vielleicht drei Uhr nachmittags, als das Break in L. einfuhr und vor einem großen, einstöckigen Hause im Stil des ersten Kaiserreiches hielt. Bei dem prächtigen Wetter saß Tante Adelheid in ihrem Garten, umgeben von mehreren Damen ihrer Bekanntschaft, die sich alle erhoben, als sie den Major mit den zwei jungen Leuten sich nähern sahen. Der Major stellte seine Begleiter vor, setzte sich dann auf einen der umherstehenden Gartenstühle und seine erste Frage war nach dem Befinden Hedwigs, der Freundin Mickis. Die Mutter des Majors sowohl als die übrigen Damen hatten statt der Antwort einen gemeinsamen Blick nach zwei schwarz umränderten Formularen, welche auf dem Arbeitskörbchen Tante Adelheids lagen. Der Major griff nach denselben und las vorerst:

P. P.

Freunden und Bekannten teilen wir in tiefstem Schmerze mit, daß unsere geliebte Tochter, Schwester, Enkelin und Cousine

Frl. Hedwig Baumann

im jugendlichen Alter von noch nicht siebzehn Jahren diese Nacht verstorben ist.

Die trauernden Hinterbliebenen.

Der Major war sprachlos. Er faltete das zweite Formular auseinander, das den unerwarteten Tod eines andern jungen Mädchens anzeigte. Und da die Damen richtig herausempfanden, daß der Sohn ihrer Freundin gekommen war um vertrauliche Dinge mit seiner Mutter zu besprechen, so verabschiedeten sie sich, eine nach der andern, bis der Major und

Tante Adelheid allein in der Laube zurückblieben. Giovannino und Walther machten sich mit Louis im Stall zu schaffen, wo man das Pferd eingestellt hatte und fütterte.

Eine plötzliche Todesnachricht, aus noch so fernstehenden Kreisen regt stets zu ernstem Ueberlegen an. Hier betraf sie ein Menschenleben, dem man näher gestanden hatte und der Major fand anfangs keine Worte, um das auszusprechen, was ihm auf der Seele lag. Jedenfalls einigte er sich mit seiner Mutter dahin, daß man Micki vorläufig nicht davon unterrichten wolle, da zu fürchten war, daß sie das Ereignis allzusehr beeinflussen würde. Und er fühlte jetzt beinahe etwas wie Dankbarkeit gegenüber Giovannino, daß dieser als jugendlicher Liebhaber teilweise auch die Rolle übernommen hatte, welche das verstorbene junge Mädchen vor dem Aufenthalt in Wildegg für Micki gespielt. Dann sprach der Major von dem Zweck seiner Reise nach Mühlhausen und Tante Adelheid gab ihrem Sohne bis zu einem gewissen Grade freie Hand. Und der Major berührte dabei wieder seine Ansicht, daß eine Versteigerung der Grundstücke mit den Fabriken vielleicht das beste wäre, aber die alte Dame hatte nur die stereotype Antwort, daß ihr ein solches Eingeständnis vor der Welt unmöglich sei.

Der Major ereiferte sich, er brauche für sein Leben nicht viel, Walther werde studieren und so immer sein Auskommen haben, Giovannino müsse für Micki sorgen . . ."

„Was!" rief Tante Adelheid aus. „Ihr wollt doch am Ende das Mädchen nicht dem jungen Italiener verloben. Wer ist er denn, wer weiß, ob jemals etwas Rechtes aus ihm wird! . . ."

„Natürlich, natürlich!" — — — schnitt der Major seiner Mutter das Wort ab. „Denke doch einmal nicht nur an die Aeußerlichkeiten. Ist es nicht schon etwas wert, wenn zwei

gesunde Leute, die sich lieben, zusammenkommen. Micki, ein alemanisches Mädchen, so frischen Sinnes, wie man selten findet und er mit dem Feuer und der Begabung des Südländers . . ."

„Und mit dessen Katholizismus!" antwortete Tante Adelheid. „Nein, du erinnerst dich, daß ich dir bei deiner Werbung um Clementine meine Zusage nicht vorenthielt. Der Unterschied der Bekenntnisse fiel nicht in Betracht, weil in dir der stärkere Teil auf unserer Seite blieb. Bei Giovannino und Micki ist das anders. Giovannino, heute vielleicht noch indifferent, wird die seinem Volke eingewurzelte Liebe zur Kirche nicht leugnen und später nicht dulden dürfen, daß dein Töchterchen als Blinde neben ihm hergeht, während er sieht . . . Und denke daran, daß dein Vater, der Amtmann, sich im Grabe umdrehen würde, sollte Micki den Glauben, in welchem er selig geworden, abschwören . . ."

Der Major fiel ein:

„Gerade daran denke ich. Ich war, wie dir erinnerlich, beim Tode meines Vaters im Ausland. Du selbst erzähltest mir den Vorgang, wie er auf der Rückkehr von einem Besuche bei dem alten Stiftsherrn Räber in Solothurn vom Schlage getroffen wurde. Ich denke, wäre er ein so heißblütiger Vertreter des ihm aufgezwungenen Bekenntnisses gewesen, er hätte derartigen Verkehr nicht unterhalten . . ."

Tante Adelheid wurde verlegen und erwiderte:

„Jedenfalls ist er als Protestant aus dem Leben geschieden und als solcher begraben. Ich sehe dir an, welche Frage dir auf den Lippen schwebt. Du möchtest wissen, aus welchem Grunde ich dir stets die Privatpapiere deines Vaters vorenthalten habe und warum ich mich immer dagegen verwahrte, daß irgend jemand in das Archiv hinter deinem Atelier auf

Wildegg Zutritt erhalte. Es ist das meine Sache. Nachdem das Testament gesetzesgemäß eröffnet und durchgeführt worden war, glaubte ich mich berechtigt, alles andere unter dem Siegel des Geheimnisses zu belassen. Da du jetzt aber darauf dringst und da mit den vielen Jahren, die darüber hingegangen, der eigentliche Zweck erfüllt ist, habe ich nichts gegen eine Kenntnisnahme nun auch von deiner Seite. Nur will ich persönlich gegenwärtig sein und verlange von dir das Versprechen, daß du nichts ohne mich unternimmst. Aber ich wiederhole, es kommen überhaupt nur einige Schriftstücke in Frage, die für keinen Menschen von Belang sind. —"

Major Schürch nickte zustimmend:

„Und meinst du nun noch nicht," fragte er, indem er sich von seinem Sitze erhob und nochmals die schwarzumränderten Bogen in die Hand nahm, worauf der Tod zweier blühender Mädchenleben angezeigt stand — glaubst du nicht, daß es beinahe Sünde ist, zwei junge Leute, die zusammenkommen möchten, zusammenleben können, aus diesen oder jenen Rücksichten daran zu verhindern? Du vergißt, daß Micki noch nicht konfirmiert ist, es sich also bei einer Vermählung nicht um einen Uebertritt sondern um ein direktes Eingehen in den Schoß der heiligen Kirche handelt. — Mag Micki an der Seite Giovanninos eine passive Rolle spielen, es geziemt ihr dies als Weib und die beiden werden ein Geschlecht gründen, wie es dem Weltzustand hundert Jahre voraus ist. In Berlin tagt seit Wochen der paneuropäische Kongreß und behandelt die weitgehendsten Pläne. Wir stehen, so glaube ich, vor einer Amalgamierung der Völker, mit dem Kriege 1870/71 hat die Rivalität der süd- und westeuropäischen Länder mit Mitteleuropa, das vor allem Deutschland bedeutet, aufgehört. Romanen und Deutsch-Germanen werden sich vielleicht nochmals

bekriegen, aber nur, um noch schneller ineinander aufzugehen. Und die Mischung wird eine gute und das einzig wirkungsfähige Gegengewicht gegenüber dem Slaventum sein. Dann mag vielleicht seit dem dreißigjährigen Kriege zum ersten Mal wieder in großem Maßstab in Europa um Religionssachen gekämpft werden, es werden aber weder Maximkanonen noch Repetiergewehre darin eine Rolle spielen, sondern alles wird in einem latenten, inneren Verwandlungsprozeß vor sich gehen. Die Stärkeren, du weißt, welche ich meine, werden siegen, und die andern, welche ja doch aus ihnen hervorgegangen, aufsaugen, und die Kirche wird eine Universalität haben, wie sie der Gläubigste heut nicht zu erhoffen wagt. Unsere Kinder sollen ein vorauslaufendes Beispiel dieses Vorganges sein und ich bin, obschon ich durch eine persönliche Stellungnahme der Wahrheit noch nicht gehuldigt, der Ueberzeugung, daß ich recht handle!" — — —

Und, seine Mutter auf die Stirne küssend, verabschiedete sich der Major. Die beiden Knaben begleiteten ihn auf den Bahnhof und fuhren dann mit Louis, der während der Zeit Einkäufe besorgt hatte, nach Hause.

* * *

Als sie die Fabriken von Niederlenz hinter sich hatten und der Aufstieg auf den Berg begann, dröhnten vom Schloß herab in langsamer Folge drei Kanonenschüsse, das landesübliche Zeichen für Feuersnot. Louis trieb die Pferde an und noch hatte man das Thor nicht erreicht, als man auch schon dem Baron und der Baronin begegnete, während der Pächter mit der brennenden Lunte vom Wachthäuschen herabgeeilt kam und mitteilte, daß das Feuer in einem Dorfe ungefähr eine

Stunde in nordöstlicher Richtung entfernt ausgebrochen sei. Denn obschon ein Gutteil des nächtlichen Himmelsgewölbes von einem intensiven Purpur übergossen war, so ließen sich doch Distanz und Lage der Unglücksstätte durchaus nicht leicht bestimmen.

Unterdessen waren auch die Majorin und Micki, beide in lässiger Kleidung und mit Shawls angetan, aus dem Schloß heruntergekommen, und da immer mehr Glocken Sturm läuteten, die Feuerspritzen der anderen Gemeinden wie leuchtende Punkte über die Felder sausten, wiederum von andern Bergen herab Böllerschüsse krachten, kurzum das ganze Thal in Aufruhr zu sein schien, beschloß man, selbst den Ort zu besuchen. Louis hatte nur die Pferde zu wenden und fort gings, den Berg hinunter. Alle hatten den Blick nach der Feuersäule gerichtet, die jetzt sichtbar wurde und wie ein mächtiger, rotglühender Pilaster am Firmament emporstieg.

Je näher man kam, desto mehr erfüllte die Luft ein heftiger Brandgeruch. Bisweilen sah man einen Funkenregen in das Dunkel der Nacht hinausstieben, ein Zeichen, daß ein neuer First eingestürzt, der Wind hatte sich erhoben und führte ganze Wolken von Rauch den Fahrenden entgegen, die, von der Großartigkeit des Schauspiels hingerissen, still wie eingeschüchtert auf den schmalen Wagensitzen zusammengepfercht saßen. Frau Clementine nahm den Platz gegenüber Giovannino ein und dieser, wohl ohne seine Schuld, beugte sich bei einem Stoß des Wagens so weit vor, daß er mit seinem Antlitz nur eben noch eine Handbreit von der Majorin Busen entfernt war, was letzterer Gelegenheit gab, aus nächster Nähe in Giovanninos dunkle Augen zu sehen und darin etwas entdecken zu glauben, was sicherlich nicht darinstand. Denn wer genau beobachtet hätte, würde bemerkt haben, daß der Italiener seinen Arm um

Mickis Taille gelegt hielt und viel eher in dieser Richtung als nach der Majorin schaute. Diese aber hätte darauf geschworen, daß sie ein Bekenntnis der Liebe erhalten.

Jetzt befahl Frau Clementine abzusteigen und zu Fuß weiter zu gehen, um auszukundschaften, wie weit man sich dem Feuerherd nähern dürfe. Sie schob leise ihren Arm unter denjenigen Giovanninos, der sie in durchaus korrekter Weise bis an den Rand des Feuerteiches brachte, wo schon Ketten von Löschmännern standen, die niemanden mehr durchließen. Die Uebrigen kamen nach.

Wo man hinblickte, sah man weinende Gesichter, Bäuerinnen standen vor ihrer geretteten Habe, hier hatte man einen lahmen Greis auf Stroh gebettet, dort heulte ein Säugling in seiner Wiege, für die man keinen besseren Standort als einen Düngerhaufen gefunden. Aber wie der Mensch nun einmal ist, auch die Stunde des Unglücks muß dem gegenseitigen Mitteilsamkeitsbedürfnis ihren Tribut zollen, so war ein Schnattern und Erzählen, ein Aussprechen von Vermutungen und Annahmen, daß man darüber sein eigenes Wort nicht verstand. Denn obschon in anbetracht der Jahreszeit das Feuer ganz einfach auf Selbstentzündung zurückzuführen war, so konnten es die Gemüter doch nicht lassen, auf romantischeren Fährten nachzuspüren. Dann kamen die Erinnerungen von vor zehn und zwanzig Jahren, aus der Zeit als man noch keinen Versicherungszwang kannte und eine Feuersbrunst unter Umständen wirklich ein Dahinschwinden des ganzen beweglichen Vermögens des Landbewohners bedeutete.

Unsere Gesellschaft, auf der einen Seite der Baron, auf der andern Giovannino als Flügelmänner, stand immer noch am Weiher, dessen Wasserfläche von einem dichten, hellgrünen Tang überwachsen war; in einiger Entfernung sah man die

Pumpen, eine neben der andern, und die freiwilligen Mannschaften arbeiteten in unermüdlichem Auf und Nieder und Auf und Nieder. Der Baron griff, mehr aus Taktgefühl als aus dem Bewußtsein, daß bei einer derartigen Katastrophe eine Kraft mehr oder weniger in Betracht kommt, mit ein, Giovannino war ein Glied der Kette geworden, durch die nach alter Weise die wassergefüllten Eimer weitergingen, von einer Hand zur anderen, bis sie in die bewährter Feuerwehrleute gelangten. Diese suchten die Dächer ab und dort, wo Funken heimlich Keime zu neuen Brandausbrüchen legen wollten, löschten sie so mit kleinen Mengen. Da es nun stets Erschöpfte gab, die aus der Reihe aussprangen, so rückte Giovannino immer weiter vor bis er schließlich dem brennenden Komplex direkt gegenüber war. Dieser bestand aus zwei ziegelgedeckten Doppelhäusern und drei einzelstehenden Strohhütten, die nur mehr rauchende Gebälkhaufen bildeten. Das Vieh brüllte, die Rufe der Männer ertönten rauh und erregt. Es war ganz natürlich, daß man über diesem Lärm ein zartes Geschrei nicht vernehmen konnte, das aus einem der Vorgärten des bedrohten Areals herausscholl, dort wo die Flammen einen hölzernen Schuppen mit dem darin aufgestapelten Holzvorrat ergriffen hatten. Im Nu setzte der Knabe über den Gartenzaum und hin- und herrennend, von Wasserstrahlen begossen, von der glühenden Hitze gesengt, schien er mitten im Feuer umherzueilen, bis endlich seine Blicke den Korb mit zwei darin befindlichen jungen Weltbürgern in einem aus leichtem Lattenwerk aufgerichteten Gartenhäuschen erspähten. Noch wenige Minuten nur und die Geschöpfe wären nicht mehr zu retten gewesen. Niemand hatte sie bemerkt, derjenige welcher sie hierher gebracht, mochte sie in Sicherheit wähnen und jetzt weiß Gott wo weilen. Giovannino trug seine Bürde aus dem Be-

reich der Gefahr und legte sie zu nicht geringem Erstaunen den Damen direkt vor die Füße nieder. Bald fanden sich auch die Eltern der Kleinen ein. Giovannino erzählte nicht, aus welcher Bedrängnis er die Würmer errettet, Clementine aber sah sein gerötetes Antlitz und über demselben einen kleinen Busch abgebrannter Haare und sie begriff, daß ihr Schützling in wirklicher Gefahr geschwebt hatte. Die Frauen zeigten unverhohlen ihre Bewunderung, die eine kühlte ihm die Stirne, die andere nestelte ihm seine Kleider zurecht, die bei dem Rettungswerk in Unordnung geraten waren und Micki sagte, sie kenne hier von den Jagdausflügen ihres Vaters her ein Wirtshaus und ob sie allein hingehen und einen erfrischenden Trunk holen dürfe. Clementine gab ihr Walther zur Begleitung mit und die beiden kehrten jubelnd mit einer bauchigen Literflasche voll Weißwein und einigen Gläsern zurück. Wem Micki natürlich zuerst kredenzte, das war Giovannino. Als man aber knapp vor Sonnenaufgang zurückfuhr und Giovannino an der Seite der Majorin aus einem verständlichen Ruhebedürfnis fest einschlief und zufälligerweise mit seinen Lippen die Hände Clementinens nur einige Sekunden lang berührte, sah sie darin ein neues Argument für eine Empfindung, an deren Vorhandensein sie zu ihrem Verderben immer fester glaubte.

Im Schlosse angekommen, ging man zur Ruhe. Giovannino aber stand noch lange am Fenster seines Zimmers und blickte nach dem Horizont, wo die Sonne jeden Augenblick emporsteigen mußte. Rot-violett glänzte der Himmel, die Singvögel zwitscherten ihr Morgengebet in den Bäumen und Züge von Schwalben schossen wie Irrwische durch die Helligkeit an den grauen Mauern vorbei; kühl atmete es aus dem Wald in das Gemach hinein. Und hinter der Thüre raschelte

es, es war Micki, die sich dort niederlegte, kein Schloß, kein Riegel hemmte den Eintritt. Da brannte Giovannino die Stirne, seine Hände glühten, sein ganzer Leib schien von einem inneren Feuer verzehrt zu werden. Aber er hob die Arme und sprach sein Credo, leise, kaum hörbar. Dann warf er sich auf sein Lager.

Als sich die Majorin, ohne ein Auge zugethan zu haben, gegen Mittag erhob, kleidete sie sich rasch an, setzte sich dann an einen kleinen Schreibtisch, der dicht beim Fenster stand, nahm ein rosa Blatt Papier und schrieb mit ihrer zierlichen Handschrift folgende französische Worte auf den Bogen: Venez ce soir vers huit heures au pied de la grande chène au sommet de la montagne! Die Majorin hatte nämlich richtig geurteilt. Sie hatte gestern erkannt, daß in einem werdenden Manneswesen das Temperament, wenn es vorhanden, zu einer derartigen Spannung kommt, daß aller sittliche Ernst demselben doch das Gleichgewicht nicht halten kann und daß es einem auch nur einigermaßen schönen Weibe ein Leichtes sein müsse, den jungen Italiener zu verführen. Allerhand weitere Ueberlegungen knüpfte sie noch an diesen Gedanken, nur das eine fiel ihr nicht ein, daß Giovannino vielleicht schon einen Gegenstand seiner Liebe gefunden haben könnte. Sie sagte sich folgendes:

„Ich liebe meinen Mann von ganzem Herzen und mein Mann, das weiß ich, ist mir zugethan. Aber seit Jahren nun schon bringen wir uns unsere Liebe entgegen, ohne daß es mir gelungen ist, des Majors sehnlichsten Wunsch nach einem zweiten Erben seines Namens zu erfüllen. Muß ihm nicht ein Kind von meinem eigenen Fleisch und Blut mindestens halb so lieb sein als wäre es ein Vollkind von ihm, jedenfalls aber tausendmal lieber als irgend eine adoptierte Waise. Und ist

dies nicht der einzige Weg, um die ewigen Vorwürfe, die wir uns seit Jahren machen und die nachgerade den ehelichen Frieden zu zerstören drohen, zu beseitigen ... Giebt mir dies nicht die Berechtigung ..."

Hätte die Majorin, wie das unter geordneten Verhältnissen der Fall gewesen wäre, einen Ratgeber, einen Beichtiger zur Seite gehabt oder hätte sie auch nur, nicht abgehalten durch den gewaltsamen Einfluß ihrer protestantischen Umgebung, in den letzten Wochen einmal einem Gottesdienst nach ihrem Ritus beigewohnt, es würden ihr über das Unheilvolle ihres Vorhabens schon die Augen aufgegangen sein. So aber hatte sie jeden Halt verloren.

„Nur einmal!" flüsterte die unglückliche Frau, ihre Hand zitterte und Gluten erwartungsvoller Freude durchwallten ihren Körper, als sie den Bogen in den Umschlag schob.

Sie wußte, daß Giovannino eine Mappe hatte, die er jeden Nachmittag vornahm, um darin zu blättern. Es waren Skizzen aus der ersten Zeit seines Schweizer Aufenthaltes. Clementine trat aus ihrem Gemach, durchschritt das „Restaurant", wo Josephine damit beschäftigt war, die Blumen zu begießen, sie ging in die Küche und fragte die Köchin, ob Herr Venturini noch schlafe.

„Oh! der ist längst fort. Er sagte, er wolle nach Maiengrün wandern, um dort beim Einsiedler der Messe beizuwohnen ...."

Clementine hatte das kaum gehört, als sie in das Zimmer drang, die Botschaft an dem betreffenden Ort ablegte und, als wenn nichts geschehen wäre, in den Speisesaal zurückkehrte. Dort begegnete sie unerwarteterweise Micki und eine purpurne Blutwelle schoß ihr ins Gesicht. Micki schmiegte sich zum Morgengruß an sie, fuhr aber erschreckt zurück und rief aus:

„Was fehlt dir, Mama? Dein Herz schlägt wie ein Hammer. Halte bloß einmal deine Hand hin!"

Als einzige Antwort umfaßte Clementine das Haupt ihrer Tochter und drückte einen langen, innigen Kuß darauf. — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Das Maiengrün war eine vielleicht zwei Stunden von Wildegg in südlicher Richtung gelegene Einsiedelei. Sie bestand aus einer winzigen Kapelle, in welcher kaum dreißig Menschen aufrechtstehend Platz fanden und aus einer noch kleineren Hütte, welche, aus schlechtem Mauerwerk aufgeführt, und weiß angestrichen, zwei, drei Wohnräume für den Einsiedler enthielt. Ein kleiner Garten mit einem Hühnerstall lag davor, die ganze Anlage fand ihre Berechtigung darin, daß die Gegend, konfessionell stark gemischt, viele vereinzelte Niederlassungen mit Katholiken besaß, welche dann das kleine Heiligtum besuchten. Und da das Kapellchen die Woche über vereinsamt und schutzlos gewesen wäre, so hatte man einen Wärter eingesetzt, den der Volksmund nach und nach „den Einsiedler" taufte, ohne daß der Mann anders gelebt hätte als es einem guten Christen eben zukommt. Hierher hatte Giovannino seine Schritte gewandt, nachdem er sich von den Mühseligkeiten der Nacht erholt, sich gewaschen und festlich gekleidet hatte. Es mochte neun Uhr gewesen sein als er Wildegg verlassen. Der Weg war lang und die Sonne brannte heiß. Giovannino, der die Tour zum ersten Male machte, kam langsam vorwärts, da er bei jeder Kreuzung fragen oder die Meilenzeiger studieren mußte, welche die Richtung nur notdürftig angaben. Von dem ersten katholischen Dorfe aus, das er antraf und das eine blitzblanke, neuerbaute Kirche hatte, zeigte man ihm einen kleinen Fußpfad, der in mäßiger Steigung eine sanfte Hügelwand hinanführte, rechts und links Wiesen mit Obstbäumen,

welche unter der Last ihrer Früchte zusammenzubrechen drohten. Die ganze Wanderung über hatte man die Aussicht auf die drei Thäler der Bünz, der Reuß und der Aa, im Rücken lag der Kestenberg mit seinen zwei Schlössern Wildegg und Brunnegg, mitten in der Ebene sah man die gewaltige Veste von Lenzburg auf einer kegelförmigen Erhebung. So beherrscht das Maiengrün wie ein Auge Gottes eine Gegend, wo Irrtum und Wahrheit gleich stark vertreten sind und übt kraft des Idyllischen seiner Lage eine Mission aus, die von allen empfunden und von niemandem bestritten wird.

Von einem schon der Innenschweiz zu belegenen Kloster wurde jeden Sonntag ein Kapuziner geschickt, um die Messe zu lesen und die übrigen heiligen Handlungen vorzunehmen. Als sich Giovannino noch nicht in direkter Nähe des wirklich mitten ins Grün hineingesäeten Gotteshäuschens befand, hörte er schon den abwechslungsweise bald dumpfen, bald hellen Klang der Responsorien und als er endlich unter dem auf zwei geschnitzten Pfeilern ruhenden Vordach angelangt war, fand er gerade unter der Thüre noch Raum, so daß er den kleinen, mit Blumen geschmückten Hochaltar überblicken konnte. Ein Bauer reichte ihm aus dem Becken einen Tropfen Weihwasser, Stille herrschte jetzt, man hörte nur die leisen Worte des Priesters, ein Duft von Weihrauch drang aus dem Innern. Alles war auf die Knie gesunken und betete. Dann ertönten Glockenzeichen, noch tiefer beugten sich die Andächtigen, viele schlugen sich an die Brust und murmelten kurze Gebete. Und eigentümlich, obschon Giovannino sich völlig von fremden Leuten umgeben sah, deren Physiognomieen ihm ebenso eigenartig vorkamen wie die Laute, welche sie sprachen, so hatte er doch ein Gefühl der Heimatlichkeit, das nach und nach sein ganzes Herz auszufüllen schien. Und erst als er wieder im Freien stand,

die Kirchgänger nach rechts und nach links auseinandergingen und der Kapuziner, die Kirchgeräte in einem schwarzen Kästchen unter dem Arme tragend, in der Wohnung des Einsiedlers verschwand, erinnerte er sich daran, daß er noch eine lange Rückwanderung vor sich hatte und daß es schon viel zu spät war, um noch richtig zum Mittagsmahle auf Wildegg einzutreffen.

Es wurde Abend, bis er das Schloß erreichte. Denn sein knurrender Magen hatte ihm unterwegs keine Ruhe gelassen, so daß er bei einem Bauern eingekehrt war und um etwas Milch gebeten hatte. Damit konnte nun der gute Mann nicht dienen, denn im schweizerischen Bauerngewerbe ist es Sitte, die frischgemolkene Milch sofort an die Käsereien oder die andern Kunden abzuliefern, dagegen lud ihn der Landwirt zu einem Glase Wein ein, brachte auch gedörrtes Obst und selbstgebackenes, frisches Brot, was Giovannino herrlich mundete. Der Bauer kannte den Eigentümer von Wildegg, hatte auch dessen Vater, den Amtmann noch in Erinnerung und erzählte Giovannino viel von dem Ansehen, in welchem der sittenstrenge und in seiner administrativen Thätigkeit als unbestechlich gerühmte Herr gestanden. Allerdings sei ein bißchen gemunkelt worden als er plötzlich die schöne Besitzung erworben und man habe sich gefragt, ob er vielleicht auch an den Räubereien gewisser Stützen des Radikalismus auf Kosten der Kongregationsgüter beteiligt gewesen. Auf Wildegg angekommen, ging Giovannino auf sein Zimmer und da er auf dem Spaziergang auch einige Skizzen entworfen hatte, war sein erster Griff nach der Mappe. Er fand das Billet, dessen Umschlag er hastig erbrach. Er glaubte den Duft sowohl als die Schriftzüge zu erkennen, erschrak vorerst heftig, kam dann in eine fieberhafte Aufregung, die ihn zwei, drei Male die Uhr aus der Tasche

ziehen ließ, bis er feststellen konnte, welche Stunde es war. Die Zeiger zeigten genau halb acht. Er nahm seinen Hut und hätte er aus dem Garten zurückgeblickt, so würde er die volle Figur Clementinens hinter einem der Rittersaalfenster entdeckt haben. Hoch aufgerichtet stand sie da und beobachtete mit einem halb ängstlichen, halb selbstzufriedenen Lächeln, wie er im Sturmschritt den Weg zum Walde einschlug. Die Majorin mußte sich beeilen, wollte sie ihn noch einholen. Hastig bedeckte sie ihr Haupt mit einem Tuch, huschte die Treppen hinunter und war ihrem vermeintlichen Liebhaber schon dicht auf den Fersen, als sich Giovannino plötzlich umdrehte und in sichtlicher Verlegenheit die Majorin begrüßte. Diese konnte eine Enttäuschung über diesen sichtbar kalten Empfang nicht verbergen, hatte aber bald ihre Fassung wiedergewonnen, worauf sie zusammen dem Stelldichein zugingen.

Was weiter im Walde vorgegangen, darüber wollen wir nicht reden. Es ist immer eine wunderbare Sache, wenn Gott durch Kinderhand Erwachsene, die im Begriff waren, am Rande der Sünde zu straucheln, im letzten Moment auf den richtigen Weg zurückführt. Giovannino war in diesem Falle durchaus nicht der Sittenprediger, wie hätte er, in dessen Adern das Blut heißer rollte als bei irgend jemandem der Umgebung, heißer deshalb, weil er einem südlicheren Himmelsstrich entstammte und die Auswege vor den Peitschenhieben der Sinnlichkeit noch nicht kannte, wie hätte er die Besinnung finden sollen, ein götterschönes, reifes Weib, das sich ihm in die Arme warf, zurückzuweisen. Thatsache ist, daß die beiden nach kaum einer Stunde wieder im Schloß einkehrten, mit Gesichtern allerdings, die mehr von einem unliebsamen Mißverstehen als von einem wohllüstigen Ineinanderaufgehen sprachen. Man kam gerade zur Zeit, um am Abendimbiß noch Teil zu nehmen,

wobei die gedrückte Stimmung, welche die zwei Abenteurer mitbrachten, sich auch den andern mitteilte. Sollte Giovannino, als er den Inhalt des rosa Umschlag gelesen, geglaubt haben, es sei eine Aufforderung von Seiten Mickis. Vergeblich suchte er in dem Gesicht des Mädchens zu lesen, das ernster denn sonst und wie von einem reiferen Wesen beherrscht, blickte. Sollte er Clementine, als ihn diese auf dem Gange nach der Waldwiese in unwillkommener Weise einholte, offen und rückhaltslos in seine brennende Leidenschaft für ihre Tochter eingeweiht und darauf vorbereitet haben, daß sie das Kind oben im Walde treffen würden. Und könnten Mißverständnis, die Begeisterung, womit Giovannino die Vorzüge seiner kleinen Geliebten bei der Majorin pries, so demütigend auf die Frau gewirkt haben, daß diese sich schämte, als Rivalin einer Unmündigen hervorzutreten, daß sie aber auch das Frevelhafte ihres Thuns einsah und gerne die ihr gebotene Gelegenheit zum Rückzuge annahm. Das alles mag sich so verhalten haben, fest steht aber die milde und natürlich weise Art, auf die der Mensch, von den schlimmsten Vorhaben geleitet und unter Umständen auf ebenso verderbliche Absichten stoßend doch, wenn ein Band zwischen ihm und der Kirche Schutzengel über ihm schweben läßt, eine Förderung des eigenen oder des Seelenheils andrer davontragen kann.

* * *

Es ging gegen Ende August, die Tage wurden kürzer und die Abende dehnten sich, so daß man letztere nicht mehr wie sonst durch harmloses Geplauder auf der Terrasse oder durch Spaziergänge im Schatten der Dämmerung auf den zunächst gelegenen Waldwegen ausfüllen konnte. Man liebte es daher, nach dem Nachtessen im Speisesaal zusammen-

zubleiben, man spielte Unterhaltungsspiele oder der Baron las aus irgend einem Werke seiner Reisebibliothek vor, was, da er ein angenehmes Organ hatte und an das Gelesene stets geistreiche und bedeutungsvolle Bemerkungen knüpfte, allen viel Vergnügen bereitete. Der Baron besaß unter anderem einige Bände der „Annales de la Revolution“ das heißt desjenigen Werkes, welches in chronologischer Reihenfolge die Geschehnisse der epochemachenden, französischen Staatsumwälzung, so wie sie Tag für Tag vor sich gegangen, aufzählt. Derartige Stoffe interessierten besonders und dem Baron anderseits schien es darauf anzukommen, an Hand der Daten des Zerfalls des alten, französischen Königtums darzuthun, wie die größte Machtbefugnis, wenn einmal auf so und so viele Köpfe verteilt, nicht nur im Verhältnis der Teilhaberzahl, sondern noch viel schneller an Wirkungskraft verliert. „Ich nehme an, ich wäre König und übertrage die ganze mir von Gott anvertraute Gewalt auf drei Untergebene, so kann jeder dieser Diener oder Minister schon nicht mehr das volle Drittel meiner Autorität, sondern vielleicht nur ein Sechstel oder ein Neuntel ausüben.“ — Dem Baron als Parteigänger des Absolutismus that es leid, wenn er aus den Vorgängen der letzten Regierungsjahre Ludwigs XVI. die furchtbare Schwäche dieses Monarchen erkannte und sich die beklagenswerte Rolle, welche der Autokrat in seinen Unterhandlungen mit den ihm über den Kopf gewachsenen Parteien spielte, vergegenwärtigte. Hier stieß er jedoch auf heftigen Widerstand sowohl bei den Frauen als bei Giovannino und Walther, denn Clementine als geborene Schweizerin und Gattin eines Schweizers war natürlich Republikanerin und die andern verstanden die moderne Anschauung auch nicht so, wie das der Baron in seiner vielleicht etwas starken Vorliebe für Extreme that. Frau Clementine

sagte, sie könne sich nicht vorstellen, warum man nun gerade nur Einem gehorchen und unterthan sein solle, indem dieser Eine nichts Besonderes vor den Anderen voraushabe, im Gegenteil unter Umständen inferiorer Intelligenz und minderwertigen Charakters sein könne. Micki fügte bei, sie habe stets große Angst ausgestanden, wenn sie mit Papa einmal die deutsche Grenze überschritten habe, schon die Zollbeamten sähen gewöhnliche Sterbliche mit jenem gewissendurchbohrenden Herrscherblick an, wie müsse es dann erst im Innern des Reiches und bei den höheren Staatsdienern sein. Frau Clementine verbesserte Micki, indem sie sagte, es gebe ja auch nur mehr einen Selbstherrscher und der lebe in Rußland; die andern, der deutsche Kaiser, der König von Italien, der König von Schweden u. s. w. seien durch Verfassungen eingeengt, die ihnen vieles nicht erlauben, was wir ganz ungeniert thun können. Der Baron lächelte ob der kindlichen Anschauungen der Majorin und erklärte:

„Man ist wohl im Prinzip der autokratischen Staatsform abgeneigt, das ist allerdings eine uralte Geschichte. Wo ist das Wesen, das sich gerne in die Hand des andern begiebt und sich von dessen Gnade abhängig macht. Da aber der Staat eine künstliche Sache ist, in welcher ein jeder auf einen Prozentsatz seiner Freiheit verzichtet, um diejenige Gewalt aufzubringen, welche man zur Niederhaltung störrischer und infolgedessen störender Elemente benötigt, so hat sich von vornherein jeder, der einem Gemeinwesen angehört, schon in die Hand einer gewissen Macht begeben, welche je nach dem auf einen oder viele verteilt, durch eine Verfassung eingeschränkt oder durch das Fehlen einer solchen schrankenlos sein kann. Wie diese Machthaber heißen, ob Kaiser, ob Präsident, ob Gemeindevorsteher, ob Polizeileutnant, bleibt sich gleich, in Preußen hat man

einen König, in der Schweiz deren Hunderte, Tausende. Oder besitzt nicht etwa der Maire irgend einer welsch-schweizerischen Kleinstadt mehr Machtbefugnisse als gewisse deutsche regierende Fürsten? — Noch ist nie jemandem eingefallen, zwei oder mehrere Leute an einen Kompaß zu stellen, wer pünktlich leben will, richtet sich nach einer Uhr und nicht nach mehreren, wenn ich schnell an einen Ort kommen will, nehme ich ein Ziel ins Auge. Die Staatsmaschine aber, an Kompliziertheit dem feinsten Mechanismus über, soll von tausend Köpfen geleitet werden . . ."

Die Baronin, welche an einer Häkelei arbeitete und deren Gesicht vom Schein der Lampe voll übergossen wurde, machte die Bemerkung:

„Mit alledem kommen wir doch zu der Thatsache, daß es heute kein Land mehr giebt, wo der Mensch im weitesten Sinne des Wortes frei leben kann! —"

Der Baron erwiderte, seine Gemahlin scharf ansehend:

„Es giebt wohl Gegenden für solche, welche in der civilisierten Welt nicht leben und an ihren Werken nicht Teil nehmen mögen. Dazu sind vielleicht die Urwälder Kanadas, der Busch Afrikas und die weiten, ursprünglich mit Menschen besäeten Steppen Asiens da. Ich habe selber im St. Bernardino-County Kaliforniens, das infolge seiner Bodenbeschaffenheit unwirtlich und deshalb beinahe menschenleer ist, einen derartigen Feind der Kultur getroffen, er besaß in der Nähe einer Wasserstation der Atlantic-Pacific-Bahn seine Hütte, war ein durch und durch gebildeter Mann, aber infolge schlechter Spekulationen und aus Furcht, sein Geld gänzlich zu verlieren, menschenscheu geworden. Er wollte nichts mehr von der Welt wissen. Er hatte seine Depositen in San Franzisko, von hieraus verproviantierte man ihn mit Mehl, Fleisch, Obst-

waren, Kleidungsstücken, Tabak, Büchern, kurzum mit jenem, was ein in der Gesellschaft Großgewordener selbst in der Einsamkeit noch braucht. Diese Sachen wurden ihm alle acht Tage zugeführt, indem dann ausnahmsweise einer der vielen vorüberfahrenden Züge hielt. Sonst aber sah er niemand, begehrte auch nicht, jemanden zu sehen und that an denen, welche auf Fußwanderungen oder Vagabundenstreifzügen an seiner Behausung vorüberkamen das, was man einem Mitwesen, ob Mensch oder Tier, schließlich schuldig ist. Er lebte so schon seit fünfzehn Jahren, aber ich frage, war das wirklich Leben? Er hatte an seiner Hütte keine Fenster, wohl aber ließ sich an jeder Wand der obere Teil aufklappen, wie das bei Marktbuden in den Städten der Fall ist; er öffnete nur immer nach der Seite hin, von worher die Sonne schien, denn er liebte die Sonne. Er las, ging auf die Jagd, rasierte sich die Woche dreimal, sah immer von Kopf bis zu Füßen sauber und anständig aus. Aber trotzdem? — Ist ein solches Dasein ein menschenwürdiges? — Erfüllt der, der es lebt, die Mission, die ein jeder mit dem Augenblick, da er den ersten Atemzug gethan, miterhält? Ja, etwas anderes wäre es, wenn dieser Mensch zurückkehren und seine Erfahrungen, die er in der Einsamkeit gesammelt, der Welt mitteilen würde. Denn kann die Klugheit, welche man sich im Verkehr mit Menschen aneignet, für den Einzelnen von großem Nutzen sein, so ist das, was die menschliche Seele unter den Einflüssen der Weltabgeschlossenheit erfährt und ausdenkt, für die Allgemeinheit von allergrößter Bedeutung, daher das einsiedlerische Leben der Propheten der alten Religionen und vieler Kirchenmänner des Christentums. Schön ist eine derartige Aufgabe und wer die Berufung dazu fühlt, mag so weit von den Menschen gehen als ihn seine Füße tragen können. Es wird sich dann zeigen ob

er die Disziplin seiner Gedanken, ohne die alles, was er in der Wüste ausbrütet, für die Welt unnütz ist, zu bewahren weiß."

„Aber, rief Frau Clementine dazwischen, ich habe immer gefunden, daß Leute, die, ich will nicht sagen weltabgeschieden, aber doch zurückgezogen leben, feine Naturen sind, von größerer Sensibilität und besseren Herzen . . ."

„Es ist nicht schwer, gut und edel zu bleiben, antwortete der Baron, wenn die Versuchungen zum Gegenteil nicht an einen herantreten. Der Soldat, der ins Handgemenge kommt, braucht der Gewalt gegenüber Gewalt, womit nicht gesagt ist, daß der Mensch, der eine Uniform trägt, immer einen gewaltthätigen Charakter hat. Die Freiheit aber, wie sie mein Bekannter dort in Süd-Kalifornien genoß, wiegt den Entgelt nicht auf, den wir durch das Mitleben der Leben von Millionen unserer Mitmenschen und durch das nicht zu ermessende Befriedigungsgefühl uns erwerben, allenfalls selbst in verdienstvoller Weise mit Hand an den Gang der Menschheit angelegt zu haben. Dazu müssen wir uns aber jener Freiheit begeben und eine Macht über uns anerkennen, die schließlich nichts anderes ist als die persönliche Rücksichtnahme des einen auf den andern. Diese Macht, in eine einzige Hand gesammelt, halte ich für wirksamer als auf verschiedene Köpfe verteilt. Gewiß, Ratgeber sollen da sein. Noch jeder an der Spitze eines Staates Stehende hat sich solche gehalten, auch wird er durch die Zeitströmung zu sehr beeinflußt als daß er nicht instinktiv mitgehen würde wie das der letzte Unterthan auch thut. Die Gefahren des absoluten Herrschertums sind also Fabel, zum mindesten stets in viel zu grellen Farben geschildert worden, denn noch nie hat es eine schlechte Regierung gegeben, welcher, wenn sie zu lange gedauert, nicht irgend ein Mißerfolg ein Ende be-

reitet hätte. Und daß die äußersten Folgen bei einem derartigen Zusammenbruch immer in erster Linie den Regenten treffen, lehrt die Weltgeschichte. —"

Giovannino, der aufmerksam zugehört und schon längere Zeit einen günstigen Moment abgewartet hatte, um auch ein Wort mitzureden, gab seiner Ansicht Ausdruck, daß die Menschen im Naturzustande doch unbedingt anarchistisch gelebt haben müßten.

Der Baron knüpfte daran an:

„Daß jemals die Menschheit einen solchen Naturzustand gehabt hat wie ihn gewisse Gewaltsschwärmer und Bestialitätsanbeter sich ausmalen, ist sehr zweifelhaft. Die Bibel, nur vom Standpunkt einer großen Tradition aus betrachtet, giebt Anlaß zu anderen Annahmen. Dann haben wir auf dem Erdball, wie er heute erforscht ist, noch Menschen, welche die größte Natürlichkeit bewahrt haben, aber selbst diese „Wilden" leben unter gewissen Regeln, die das Thun und Lassen des Einzelnen einschränken, so daß man auch da von unbedingter Anarchie nicht reden kann. Und wie können Leute angesichts der Thatsache, daß sogar der arme Indianer in seiner Lehmhütte und mit seinem bißchen Jagd- und Kochgerät seine Gesetze hat, wie können da Köpfe so hirnverbrannt sein zu meinen, unsere Kulturwelt sei bei einer völligen Gesetzlosigkeit denkbar. Aber diejenigen, welche das behaupten, sind auch jene, welche von einem angetrunkenen Arbeiter angerempelt, am allerlautesten nach dem Schutzmann schreien, die, wenn ihnen von ihrem besten Freund und Gesinnungsgenossen das Portefeuille abgenommen wird, von Pontius zu Pilatus, von Polizeikommissariat zu Polizeikommissariat laufen, ein ganzes Heer von Detektivs aufbringen und untröstlich sind, wenn man den Dieb zu strenger Ahndung nicht erwischt. Sie haben im Sinn, die

Ehe abzuschaffen und stehen alle unter dem Pantoffel eines Weibes. Sie sagen, jeder soll seine Person selber bedienen und jammern, wenn Sie auf einem Bahnhof keinen Packträger finden. Sie nennen Eigentum Diebstahl und preisen Gott, daß Ihnen die gütige Vorsehung einen reichen Papa oder eine reiche Mama beschert hat, damit sie monatlich regelmäßig ihren Wechsel zugeschickt bekommen, ohne welchen Sie längst zur Selbstmörderpistole gegriffen hätten. Sie machen mit Ihrem journalistischen und litterarischen Geschreibsel Anarchisten der That und geben denselben einen Tritt, wenn sie glauben, daß ein Staatsanwalt oder ein Abgeordneter der geheimen Polizei in ihrer hochwohlbürgerlichen Gesellschaft sitzt. Denn Anarchisten als Partei giebt es nicht. Verbrechen sind immer begangen worden und werden wahrscheinlich stets noch geschehen. Mag sein, daß sich drei, vier Bösewichter einmal in Amerika oder in Berlin oder sonstwo zusammengefunden haben und sich von dieser oder jener politischen Idee geleitet glaubten, das alles zeigt nur, ein wie frivoles Spiel jene treiben, welche, um sich mit einem Glorienschein sensationellen Interesses zu versehen, Sachen reden oder niederschreiben, für die sie zu allerletzt einstehen. Ueberhaupt sollte man es mit der Verantwortlichkeit der vor der Oeffentlichkeit Sprechenden und der für die Oeffentlichkeit Schreibenden viel genauer nehmen. Wer sich auf einer Lüge ertappen läßt, müßte streng bestraft werden, in den Zeitungen sollte nur die direkte Redeweise erlaubt sein, denn Zeitungen sind Nachrichtenblätter und entweder ist wahr, was sie berichten, dann genügt ein einfacher Indikativ ohne einleitenden Nebensatz, — oder die ganze Geschichte ist erlogen, dann steckt man den ein, der so etwas in die Welt geschickt." — — — —

Wenn der Baron so sprach, schwollen die Adern seiner Stirne, die brillantenbesetzten Finger preßten die Tischplatte

als suchten sie einen Gegenstand, um sich einzukrallen. Um dann seiner Erregung Herr zu werden, liebte er es, plötzlich auf ein anderes Thema überzuspringen und so fragte er jetzt in scherzhaftem Tone Micki, was für einen Beruf sie, so sie Mann wäre, am liebsten ergreifen würde. Schlagfertig antwortete das Kind:

„Zuerst würde ich einmal suchen, mir mein eigenes Heim zu bauen. Ich würde da jede Laune meines Geschmacks erfüllen, zum Beispiel müßte ein prächtiger Portikus einen Garten mit einer großen Wasserkunst umschließen. Die Zimmer des Erdgeschosses müßten auf diesen quadratischen Säulengang hinausgehen und die Räume des ersten Stocks auf die durch das Dach der Halle gebildete Veranda. Mehr als ein Stockwerk brauchte das Gebäude nicht zu haben . . .“

Der Baron machte Micki darauf aufmerksam, daß ein Palast, wie sie ihn sich denke, wohl nur für südliche Gegenden geeignet wäre. Dann fuhr er weiter:

„Es liegt etwas Wahres darin, wenn man sagt, daß der Beruf des Architekten dem Wesen des göttlichen Weltherrn nahe kommt. Die Arbeit des Baumeisters ist nächst derjenigen des Landmanns vor allem grundlegend für die menschliche Kultur, denn nachdem für den täglichen Unterhalt gesorgt ist, denkt wohl ein jeder zunächst an die Errichtung einer Wohnung. Beide Berufe beschäftigen in wohlthätiger Weise unsere Muskelkräfte, was ein immenser Vorteil ist. Es ist mir überhaupt ein Rätsel, warum die Regierungen noch nicht ein Gesetz erlassen haben, das einen jeden Staatsbürger zu wenigstens zwei Stunden körperlicher Arbeit täglich anhält. Es wäre damit den Gleichheitsenthusiasten der Mund gestopft und eine Hebung des leiblichen Wohlbefindens herbeigeführt, die Gesundheitskommissionen ganz überflüssig, Irren- und

Krankenhäuser beträchtlich weniger notwendig machen würde . . ."

„Das wollte ich eben auch noch sagen," fuhr der Baron fort. Ein Selbstbeherrscher, dessen Bestimmungen unbedingt durchgeführt werden können, ist mehr imstande für seine Unterthanen zu sorgen als der konstitutionelle Regent. Es ist natürlich, daß in jedem Staat, da wir nun einmal verschiedene Klassen oder Stände haben, ein gewisser Wettkampf herrscht. Dieser Wettkampf drückt sich am deutlichsten in dem Gegenüberstehen der Parteien in den Kammern aus, dieses Gesetz nützt Denen, jenes den Andern. Dabei werden die Vorteile einer Neuänderung von der obsiegenden Partei stets aufs Aeußerste ausgenützt, wodurch die Unterliegenden aufs Aeußerste zu leiden haben. Der Autokrat, der durch keine innere Politik gebunden ist, kann durch seine Gesetze Uebelständen, die Alle bedrücken, mit einem Schlage abhelfen, ohne sich erst der Unterstützung der Herren Abgeordneten sichern oder sich gar mit den Magistraten seiner Städte herumschlagen zu müssen . . ."

Die Majorin fragte den Baron, was er, wenn er etwas zu sagen hätte, zuerst anordnen würde. Der Baron sagte nach einigem Ueberlegen:

„Ich würde vor allem dem Umsichgreifen der Mietskasernen, so wie sie heute in der Großstadt gebaut werden, Einhalt gebieten. Diese Pappdeckelwohnungen, mögen sie auch hygienisch vortrefflich sein, fördern die sittliche Verderbnis außerordentlich. Ich bin überzeugt, daß sich ein Eheleben in einer Köhlerhütte, wo beide auf Stroh liegen, glücklicher gestalten kann als in einer sogenannten herrschaftlichen Wohnung unserer modernen Gemeinwesen, wo das

junge Paar womöglich in der Brautnacht schon von rechts oder von links oder von oben oder von unten einen Ehebrecher von frisch gethaner Arbeit kommen sieht oder die lärmenden Kundgebungen eines aus den Fugen gegangenen Ehеglücks hört. Früher im Mittelalter hatte man mehr das Bewußtsein der Heiligkeit des Familienlebens, und man baute die Häuser, selbst wenn sie nur zur Aufnahme eines Herdes bestimmt waren, so, daß kein Laut von der einen Wohnung in die andere oder von der andern in die eine hinüberdrang."

Zum Schlusse berührte der Baron noch ein Begebnis, das ihm in Mailand begegnet war. Er hätte sich dort mit einem jungen Freigeist getroffen und als sie gemeinsam die Stadt durchwanderten und auch dem Dom einen Besuch abstatteten, soll der jugendliche Revolutionär mit viel Emphase ausgerufen haben: „Ja, solche Bauten werden einst zu Volksversammlungen, zu Beratungen der aufgeklärten Masse dienen, man wird die Altäre niederreißen und statt ihrer Rednerbühnen errichten . . . Der Baron erzählte, er habe den Kopf geschüttelt und erwidert, dem Wohle des Volkes diene ja dieses Gebäude, in welchem sich die Menschen andächtig von den Mühsalen des Lebens, den kleinen Sorgen um das täglich Notwendige erholen, schon lange. Aber Gottes Häuser werden Gottes Häuser bleiben bis sie, da sie nur Werke von Menschenhand sind, in sich zusammenbrechen. Und auch dann werde man eben einfach wieder neue bauen . . . . Diese Widerrede, so plauderte der Baron, ärgerte meinen Begleiter und er bot mir eine Wette an des Inhalts, daß, wenn der Dom jemals einstürzen sollte, solches sicherlich in einem Moment stattfinden werde, da sich gerade die versammelte Gemeinde unter seinem Marmordache zusammenbefinde. Ich wettete scherzeshalber dagegen und wir wollten uns später in gegenseitige Verbindung

setzen. Ich glaube, die Wette wird ebenso unentschieden bleiben als ihr Eingehen unsinnig war. — — — — — — —

Hatte man so den Beginn des Abends unter ernstem Gespräch zugebracht, so vergnügte man sich dann wohl an einem harmlosen Kartenspiel, bei welchem die Damen mehr Lebhaftigkeit und Interesse zeigten als der Baron und Giovannino, die mehr aus Höflichkeit darauf eingingen. Denn Herr v. Silfverström lebte gern in seinen Erinnerungen, der junge Italiener aber hörte zum ersten Male eine feste und gereifte Anschauung äußern, eine Anschauung, die dem Zuge der Zeit, wie er in Giovanninos Vaterstadt herrschte, gerade entgegengesetzt war. Und er machte oft treffende Einwürfe, brachte jeden Umstand vor, der dazu angethan war, des Barons Meinung ins Wanken zu bringen, was indessen unmöglich war, weil der Baron von der Warte seiner Erfahrungen aus auf ein Feld von fertigen Resultaten blickte. Giovannino hatte nichts als Thatsachen, die, an sich genommen, als schwere Angriffsstücke gegenüber den Ansichten des Barons erschienen, sich schließlich aber zu dessen besten Stützpunkten entwickelten. Unter anderem führte der junge Italiener das große Elend in seinem Lande an und die immer sich mehrenden Steuerlasten, die den einfachen Mann außer Stand setzen, einen Soldo zu erübrigen.

„Und wohin geht der Großteil dieses Geldes?“ rief der Baron aus. „Etwa in des Königs Taschen oder in die Kassen der Ministerien? Letztere verschlingen viel, weil Italien von dem Range einer Großmacht, den es nun einmal einnimmt, nicht zurücktreten kann, ohne einen ganz enormen, nationalen Schaden zu erfahren. Aber wodurch entstehen noch viel größere Löcher in den Baarbeständen der verschiedenen Fonds, wenn nicht etwa durch die Dotationen an die volksvertretenden

Parlamentarier, deren Gesinnungen ebenso käuflich sind wie Bananen und Pommeranzen, nur daß sie etwas mehr kosten. Die französische Republik ist reich, scheint Bestand zu haben, das hindert nicht, daß sie unter dem Regime des Parlamentarismus grade so dahinsiecht wie einst die Monarchie unter der Führung schlechter Ratgeber. In Italien, wo man dem Könige noch weniger Machtbefugnis läßt als die Franzosen ihrem Präsidenten, empfindet man es direkt als Hohn, daß das Volk seine einige Hundert Henkersknechte selbst erwählen darf. Im Norden ist der Politiker noch zu ernst. Aber Zeichen sind auch schon vorhanden und es wäre wirklich ein Wunder, wenn sich die Fälle mehren würden, da jemand, mitten aus dem bürgerlichen Leben herausgerissen und mit dem Einfluß eines Mitgliedes einer gesetzgebenden Kammer versehen, über einem Ausbeuten dieser Stellung zu persönlichen Zwecken nicht strauchelte. Ich sage, man nimmt es im Norden noch zu ernst mit der politischen Mission. Aber laßt im Volke den Eifer an der Wählerei, die ihm einstweilen noch etwas neues ist, erkalten, die Korruption als unausbleibliche Folge der Parlamentswirtschaft wird bei uns einrücken wie bei den andern."

* * *

Vom Major war ein Brief angelangt. Er ließ sich darin nicht weiter über das Geschäftliche aus, empfahl aber der Majorin aufs Strengste, Micki solange wie möglich nichts wissen zu lassen von dem Tode ihrer Freundin. Warum und mit wie viel Recht Major Schürch das verlangte, werden wir später erfahren.

Giovannino hatte sich während der Abwesenheit des Majors nun wirklich an eine Ausführung des Bildes der Majorin in größerem Maßstabe gemacht; das Portrait sollte ein Ge-

schenk für den heimkehrenden Major bilden. Nach dem, was zwischen Giovannino und Clementine geschehen, war diese natürlich nicht leicht zu regelmäßigen Sitzungen zu bewegen, namentlich durfte ihr der junge Künstler von vornherein nicht zumuten, daß dieselben in seinem Zimmer stattfänden. So hatte man sich dahin geeinigt, daß Giovannino im Rittersaal eine Art Atelier errichte und da Clementine auch da nicht allein mit dem Italiener sein wollte, weil sie nicht die genügende Sicherheit vor sich selber fühlte, so mußte ihr Micki jeweilig die halbe Stunde Gesellschaft leisten. Hierbei handelte es sich auch nicht darum, ein technisch vollkommen ausgeführtes Gemälde herzustellen, sondern nur mehr eine lebensgroße, farbige Skizze. Die Arbeit konnte schnell von Statten gehen und Giovannino, die beständige Verlegenheit der Majorin wohl erkennend, beeilte sich noch mehr.

Diese Spannen Zeit, welche die Majorin, so nicht dem Gegenstand ihrer Liebe, doch dem Erreger einer kurzen, wie ein Strohfeuer aufgeflackerten Leidenschaft gegenüber sein mußte, bargen für sie Momente der grimmigsten Torturen. Sie konnte sich wohl vorher mit allem Mute der Entsagung wappnen, wenn sie dem jungen, gelenken Manne entgegentrat, wenn er sie freundlich einlud, sich nun so oder so zu setzen, wenn er gar, sie durfte ihm das, da sie einmal auf die Sache eingegangen war, schwerlich verbieten, wenn er ihren Kopf nahm und anordnete, sie möge sich nur ruhig an die rückstehende Wand anlehnen, denn sei für Männerportraits eine stramme Haltung stets günstiger, so kämen die Schönheiten des Weibes in einer lässigen Pose immer besser zum Ausdruck, dann wallte es in ihren Adern wie siedendes Metall und sie verwünschte die Reise des Majors, die sie in ihrem Zerwürfnis ohne Stütze ließ. Das einzige, was sie dann thun konnte, war, daß sie ihre

Tochter betrachtete, welche mit einer Näharbeit oder einem Buche in der Hand neben ihr saß. Und je länger sie die beiden jungen Menschen anschaute, desto klarer wurde es ihr, daß dieselben für einander geschaffen seien. Dieser Gedanke verminderte etwas ihre Unruhe gegenüber Giovannino, sie gewöhnte sich daran, in demselben nicht mehr ihren, sondern Mickis Kavalier zu sehen. Das ließ sie ihre Schmerzen leichter ertragen und sie nahm sich vor, dem Major, sobald derselbe von der Reise zurück, selbst die Idee einer Heirat nahe zu legen. So war es eigentümlich, daß schon zwei Menschen aus der Umgebung der Kinder an eine derartige Eventualität dachten, während sie selbst keine Ahnung hatten.

Denn wenn Giovannino sich seiner Zuneigung zu Micki vollkommen bewußt war, so hatte ihm doch keineswegs eine Verwirklichung seiner Wünsche vor Augen gestanden. Wie hätte er, der arme Malerssohn, der ganz zufällig in die Familie des Majors gekommen war, daran glauben dürfen. Auch die wenigen Worte, welche der Major ihm nach seinem Geständnis gesagt, wagte Giovannino bei Leibe nicht so zu deuten, als wolle man ihn dem Mädchen näher bringen, im Gegenteil hätte er es ganz natürlich gefunden, wenn von Seiten des Majors ernste Verhaltsmaßregeln zu einer Trennung ergriffen worden wären. Die Worte von ihrem Glück, das in des Majors Händen liege, hatte er so verstanden, daß es eben des edeln Mannes natürlicher Wunsch sei, sie beide, aber ein jedes einzeln, in denkbar besten Umständen zu sehen. Was wußte Giovannino davon, daß der Major das menschliche Temperament wohl kannte, daß er sich gut der Zeit erinnere, da ihn selber die Gluten der Sinnlichkeit zum ersten Male gepeinigt, wie Herrn Schürch als heißblütigem und für jede echte Regung eingenommenem Gemahl die sinnliche Veranlagung seiner Ge-

mahlin nicht verborgen geblieben war und daß Micki als erstes Kind das ganze Erbe dieser Eigenschaften angetreten hatte. Wie hätte Giovannino solche Punkte in den Kreis seiner Ueberlegung ziehen können. Dabei schwebte ihm aber auch nicht die geringste Fährlichkeit vor, weder für sich noch für das Mädchen und er nährte eben seine Leidenschaft, wie er stundenlang auf dem Rücken im Grase liegend, den Himmel betrachten konnte, einzig des wohligen Empfindens wegen. Wenn er nun bei Micki auf ein instinktives Entgegenkommen gestoßen war, war das sein Verschulden? —

Ich sage „instinktiv", denn alle diese Pläne, Wünsche, Strömungen von Gefühlen lagen Micki einstweilen noch fern. Micki war mit ihren fünfzehn Jahren wirklich noch Kind, empfand an kindlichen Spielen jene intensive Freude, wie sie eine spätere Auslösung großer Leidenschaften nicht mehr zuläßt. Deshalb war sie auch dem neuen Bewohner Wildeggs, nachdem einmal die erste Scheu überwunden, mit rückhaltsloser Freundschaft entgegengekommen. Sie sah Giovannino geachtet und geliebt von allen, die ihn umgaben. Warum hätte sie eine Ausnahme machen sollen. Micki war von ihrer Mutter gewöhnt worden, früh aufzustehen. Sie hatte auf diese Weise anfangs viele Morgenspaziergänge mit den Jünglingen ausgeführt, sie fühlte sich durchaus als Kamerad unter Kameraden. Daß sie andere Kleider trug, einen weiblichen Namen hatte, waren ihr Umstände des Aergers, denn sie merkte, daß sie sich dadurch einen gewissen Zwang aufzuerlegen hatte, dessen sittlicher Begründung aber nachzuforschen ihr niemals eingefallen wäre. Nun hatte sich in der letzten Zeit allerdings etwas geändert. Sie war häufig von Angstgefühlen beherrscht, sie, die noch vor Wochen die Höhle am Bergeshang entdeckt und als erste durchwandert hatte, die auf den finstern Estrichen des Schlosses

mit Vorliebe umhergeschweift war, um nach Schwalbennestern oder den Verstecken der Hauskatzen zu stöbern, empfand jetzt ein leises Grauen, wenn sie sich von der einbrechenden Dunkelheit überraschen ließ. Sie zündete, während sie früher oft ohne Licht zu Bett gegangen, stets zwei Kerzen an und durchleuchtete das ganze Gemach; erst dann konnte sie ruhig schlafen. Diese Furcht war so gestiegen, daß sie gebeten hatte, man möge die Verbindungsthüre zu dem Gemach ihrer Mutter öffnen lassen, was denn auch geschehen war. Nun kam ein zweites. Micki konnte feststellen, daß sie von derartigen Angstgefühlen auch gepackt wurde, wenn sie Giovanninos unter vier Augen ansichtig wurde. Zuerst hatte sie der Scherz, daß er jeden Morgen unter ihr Kammerfenster kam und ihr einen Strauß Blumen hineinwarf, einfach vergnügt, sie hatte davon der Majorin erzählt und dieselbe hatte nicht einschreiten wollen — um der Sache nicht den Charakter der Wichtigkeit zu geben. Oft war es geschehen, daß sich Micki noch in den Unterkleidern befand, die Brust nur vom Hemde bedeckt und im Gesicht das morgenfrische Wasser, wenn seine Stimme ertönte. Nie war sie erschrocken, wußte sie doch, daß er nicht in das Innere des zu hoch belegenen Zimmers schauen konnte. Sie warf sich dann ein Tuch um, erschien am Fenster und nahm die Gabe entgegen. Kam er jetzt, so ergriff sie ganz dasselbe fröstelnde Schütteln, das sie am Vorabend auf einem dunkeln Pfade gespürt, wobei sich im Freien allerdings noch die Einbildung hinzugesellte, jeden Augenblick etwas Undenkbares aus dem Waldesgrund hervortreten zu sehen, einmal einen Mann mit glühenden Augen, einmal eine Jungfrau mit brennenden Haaren. Und das physische Empfinden war ganz dasselbe, sei es, daß ihr Giovannino seine Morgenvisite nach Ritter Toggenburgs Art machte, sei es, daß sie ihm tagsüber allein im Speisesaal be-

gegnete oder daß er des Abends im dunkeln Korridor ihre Hand ergriff, sie an sich zog und sie zu küssen versuchte. Kalt und warm wurde ihr im Kopf, an den Armen, an den Beinen bis in die äußersten Zehenspitzen. Das ging ihr dann noch nach, wenn sie schon lange im Bett lag und einschlafen wollte. Das Dümmste war, daß sie ihm auch im Beisein anderer nicht mehr in die Augen blicken konnte ohne rot zu werden, trotzdem doch gar nichts geschehen war.

Daß Micki bei einem so unklaren Innenleben keine bestimmten Absichten, keine förmlichen Wünsche haben konnte, liegt auf der Hand. Die Folge ihrer Anwandlungen war, daß sie sich ihrem Bruder und Giovannino nicht mehr so häufig anschloß und wenn sie es that, so geschah es mit jener Reserve, welche andere Mädchen schon in früherem Alter im Umgange mit Knaben bewahren und welche wohl ein Ergebnis der Ritterlichkeit ist, die man männlichen Sprößlingen im Benehmen gegenüber Gespielinnen anerzieht. Die Mädchen ahnen, daß diese Courtoisie deshalb besteht, weil sie eine Sonderstellung einnehmen, also doch nicht dasselbe sind wie ihre behosten Freunde, und sie geben sich Mühe, in ihrem Verhalten diese Sonderstellung zu markieren. Sie gewinnen an Stolz und Stolz ist für das Weib der beste Schild seiner Tugend. Väter! Behandelt Eure Töchter schon als Kinder nie anders denn als Damen und gebt acht, daß ein jeder, der mit ihnen verkehrt, denselben nicht anders begegnet. Ihr werdet vielen Gefahren vorbeugen. Dieses veränderte Benehmen Mickis bewirkte natürlich auch ein zurückhaltenderes Betragen Giovanninos, denn hatte Micki ihren Mädchenstolz, so besaß der Italiener nichts weniger als das unerschütterliche Bewußtsein eines Schürzenjägers, und in seinem Herzen stiegen plötzlich Zweifel auf, ob das Mädchen überhaupt jemals mehr für ihn gefühlt habe als

einfache, wohlwollende Kameradschaft und wenn ja, ob er eine wärmere Zuneigung nicht durch seine dummen Streiche gründlich verscherzt.

Daß sich ein Mädchen wie Micki überhaupt noch gar kein Urteil über Männer macht, konnte sich Giovannino nicht wohl vorstellen. Er war von frühester Kindheit an von seinem Vater angelernt worden, alle Menschen, besonders aber Frauen, von einem besonderen Gesichtspunkt aus zu betrachten und so war ihm nicht entgangen, daß Micki ein Mädchen eben vor der Schwelle der Reife war, das noch ungeglättete, stakige Formen hatte, das aber eine großzügige, vollendete Schönheit zu entfalten versprach. Und so oder anders hatte er sich wohl gedacht, daß ihn auch Micki mit ihren Kinderaugen prüfen würde, sei es, daß sie seine Eigenschaften als Gespiele, als Ritter, als Erscheinung oder zum wenigsten als talentierter Klimperer auf der Guitarre oder als Künstler auf den Blättern seines Skizzenbuches zu schätzen wisse. Er ahnte nicht, daß dieses junge Mädchen ebenso gut einem Buckligen ihre Zuneigung geschenkt hätte, wenn er ihr lieb und gut entgegengekommen wäre. Vom Heiraten hatte sie reden hören und sie wußte, daß es ihr genau so bevorstand wie die Konfirmation, es war ihr auch gegenwärtig, daß man dann zusammen leben würde, unter welchen Umständen aber und zu welchem Zweck, kümmerte sie wenig. Das eine jedoch steckte tief in ihr, daß nämlich der Mann, wenigstens wenn geordnete Verhältnisse vorliegen, die Stellung der Frau schafft, letzterer Schicksal in die Hand des ersteren zu liegen kommt, und da äußerte sich nun bei Micki ein angeborener Ehrgeiz und ein dunkles Bedürfnis, sich über das Niveau der Durchschnittsexistenzen zu erheben, derartig, daß sie sich sagte, der Mann, dem sie sich und ihr Sein anvertraue, müsse eine über das Gewöhnliche empor-

ragende Persönlichkeit sein. Bis zu Giovanninos Ankunft hatte sie als einziges Mittel, eine Ausnahmestellung einzunehmen, den Reichtum gekannt. Das war erklärlich, ohne daß in des Majors Familie des Geldes und seiner Bedeutung anders Erwähnung gethan worden wäre als daß es eben das Mittel ist, womit wir von Leuten, die nicht zu unserer Sphäre gehören, dasjenige erhalten, was wir von ihnen benötigen. Anderseits wußte sie, daß ihr Vater und die ganze Familie des Majors in der Gegend geachtet waren, weil sie über verhältnismäßig viel Besitztum verfügten und weil dieser Besitz lange in ihren Händen war. Deshalb schwebte Micki, wenn sie jemals an die Thatsache einer Verehelichung dachte, so etwas wie ein indischer Nabob oder ein ungeheure Steppen, Wiesen, Wälder sein eigen nennender russischer Fürst vor, ein Mann, der gehen konnte, wo er wollte, sich niederlegen durfte, wo es ihm behagte, immer auf eigenem Grund und Boden, der, wenn es ihm einfiel, hier niederzureißen, dort aufzubauen, niemanden zu fragen hatte, weil alles, so weit das Auge blickte, ihm gehörte. Das war der Maßstab, den Micki in ihrer kindlichen Phantasie anlegte, denn was sie hauptsächlich heiraten wollte, war Freiheit. Seit Giovannino im Hause war, hatte man viel über Kunst, Politik und andere allgemeine Dinge gesprochen. Micki, dem Prinzip des Majors gemäß, daß gebildete Erwachsene über alles so reden müssen, daß auch Kinder zuhören dürfen, war oft zugegen und hatte nun erfahren, daß es auch noch etwas anderes als nur den materiellen Besitz giebt, wodurch Ansehen und Freiheit zu erlangen sind, z. B. das ernste Bestreben, auf irgendwelchem Gebiete etwas Außerordentliches zu leisten, uns nicht in erster Linie damit zu begnügen, aus der Tretmüle des Lebens unseren eigenen Vorteil herauszumahlen. Das gab Micki zuerst den Gedanken,

sie selbst müsse wohl so eine „That" vollbringen. Dann rechnete sie in echt weiblicher Art weiter, daß es auch schon eine ganz schöne Sache sein müßte, die Frau eines berühmten Mannes zu sein, denn daß die Frau die Hälfte der Ehe ist, in den meisten Fällen mehr, selten weniger, das empfand auch das Kind schon. Nun war aber die Künstlerschaft Giovanninos, wie sie sich bis jetzt durch ein bißchen Guitarrenspiel und das wenige Skizzieren offenbarte, Micki noch nicht zum Bewußtsein gekommen oder sie versprach sich zu wenig davon, als daß sie auch nur im Traum daran gedacht hätte, den Träger dieser verschiedenen Fähigkeiten in den Bereich ihrer Heiratspläne hineinzuziehen. Dafür lebten darin bis jetzt auch nur Phantasiefiguren.

Es war noch ein anderer Umstand, warum Micki mit Giovannino und neben diesem selbst mit ihrem Bruder nicht mehr so ungezwungen verkehrte. Es war an dem Morgen nach der Feuersbrunst gewesen, da die Majorin vor Tagesgrauen die Magd nicht mehr wecken wollte und Micki daher bei ihrer Mutter die Dienste der Kammerzofe verrichtete. Die Majorin hatte die Gewohnheit, sich nie zu Bette zu legen, ohne sich zuvor ihr schönes Goldhaar auskämmen zu lassen, es war demnach schon spät als sie nach den Ereignissen der Nacht endlich ihr Lager aufsuchte und auch Micki sich auf ihr Zimmer begab. Da man bei offenen Fenstern schlief und der Morgenwind eben zu wehen begonnen hatte, war es nichts Wunderbares, daß sich die eichene Verbindungsthüre zu dem Gemach der Majorin wieder öffnete und das junge Mädchen, halbausgezogen wie es war, den vollen Ausblick erhielt auf die Ruhestätte seiner Mutter. Die Majorin lag da, die Arme unter dem Nacken gekreuzt, den üppigen Körper von einem weißen Mousselintuch kaum bedeckt, sie lag da, die Augen weit geöffnet, so daß Micki

im ersten Moment glaubte, die Mutter wache. Dann aber hörte sie die regelmäßigen Atemzüge, sie sah, wie sich die Majorin nach und nach auf die Seite legte, während ihr linker Arm mit dem weißen Fleisch das Gesicht preßte und ein konvulsives Zucken die schöne Frau von oben bis unten erbeben machte. Dann stießen ihre Lippen, ohne sich zu bewegen und röchelnd und beinahe hohl wechselweise die Namen „Giovannino!“ — „Eva!“ — „Geliebter!“ — — — hervor, bis es sich wie Erlösung über die Schlafende legte, so daß sich Micki wieder in ihr Zimmer zurückzog. Von der Frische der Morgenkühle geschüttelt, entledigte sie sich schnell ihrer Unterkleider und Strümpfe. Als sie aber unter der Decke lag und ihre Glieder in wohligem Kindheitsbewußtsein reckte, mußte sie noch lange über die Ausrufe ihrer Mutter und über deren eigentümliches Benehmen im Halbschlummer nachdenken und sie wußte, daß es Sachen und Beunruhigungen im Leben giebt, die auch an sie, Micki, einmal herantreten würden. Daß diese Anfechtungen von den Männern ausgehen, war ihr auch klar, worin sie aber bestehen und wie man über sie hinwegkommt, darüber zerbrach sie sich umsonst den Kopf. Und sie dachte und dachte, bis sie merkte, daß ihre Hände kalt geworden, worauf sie sie herein an ihren kleinen Leib zog. Und vielleicht offenbarte sich ihr im Traum ein Stückchen Wahrheit, das ihr ein klares Verstandesüberlegen vorenthielt.

Die Sitzungen folgten in regelmäßigen Abständen von zwei Tagen. Nach drei Malen war die Skizze schon so weit gediehen, daß Giovannino mit dem Auftragen der Farben beginnen konnte. Das Bild sollte, wie ich schon sagte, dem Major bei seiner Rückkehr gezeigt, dann, wenn es ihm gefiel, nach Mailand geschickt werden, damit der alte Venturini die letzte Hand anlege, worauf Giovannino es dem Major als

Weihnachtsgeschenk überreichen wollte, was ihn doppelt freute, da er sich auf diesem Wege in angemessener Art für das viele Gute, das er empfangen, erkenntlich zeigen konnte. Hierbei dachte er weniger an den schönen Aufenthalt im allgemeinen, (man wird kaum einen Italiener finden, der nicht sein Vaterland für den prächtigsten Ort zu leben erklärt) als an das außerordentliche Glücklichkeitsempfinden, das ihn gleich bei seinem ersten Zusammentreffen mit den Leuten des Schlosses ergriffen und seither nimmer verlassen hatte. Zuerst war er zu sehr Genießender als daß er über den Quell seiner Seligkeit nachgedacht hätte. Er hatte von Anfang an dem jungen Mädchen den Hof gemacht, und welcher Jüngling würde in demselben Fall nicht dasselbe gethan haben, namentlich wenn er Tag für Tag mit dem Gegenstand seiner Verehrung zusammenkommt, wochenlang neben ihm hergeht, mit ihm zusammen arbeitet, ja sogar neben ihm in direktester Nähe schläft. Daß aber die Grenzen der Schicklichkeit, wenn man sie einmal überschritten, immer wieder innegehalten wurden, daß nichts geschah, was dem einen oder dem andern Teil hätte ververhängnisvoll werden müssen, das war die segensreiche Folge der Erziehung, welche der alte Venturini seinem Sohne hatte angedeihen lassen.

Fürs erste hatte Giovannino in dem alten Geistlichen, der seinen ersten Unterricht leitete, einen Freund, einen wahren Erzieher gehabt. Dieser Erzieher war ein Diener Gottes, wie wir das alle sind. Er war aber auch ein Diener der Kirche und Giovannino fühlte sich deshalb ihrem Einfluß von früher Kindheit an nahegerückt. Man spottet oft über das Bestreben, das einfach denkende Bauernfamilien bezeugen, damit aus ihrer Mitte ein Priester hervorgehe; bei Leuten, die den gebildeten Kreisen entstammten, habe ich mit Freude des Oefteren den=

selben Ehrgeiz angetroffen und manch lebensfrohen Jüngling stärkt der Gedanke, daß er durch seine entsagungsvolle Laufbahn seine Verwandten und nicht nur sie, sondern alle jene, mit welchen er verkehrt, dem Throne Gottes näher bringt. Wie unbegreiflich groß ist schon die Kräftigung, welche das junge Gemüt durch das Milieu eines dauernd festlich geschmückten Gotteshauses erfährt, wo nächst dem Erlöser der Triumph der Weiblichkeit, die Gottesgebährerin auf uns herabsieht. Der Katholik lernt das Weib zuerst in einer Heiligen kennen, dann, wenn er jahrelang zu ihr gebetet, kommt der Moment, da er eine ihrer nachgeborenen Schwestern als sein Weib zum Traualtar führt. Wird dieser Mann dem Geschöpf, das ihm vom Lenker der Welten zu gottgefälligem Thun anvertraut ist, nicht besser gegenübertreten, in mehr Liebe zugethan sein als wenn er es aus der Hand eines Beamten erhält, der nebenbei ein Gottesleugner, ein Wucherer und Wollüstling sein kann. Die Frauen haben also vor allem ein Interesse daran, daß der Katholizismus sich immer noch mehr ausbreitet, um schließlich, wie das seine Bestimmung ist, die ganze Menschheit zu umfassen.

Dieser Umstand der Gottesverehrung in einem Weibe hatte viel zu Giovanninos wunderbarer Selbstzucht beigetragen. Dann war er durch die Künstlerschaft seines Vaters daran gewöhnt, in dem Weibe die Trägerin der schönen Form zu sehen, d. h. der Körper einer Frau als solcher erweckte in ihm nur ein malerisches Interesse, erst später, nachdem er mit der Seele in Kontakt getreten, wäre vielleicht ein Leidenschaftsausbruch zu fürchten gewesen. Man habe keine Angst, daß es auf Kinder verderblich wirkt, Nacktheiten zu Gesicht zu bekommen. Nur muß das Vorhandensein der Nacktheiten auch seine sittliche Begründung haben, damit wir selbst nicht durch

unser Benehmen die Unschuld des Unwissenden beeinträchtigen. Ich erinnere mich, daß ich als Knabe einmal eine Mutter ihr Jüngstes säugen sah und daß mich dieser Anblick kälter ließ als die durchaus konventionelle Photographie eines dummen Schulmädels, welche man mir in die Hand gespielt hatte. Und ich mache eine Wette, daß die Halbblöße der weiblichen Gesellschaftstoiletten auf ein naives Gemüt zündender wirkt als die gänzliche Nacktheit eines Aktmodells, da letztere ernst, erstere nur frivol ist.

Außerdem hatte der alte Venturini dafür gesorgt oder vielmehr es ergab sich aus dem einfachen Umstand, daß ihm seine Mittel nicht erlaubten einen Diener zu halten, daß Giovannino von dem Moment an, da sein Vater in die Stadt gezogen war, viel körperliche Zerstreuung hatte, das heißt, er mußte Rahmen bei den Händlern abholen, Bilder verpacken und fortsenden, dann im Atelier tüchtig mitangreifen, das Arbeitsmaterial sauber halten und, da der Alte seine Farben selber herstellte, auch hierbei, soweit seine Kräfte reichten, helfen. Mechanische Arbeit ist die beste Vorsichtsmaßregel gegen die allzufrüh ausbrechende Sinnlichkeit des Kindes und gegen eine allzu überwältigende Leidenschaft des reifen Menschen. Der alte Venturini hatte darauf gesehen, daß die Bethätigung seines Sohnes eine regelmäßige war und das Bedürfnis dafür lebte in Giovannino so heftig, daß er jetzt, da auf Wildegg keine äußerliche Notwendigkeit dazu vorlag, jeden Tag dem Bauern des Hofes mit etwas an die Hand ging. Aber das alles würde vielleicht noch nicht verhindert haben, daß des Jünglings heißes Temperament schließlich doch den Sieg davongetragen hätte, wäre nicht die Art der Frauen, mit denen Giovannino durch seine Ortsveränderung von Italien nach der Schweiz in Berührung getreten, eine ganz besondere gewesen.

Wir haben gesehen, wie seine Liebe, die anfangs nur ein äußerliches Gefallen an dem jungen Mädchen gewesen, ihm nach und nach in Fleisch und Blut überging. Das war die gütige Vorsehung, denn wenn die Frauen, die beide schön waren und denen es an Anmut für einen jungen Fant nicht fehlte, mit jenen Mitteln hätten wirken wollen, wie sie in der Gesellschaft als harmlose Koketterie, als berechtigtes Hervortreten des weiblichen Verlangens zu gefallen gelten, so wäre Giovannino leicht auf Abwege zu locken gewesen. Aber wenn die Baronin mit ihrem Manne auch nicht in ungetrübter Harmonie lebte, so beschäftigte sie sich gerade mit den kritischen Punkten, aus welchen sich die Veranlassung zu vorübergehenden Mißverständnissen ergab, zu sehr als daß sie noch für Giovannino Zeit übrig gehabt hätte. Die Baronin war vorsichtig und wir haben gesehen, was für einen Ausweg sie viel eher genommen haben würde, wenn sie Entgegenkommen gefunden hätte. Clementine aber, die sich in einer Minute der Unüberlegtheit wirklich zu einer Thorheit hatte hinreißen lassen, war so ungeschickt zu Werke gegangen, daß sich der Italiener seiner Aussichten nicht hatte bewußt werden können. Und wie das so ist, was dem Unlauteren zum Bösen gereicht, wirkt dem Guten zum Frommen, denn wenn sich in Giovannino das unbestimmte Begehren zum Weibe immer mehr abklärte, so wurde es durch das Dreisystem, auf welches sich die Reize seiner Umgebung verteilten, auch wieder gedämpft. Hing Giovanninos Herz an Micki, so standen seine Sinne heute bei der kleinen Baronin, wenn dieselbe gerade ein neues Kleid anhatte, das ihre schlanken Formen besonders wirksam zur Geltung brachte, oder morgen bei Frau Clementine, wenn er bei Tisch zufälligerweise neben sie zu sitzen kam. So übten die beiden Erwachsenen auf den jungen Italiener einen viel bestimmteren Einfluß aus als

das noch nicht entwickelte Mädchen, aber sein Herz gehörte Micki, für sie fühlte er wie ein Mann und empfand tief das Bedürfnis, etwas für sie zu thun, ihr Leben an die Schicksale des seinen anzuknüpfen.

Auf diese Weise gewährten die Sitzungen Giovannino besondere Freude. Nicht allein, daß sich sein Malerauge an der liebenswürdigen Erscheinung der Majorin mit aller Muße sattsah, es ergab sich aus der Situation, daß er bisweilen ihre Hand oder ihren Arm fassen mußte, um eine Pose, welche die Majorin selbst nicht mehr fand, wieder herzustellen. Welche Regungen Giovannino dabei hatte, wissen alle diejenigen, welche einmal achtzehn Jahre alt gewesen und sich erinnern, in welche Glut eine weiche Frauenhand einen Jünglingskörper versetzen kann, wenn letzterer länger als zur gewöhlichen Begrüßung von ihr berührt wird. Gewissensbisse waren nichts Seltenes, die sich Giovannino seiner vermeintlichen Untreue Micki gegenüber machte. Er legte sich selbst einen Eid ab, daß er niemand anderem angehören wolle als dem Mädchen. Das auf die eventuelle Aussicht hin, darauf warten und dafür arbeiten zu müssen wie einst Jakob für seine Rahel. Dann betrübte ihn nur das Eine, wenn er sah, wie das Mädchen, scheinbar wenigstens, kein Auge für ihn hatte. mit einem Buche in der Hand oder einer Näherei neben ihm saß wie eine Schwester, aufmerksam der Arbeit folgte und nur bisweilen, wenn Giovannino selbst im Entwerfen innehielt, dem Jüngling ins Gesicht blickte als wünsche sie da abzulesen, was in seinem Kopf vorging. Dabei durfte er nicht merken lassen, daß er ihren Blick gefühlt. Spielte er diese Rolle gut, so konnte es geschehen, daß sie mit ihrem Stuhl immer näher rückte, bis sich beider Atem vermischte und ihr schwarzes Mérinoröckchen beinahe die Spitze seines Fußes berührte. Dann hätte er sie am liebsten

geküßt. So etwas hätte aber Micki heute nicht mehr zugegeben, es war als ob die Leichtigkeit, womit sich früher ihre Körper trafen, gesunken wäre, während sich ihre Seelen genähert hatten. Gegen die leichtesten Versuche des Mädchens aber, aus dem Rahmen des Erlaubten herauszutreten, besaß die Majorin ein äußerst probates Mittel. Sie rief ihre Tochter herbei und verlangte von ihr einige Augenblicke die Pose zu markieren, da sie müde sei, und weil fünf Minuten Stillsitzen für ein temperamentvolles Geschöpf eine Tortur sind, so ließ sich Micki bei ihren Annäherungsversuchen nicht gerne ertappen. So wurde gemalt, während von draußen der helle Sommernachmittag durch die Loggia hereingrüßte. Giovanino war natürlich ganz bei der Sache, da das Portrait seine erste größere Arbeit darstellte und er seinen Ehrgeiz darein gesetzt hatte, etwas wirklich Gutes zu liefern. Da das Bild nicht für ihn oder einen Fremden, sondern für Mickis Vater war, so gab er sich mit einer Aufopferung seinem Vorwurfe hin, die er sich selbst nicht zugetraut hätte. Micki nannte er heimlich seine Mitarbeiterin, denn ihr Einfluß ging so weit, daß seine Hand nicht mit derselben Geschicklichkeit verfuhr, wenn das Mädchen nicht neben ihm saß, vielleicht schon deshalb nicht, weil ihn der dauernde Anblick der Majorin allzusehr verstrickte. Micki wiederum wußte, daß die Majorin allein nicht gerne saß und daß sie durch ihre Gegenwart eine Gefahr abwandte, ihre Mutter sozusagen schützte. So herrschte zwischen den drei Menschen ein Zusammenfließen von Seelenschwingungen, ähnlich wie sich draußen vor den Fenstern die Düfte von Rosen und Myrthen und Reseda mischten, durch die Luft heraufstiegen und den alten Rittersaal durchwogten.

* * *

War es Giovannino verhältnismäßig leicht gefallen, eine frappante Aehnlichkeit in die Skizze hineinzubringen, so trat jetzt die eigentümliche Erscheinung ein, daß das Bild mit dem Fortschreiten an Uebereinstimmung verlor. Giovannino konnte sich den Umstand nicht erklären, schrieb ihn, ohne nach andern Gründen zu forschen, seiner Unfähigkeit zu und auch die Majorin meinte, wenn sie gewußt hätte, daß er sie nicht besser treffen könne, so würde sie sich schwerlich der Mühe der vielen Sitzungen unterzogen haben. Solches sagte sie natürlich mehr im Scherz, denn schließlich hatten die halben Stunden, welche die Beteiligten jeden dritten Tag droben im Rittersaal zubrachten, einen so besonderen Reiz, daß niemand von ihnen gerne darauf verzichtet hätte. Wie uns erinnerlich, war der erste Entwurf so gewesen, daß Clementine auf einer niedrigen Erhöhung saß, die Beine angezogen und vorne um die Knie herum die gefalteten Hände gespannt; sie trug dabei ein weißes Kleid mit schwarzen Borten und hatte den Schoß voller blau blühender Agleien; letztere waren ein Requisit, das man nicht mehr besaß, aber das der junge Maler leicht aus dem Gedächtnis malen konnte. Als nun Giovannino eines Nachmittags vor der Staffelei saß und sich vergeblich Mühe gab, einen fremdartigen Ausdruck, der sich auf dem Bilde immer mehr eingeschlichen hatte, zu entfernen, glaubte er plötzlich zu bemerken, daß die Augen, wie er sie gemalt, nicht diejenigen der Majorin, sondern eher jene Mickis seien und sein Gehirn durchblitzte, ein Gedanke, der ihm das Phänomen erklärte: Es war ein Doppelbild, das teils die Züge Clementinens, teils die Mickis aufwies, das Portrait eines Idealwesens mit der ganzen munteren Frische des Mädchens und den üppigen Formen der reifen Frau. Das kam Giovannino noch mehr zum Bewußtsein, wenn er sich die Figur statt in ein weißes in ein schwarzes

Kleid gehüllt dachte, so wie Micki die Gewohnheit hatte zu tragen. Giovannino überlegte: Sollte er das Bild auf Kosten der Aehnlichkeit mit seiner jungen Freundin ändern? Als Clementinens Portrait würde es unbedingt gewinnen, als Kunstwerk aber, als weibliche Charakterstudie verlieren. Dabei erinnerte er sich, wie es entstanden, daß das Hinüberschweifen in die Züge der andern ein Unwillkürliches gewesen und so, wie er sich kannte, würde ihm ein Ausmerzen dieses Umstandes nicht leicht gefallen sein. Er beschloß, die Sache zu belassen, wie sie war und freute sich im Stillen, bei der Ueberreichung nur den Major auf die zwiefache Anlehnung aufmerksam zu machen. Er hatte schlecht mit dem gesunden Blick sowohl der Majorin wie Mickis gerechnet. Denn als Clementine und ihre Tochter einmal lange vor dem Bild gestanden hatten, begoß sich plötzlich der Mutter Gesicht mit einer Röte und, ihren Arm sanft um die Schulter des Mädchens legend, drückte sie ihre Tochter an sich und sagte:

„Giovannino hat in die Zukunft gesehen. Er hat dich gemalt, wie du aussehen wirst, wenn du Mutter und ich ..."

... Hier stockte die Stimme. Die natürliche Eitelkeit der noch jungen und blühenden Frau hatte sie den Satz nicht zu Ende sprechen lassen. Micki aber hatte erraten, daß die Majorin die Zeit meinte, da es an ihr, der Tochter, sei, die ernsteste Pflicht des Weibes zu erfüllen. Und in holder Schamhaftigkeit senkte sie die Augen. —

Giovannino arbeitete nun lustig weiter. Er bedurfte auch seines Modells kaum mehr, da er wußte, daß ihm bei der Ausführung des Bildes etwas anderes den Pinsel geführt hatte als die bloße Idee, ein Bildnis der Frau Schürch zu machen. Er hatte das empfunden, was die Künstler gemeinhin In-

spiration nennen, was aber wohl, da niemand weiß, woher es kommt und wir uns in dem Moment, da es in uns waltet, nicht als uns selbst, sondern als ein Zweites, Fremdes fühlen, der Gottesfunke sein mag, den jeder besitzt, so er ihn nicht durch ein unverschämtes Ueberwuchernlassen des eigenen hilflosen Ichs erstickt hat. Mutter und Tochter leisteten Giovannino nach wie vor bei seiner Arbeit Gesellschaft, nur mit dem Unterschied, daß ihm jetzt beide zur Seite saßen und dem Vorschreiten des Werkes aufmerksam folgten. Man kann schöne Frauenköpfe in zwei Klassen teilen, in solche, welche mit dem traditionellen Typus des Madonnengesichtes etwas gemein haben und in andere, denen jede Uebereinstimmung damit fehlt. Das Bildnis, wie es Giovannino nach und nach aus dem Rahmen herauswachsen ließ, gehörte in die erste Kategorie, streng und strikt hatte es das schöne Oval, die schmalen und doch groß blickenden Augen, die feinen, aber zu jedem edeln Wort fähigen Lippen. Es steht fest von Raphael, daß er für seine Madonnenbilder häufig Mädchen aus der Campagna als Modelle benützte. Bei den hervorragendsten Werken des Meisters sehen wir aber noch etwas, das ihm diese Rustikanen nicht bieten konnten, was aber wohl vielleicht die vornehmen Frauen am päpstlichen Hofe, unter welchen sich viele Ausländerinnen befanden, besessen haben mögen, und thatsächlich ist mir das echteste wandelnde Madonnenbild einmal in der Tochter eines französischen Edelmannes begegnet, ein anderes als Sprößling des gleichnationalen Adels wieder, so daß ich immer denke, hier ist das zu suchen, was der Madonnenmaler noch besonders in seine Antlitze hineinlegte. Nun hatte ein italienisches Auge bei der Gemahlin und der Tochter des Majors, also bei zwei Alemaninnen, genau dieselben Götterzüge entdeckt, was als Beweis dienen mag, daß etwas von

diesem Typus überall vorhanden ist, daß er nicht als Privilegium etwa nur der romanischen Länder im Gegensatz zu einem Frauencharakter besteht, der nichts mit der Gebenedeiten gemein hat. Die zwei Typen aber sind Eva als die Versuchende und Eva als treue, büßende Gattin des Verführten, des aus dem Paradiese Verjagten. Ich weiß wohl, daß viele meine Gattung von Frauen als langweilig, hausbacken und einfältig bezeichnen, es hindert mich dies nicht, jene andere Gattung lasterhaft, frivol und faul zu nennen, denen alles, was sie im Leibe haben sollten, über lauter Nachhängen nach Zerstreuung und Abwechslung in den Kopf steigt, bis sie schließlich zu hysterischen Gerippen herabmagern. Sie können einen Menschen in seiner äußeren Lage durch ihre Klügelei allenfalls hochbringen, sie werden ihn aber als Mann sicherlich verderben.

So waren die Freundinnen Giovanninos nicht, noch nicht einmal die Baronin, obschon dieselbe durch die Veranlagungen ihres Volkes dazu neigte. Auch sie kam jetzt mit dem Baron, um Giovanninos Arbeit zu beschauen. Beide bemerkten die doppelte Aehnlichkeit mit der Majorin und ihrer Tochter sofort, doch fanden sie, die die Entwickelung des Bildes nicht kannten, nichts Absonderliches darin. Eigentümlich war auch, daß, wenn das Licht voll auf die Leinwand fiel, die Züge der Majorin mehr hervortraten, daß man aber, wenn das Bild nicht in grellster Beleuchtung stand, glauben mußte, das Werk sei mit der Bestimmung, Mickis Portrait zu werden, angefertigt.

Der Baron war der Ansicht, das Bild sei wohl wert, auf eine Ausstellung geschickt zu werden; er werde durch seine Verbindungen versuchen, es in den Pariser Salon zu bringen.

Giovannino schüttelte den Kopf und auf diese und jene Mängel aufmerksam machend, die er selbst sah, über die er sich

aber nicht aus eigener Kraft hinweghelfen konnte, sagte er, daß er niemals mit einer Arbeit an die Oeffentlichkeit treten möchte, die nicht einem ganz vollendeten Können entsprungen.

Der Baron erwiderte hierauf, daß er nur zum Teil recht habe, denn die Lehren, welche man aus der Kritik anderer ziehe, seien nicht zu unterschätzen. Ausgesprochen geniale Menschen bedürfen allerdings derselben nicht, wo aber seien solche Riesen. Man könne sie heutzutage zählen. Während Narren, Verbohrte allerdings in Massen herumlaufen.

Giovannino sah das ein und erklärte sich bereit, das Bild, wenn es der Major gesehen, nach Mailand zu nehmen, um es seinem Vater zu zeigen. Wenn dieser meine, daß es wirklichen Kunstwert habe, so werde er nichts dagegen einwenden, daß sein Vater als Praktiker die nötigen Verbesserungen ausführe und er wolle dann gerne des Barons Hilfe annehmen, um es auf einer Ausstellung unterzubringen.

Als der Baron sah, wie ernst der junge Maler die Sache nahm, lächelte er und bemerkte, es sei ja noch ein weiter Weg von Wildegg nach Mailand und von da zur Pariser Jury. Damit ließ man die Frage auf sich beruhen.

Was jetzt die Sinne der Bewohner Wildeggs hauptsächlich in Anspruch nahm, war die immer dringender gewünschte Heimkehr des Majors. Major Schürch hatte in einem zweiten Brief geschrieben, daß er auf dem Rückwege noch etwas in Solothurn verweilen werde, um einen alten Bekannten seines Vaters, den Domherrn Räber, zu besuchen, und die Majorin wußte augenblicklich nicht, ob ihr Gemahl noch im Elsaß oder schon wieder in der Schweiz eingetroffen sei. Diese Ungewißheit empfand sie um so tiefer, als sie auch sonst unter der Abwesenheit ihres Mannes litt, in einer Art, die ihr beinahe eine milde Strafe für ihr nicht ganz vorwurfsfreies Verhalten der

letzten Zeit erschien. Sie hatte im Kampfe gegen ihre Leidenschaft gesiegt, die Zeilen, womit sie ihrer verbrecherischen Liebe das erste Zugeständnis gemacht, waren ohne Folgen geblieben, niemand ahnte den Sachverhalt und in Giovanninos Augen stand sie so hoch und hehr wie eine Frau, von der nur Gutes ausgehen kann. Sie hatte ihn durch ihr mildes Gemüt und durch ihre Schönheit gefangen genommen. Anderseits mußte sie jetzt damit rechnen, daß er in ihr stets die Mutter seines angebeteten Mädchens sah. Dieses Bewußtsein und der Wunsch, sich die Achtung des jungen Italieners zu erhalten, mögen Clementinens Bewegungsgründe zur Reue gewesen sein. Dieselbe verliert dadurch nicht an Wert. Verletzter Stolz, Eitelkeit hatten sie auf den richtigen Weg gelangen lassen und ich hebe das besonders hervor, weil diese zwei Eigenschaften, denen man öfter in ihren lächerlichen, sogar verderblichen Wirkungen begegnet, hier dem schwachen Menschen zum Rettungsanker wurden. Der Rausch war von ihr gewichen und wie der Ernüchterte, wenn er noch nicht ganz in den Krallen der Unmäßigkeit liegt, vor dem Zustande der Trunkenheit Abscheu empfindet, so kam sich die Majorin als Frevlerin an dem teuersten Gut, an der Liebe ihres Gatten vor und verachtete sich als solche. Dazu kam die Entdeckung, daß jeder andere Mann, Baron v. Silfverström, ein dritter, ein vierter denselben Einfluß auf sie hätten ausüben können und daß bei Giovannino nur deshalb die Gefahr so groß gewesen, weil sie ihn nicht als einen Erwachsenen behandelt und ihm infolgedessen eine Annäherung erlaubt hatte, welche auch für die Tugend eines festeren Menschen eine harte Probe gewesen wäre. Und ihre ganze Glut löste sich in ein unendliches Dankgefühl gegenüber dem Schicksal auf, das es so gut mit ihr gemeint hatte.

Das war so ungefähr der Seelenzustand Clementinens,

als der Baron und die Baronin eines Abends kurz vor Schlafengehen unter ihrem Fenster lagen, um nach der Tageshitze die Kühle der Nacht zu genießen. Der Baron hielt sein Weib mit dem einen Arm umschlungen und beider Augen blickten in die mondbeschienene Landschaft, die beinahe wie in Tageshelligkeit vor ihnen lag. Ein Duft von Frauenhaar und Frauenleib strömte von der Baronin aus und vermischte sich mit der parfümgeschwängerten Luft des Gemaches, das durch kein Licht erhellt war, als sich plötzlich die Thüre öffnete und in ihrem Rahmen Micki erschien, im weißen Nachtgewand, das Haar in Zöpfe geflochten, das Gesicht bleich und verstört, die Augen mit Thränen gefüllt, während ihre Hände vor Aufregung zitterten und sich die Zehen ihrer nackten Füßchen in den kleinen Filzpantöffelchen sichtbar zusammenkrüllten. Nur abgebrochene Worte hervorbringend, erzählte sie, daß die Mutter furchtbar krank sei, daß sie sich auf dem Lager hin- und herwerfe und unartikulierte Laute von sich gebe. Josephine sei bei ihr, aber Mama erkenne niemanden mehr und schluchze laut vor sich hin. Die Baronin eilte in das Schlafgemach ihrer Freundin, die, mit den weißen Fingern sich die Haare zerwühlend, das Gesicht in die Kissen gepreßt, nur hie und da das Haupt erhob, um mit angsterfüllten, wehmütigen Blicken nach dem offenen Fenster zu schauen. Frau v. Silfverström betastete die Majorin und erschrak über die Fieberglut, die sich ihr bei der Berührung mitteilte. Clementine war zweifelsohne krank.

Da sich Baron v. Silfverström die Autorität nicht zutraute, die Verantwortung für das Leben der Majorin allein zu übernehmen, so hatte er mit Widerstreben Louis den Auftrag gegeben, schnell nach Holderbank zu eilen, um dort einen Arzt zu holen. Zwei Stunden später stieg die breite Wendeltreppe ein behäbiger Landmedikus empor, dessen griesgrämiges

Gesicht nicht grade Freude über die Gelegenheit bekundete, seine nutzbringende Thätigkeit auszuüben. Nachdem er mit furchtbarem Scharfblick die Kranke angesehen, wobei ihm das Zwielicht des Mondes und einer schwachbrennenden Nachtlampe vollständig zu genügen schien, nachdem er auch gefragt, ob Madame Gurkensalat oder vergiftetes Schweinefleisch gegessen, sich vielleicht erkältet oder einen Fall auf den Kopf gethan, erklärte er: „Madame hat Fieber und das ist unbedingt ein Zeichen, daß etwas nicht in Ordnung ist. Gefährlich sei die Sache nicht, könne sich aber noch dazu entwickeln und das alles werde sich sicherlich in den nächsten Tagen zeigen. Dabei hielt er den Baron für den Hausherrn, empfahl ihm, ja auf sein eigenes Wohl bedacht zu sein, der Majorin hin und wieder eine kalte Kompresse zu machen (was die Baronin schon lange gethan hatte), räusperte sich, sagte, er komme in der Frühe wieder und verließ unter herablassenden Verbeugungen das Zimmer. Der Baron war außer sich über das Betragen des Mannes, der ein Menschenfreund sein wollte, ging schnell hinaus und kam mit einer kleinen Pravazspritze und etwas Morphiumlösung zurück, worauf die Baronin an ihrer Freundin die Injektion vornahm. Bald trat die beruhigende Wirkung ein. Der Baron legte sich nieder, Micki und Eva blieben am Bette der jetzt ruhig Schlummernden und wachten bis zum Morgengrauen, wohl verstehend, daß der eigentümliche Zustand der Majorin seine Ursache nicht in einem verschluckten Kirschkern noch in einem zu hastig getrunkenen Glase Wasser hatte, sondern daß es das letzte Ringen einer wilden Begier mit der Gerechtigkeit war, das die schwache Frauenseele peinigte.

Als die Sonne ihre ersten Strahlen in das Schlafgemach warf und Clementine leiblich erquickt längere Zeit aus ihrer Betäubung erwachte, ließ sie Giovannino und Walther zu sich

kommen, preßte beide auf die Knie, nahm ihre Häupter in die Hände und drückte einem jeden einen mütterlichen Kuß auf die Stirne. Zugleich brachte der Bote ein Telegramm vom Major, das dessen Ankunft für den Abend ansagte und zwar werde er wahrscheinlich in Begleitung von Tante Adelheid kommen. Der Medikaster traf auch noch ein und als sich der Baron beim Frühstücksgespräch freundlich mit ihm über die wohlthätigen Wirkungen der Narkotika unterhielt, meinte der Arzt sehr weise:

„Ja — solche Schlafmittel sind einfach wunderbar, nur hat man sie eben nicht immer zur Hand . . .“

* * *

Major Schürch empfand es schmerzlich, als er auf dem Bahnhof Mühlhausen seinen Schwager verlassen mußte, ohne ihm durchgreifende Hilfe gebracht zu haben. Tage waren damit zugebracht worden, die Bilanzen zu ziehen, aber je mehr man sich dem Endresultat näherte, desto stärker drängte sich dem Major die Ueberzeugung auf, daß es seines ganzen Privatvermögens bedurft hätte, um die Sache in der Weise zu ordnen, wie es der Schwager wünschte.

Trübselig klatschte der Regen an die Fenster als Major Schürch als einziger Fahrgast des Ersteklassecoupés von Basel aus wieder ins Schweizerland einfuhr. Die jetzt schon im Herbstgras dastehenden Matten dampften unter dem fallenden Naß, an den Hängen der Juraberge, in deren tief eingeschnittene Thäler der Zug immer höher und höher emporkletterte, hingen graue Nebel, die sich in den oberen Schichten zu immer neue Fluthen herabgießenden Wolken zusammenballten. Das Spätobst hing schwer an den Bäumen, da, wo Rebgelände waren, sah man Trauben blau und goldgelb

zwischen dem Laub hervorschimmern, während das Wasser über den kahlen Erdboden hinsickerte, langsam, beständig, hier sich zu einem Rinnsal zusammenfindend, weiter unten sich durch Aufnahme neuer Fäden vermehrend, dann schon ein richtiges Bächlein darstellend, das gurgelnd an den Seiten der Weinbergtreppen hinuntereilte, um sich schließlich auf einem Anger zu verbreiten oder in einen geordneten Wasserlauf einzumünden. Das ließ den Major an den Unterschied der menschlichen Schicksale denken, viele arbeiten mit an dem gewaltigen Gang der Weltmaschine, andere stagnieren müßig, bis der auslösende Tod sie wie eine Pfütze aufsaugt. Und wieder stieg in ihm der Wunsch auf, einen Nachkommen zu besitzen, der, von einer großen Kraft beseelt, eine große Bestimmung zu erfüllen hätte.

Dann mußte er an seinen Schwager denken, welcher mit seiner Familie, mit einer halbwüchsigen Kinderschar vor einer unabwendbaren Katastrophe stand und dem er nicht helfen durfte. — Aber wozu taugte das Nachsinnen. Der Major schlug ein Bein über das andere, lehnte sich zurück und versank in einen leichten Schlummer, die lange Schweizer Zigarre war ausgegangen und entglitt merklos seinen Händen, als ihn plötzlich ein häßliches Traumbild emporschnellen ließ. Er hatte den Bruder seiner Gattin blutüberströmt auf der Erde liegen sehen, in der Hand die abgeschossene Pistole und den sterbenden Blick auf den Major gerichtet. Aergerlich machte er sich Vorwürfe, daß man überhaupt so etwas träumen könne. Dabei glaubte er eine Stimme zu hören, die ihm tröstlich zuraunte: „Und du wirst in der Lage sein zu helfen!“ — — — Dann ertönte ein Pfiff, der Zug hielt und der Major mußte aussteigen, um auf einem von Touristen wimmelnden Bahnhof eine neue Fahrgelegenheit zu erwarten.

In der Kantonshauptstadt angekommen, wanderte der Major eiligen Schrittes über die Brücke. Solothurn ist noch mit seinen mittelalterlichen Festungsmauern und Festungstürmen versehen, aus der Mitte der Stadt hebt sich der aus weißem Kalkstein erbaute Dom, um welchen herum die Wohnhäuser der einzelnen Stiftsherren mit dem bischöflichen Palais liegen.

Major Schürch zog an einem messingenen Klingelknauf. Eine alte Magd öffnete.

„Ist Hochwürden zu Hause? —“

Aber bevor noch die Dienerin antworten konnte, ertönte von der Treppe herab der tiefe Baß Herrn Räbers und zur selben Zeit zeigte sich auf den Stufen ein breitschultriger, glattrasierter, aber mit einem üppigen, grauen Kopfhaar geschmückter Greis in der einfachen, schwarzen Ausgehekleidung der deutschen Geistlichen und er rief, seine Rede hie und da mit italienischen Brocken würzend:

„Figlio mio! Aber mein lieber Herr Major! Das ist schön, daß Sie einmal in unsere St. Ursusstadt kommen! — Seien Sie gegrüßt! —“ Und die beiden Männer schüttelten sich die Hände.

Der Kanonikus führte seinen Gast in das Studierzimmer, drückte ihn in die Ecke eines alten Sophas, dessen schweinslederner Bezug die Geschichte von Jahrhunderten hätte erzählen können und dann begann das gegenseitige Mitteilen. Draußen hatte sich der Himmel geklärt, die Abendsonne schien rötlich durch die Spalten der halb geöffneten Fensterladen, so daß man in dem Raume den Staub in den Lichtfäden tanzen sah. Eine gewaltige Pendeluhr tickte in einem eichenen Gehäuse, auf einem mit Papieren übersäeten Schreibtisch stand ein kleines, elfenbeinernes Kruzifix, an der Wand hingen ein Christus mit

der Dornenkrone, eine Madonna und eine Verbildlichung der heiligen Dreifaltigkeit.

Der Major erzählte von seinen Sommergästen, von Giovannino, der der Liebling der Familie geworden sei und den er mit seinem Töchterchen Micki sobald als angänglich zu vermählen gedenke, von seinem Sohne, dessen gebrechlicher Gesundheitszustand ihm viel Sorgen mache. Zuletzt kam er auf seine überflüssige Reise nach Mühlhausen zu sprechen.

Der Kanonikus dachte einige Augenblicke nach und schlug dann vor, der Major solle sich doch des Besitzes von Wildegg entäußern.

Major Schürch lächelte verlegen. Erstens würde sich nicht so leicht ein Käufer finden, dann, wenn noch einer käme, würde der Erlös bei weitem nicht reichen.

Als der Kanonikus die Verlegenheit des Majors sah, rief er scherzhaft aus:

„Oder nein! Thuen Sie das beileibe nicht. Ich habe Ihnen da einen schlechten Rat gegeben, denn wer kann wissen, ob auf dem alten Raubnest nicht ein Schatz verborgen liegt. Graben Sie, graben Sie, Herr Major. Wenn ich Sie wäre, ich würde keinen Stein ununtersucht, keinen Quadratschuh Erde unaufgewühlt lassen. Nein, wissen Sie, Herr Major, ich meine das bildlich und mich hat es damals schon gewundert, als Wildegg noch dem Staate gehörte, daß man nicht mehr aus der Sache herauszog. Ihr Herr Vater hatte, glaube ich, so etwas vor. Ich freute mich, als er es übernahm. Jetzt erzählen Sie mir, daß die Weinberge immer noch ungepflegt verwildern, daß Ihnen die Bauern immer noch die Bäume vor der Nase wegfällen, daß die Felder, abgesehen von den wenigen, die der Pächter bebaut, noch brach liegen. Wenn das

Schloß mir gehörte, ich wollte es eine ganz schöne Rendite abwerfen lassen! —"

Ein Gedanke durchzuckte des Majors Hirn. Das wäre so eine Aufgabe für Giovannino. Da könnte er zeigen, ob er etwas vermag. Er wollte aber jetzt nicht davon reden, sondern fragte den Kanonikus:

„Sie waren doch, Hochwürden, gegenwärtig, als mein Vater starb. Sie wissen, ich selbst befand mich damals im Ausland. Können Sie mir etwas näheres über meines Vaters Tod mitteilen, über dem schon deshalb ein Schleier der Romantik liegt, weil ihm ein längerer Aufenthalt auf Wildegg vorausging? —"

Der Kanonikus überlegte. Dann sagte er, indem er jedes einzelne Wort besonders abwog:

„Ich erhielt eines Tages eine Einladung von Ihrem Herrn Vater. Er schrieb mir, ich möchte doch einmal zu ihm herüberkommen, er sehne sich nach meiner Gesellschaft und wir könnten uns auf dem Schloß so recht ausplaudern. Leider mangelte es mir an Zeit, so kam Ihr Herr Vater eines Tages selber hierher. Wir sprachen viel, denn wir hatten uns lange nicht gesehen. Dann auf der Rückreise geschah das Unglück . . ."

Der Major hatte aufmerksam zugehört. Dann fragte er nach einer Pause:

„Haben Sie eine Ahnung von der Existenz eines Zimmers hinter dem Rittersaal, in welchem mein Vater die letzten Tage vor seinem Tode viel mit sich allein gewesen. Was für eine Bewandtnis hat es damit? . . ."

„Gerade das nun, lieber Herr Major, darf ich Ihnen nicht sagen. Im Uebrigen kenne ich auch die Räumlichkeiten des Schlosses nicht. Ihre Frau Mutter ist Bewahrerin des Geheimnisses. Aber ich kann Ihnen wohl versichern, daß es sich

um nichts handelt, was das Andenken Ihres Vaters beeinträchtigen könnte. Im Gegenteil, da er einmal als guter Christ gestorben" — — —

Major Schürchs Spannung war aufs höchste gestiegen. Kanonikus Räber hielt plötzlich an in seiner Rede.

„Aber," fuhr er in nebensächlichem Tone fort, „Sie wissen ja selber, wie man ihn bestattete." — — — — — —

Herr Schürch fühlte heraus, daß es nichts nützen konnte, den Kanonikus weiter mit Fragen zu bedrängen. Immerhin war er sich über das Eine klar, daß sein Vater in seinen letzten Lebensstunden eine Wandlung durchgemacht hatte, und er durfte nunmehr nichts unterlassen um Tante Adelheid zu bewegen, mit allem, was sie wußte, herauszurücken, namentlich aber den von ihr die ganzen Jahre über wie eine Schatzkammer behüteten Raum freizugeben. Jetzt fiel ihm auch erst ein, wie wenig er von den Privatpapieren des Amtmanns in seinen Händen hatte, diese mußten irgendwo versteckt sein und über den Ort war für den Major bei der Lage der Dinge kein Zweifel.

Man sprach wieder von Giovannino.

„Daß Sie Ihr Töchterlein mit dem jungen Italiener die Ehe eingehen lassen wollen, wird Ihnen nicht viel Freunde gewinnen. Man wird Sie der Gewissenlosigkeit, des Leichtsinns bezichtigen, zumal der Junge doch wahrscheinlich unserer Konfession ist? —"

Der Major nickte zustimmend und machte eine Andeutung, daß Micki dasselbe Bekenntnis annehmen werde . . ."

„Brav so, mein Sohn! Es sieht das jeder ein und Sie selbst werden aus Erfahrung wissen, wie wenig gut eine Verschiedenheit in dererlei Dingen ist. Aber machen Sie das in Rom ab, die Aufnahme Ihres Töchterchens in die Kirchen-

gemeinschaft. Hier würde die Sache zu viel Staub aufwirbeln, man würde wieder nach bekanntem Muster über uns herfallen. Und was wird Ihre Frau Mutter dazu sagen?"

Der Major wußte nicht zu antworten und der Kanonikus sprach weiter:

„Ich könnte es Ihrer Mutter nicht verdenken, wenn sie sich dagegen auflehnt. Sie ist in Ehren grau geworden und daß sie im Irrtum wandelt, weiß sie nicht. Ich würde Ihnen nicht raten, etwas gegen den Willen der alten Frau zu thun, niemals, niemals . . ."

Man war auf den Grund des kleinen Fiasco Chiantiweins gekommen, den die Dienerin lautlos hereingebracht und von welchem der Kanonikus regelmäßig eingeschenkt hatte. Es war beinahe Nacht geworden und der Major hatte sich zum Abschied erhoben. Er konnte allerdings erst den nächsten Morgen seine Reise nach L. und Wildegg fortsetzen, glaubte aber den Greis, der gerade zuvor von der Vesper gekommen, nicht mehr länger aufhalten zu dürfen.

„Und graben Sie! Figlio mio! rief ihm der Priester noch lächelnd nach, als sich die beiden Herren treuherzig die Hände gedrückt. Die Thüre schloß sich hinter dem Major.

Major Schürch ging nach der „Krone" und bestellte sich ein Zimmer. Hierauf ließ er sich den kleinen Speisesaal zeigen, setzte sich an einen gedeckten Tisch und nahm ein bescheidenes Nachtessen ein, das er mit einer halben Flasche Burgunder würzte. Anfangs war er allein im Saal, nach und nach aber versammelte sich um einen länglichen Stammtisch eine Runde von Gästen und aus den Gesprächen der Männer konnte der Major entnehmen, daß einige der Leute Mitglieder der Kantonsregierung waren, ein anderer entpuppte sich als Leiter der ersten Bildungsanstalt der Stadt, während einige Uniformen-

träger junge Offiziersaspiranten waren, die, so ging es aus ihren Reden hervor, den nächsten Morgen nach ihren Uebungsplätzen abreisen sollten. Die Leute sprachen laut, wie das Gäste zu thun pflegen, die regelmäßig und beinahe als die einzigen in einem Lokal verkehren, auch beobachteten sie nicht die Regel der Höflichkeit, welche verlangt, daß, wenn einer redet, die andern schweigen. Sie schwatzten durcheinander, rauchten teils Pfeifen, teils Zigarren, tranken offenen Landwein, der ihnen schoppenweise von einem Mädchen in Berner Tracht gebracht wurde. Diesem Mädchen lag zugleich die Besorgung des Büffets ob. Jetzt war die Jungfrau eben damit beschäftigt, die neu eingetroffenen Abendzeitungen der nächsten Großstadt in die Rahmen einzuspannen, als einer der Regierungsräte ihr ein Blatt aus der Hand nahm und, nachdem sein Blick eine Zeit lang auf der Rubrik „Letzte Telegramme" gehaftet hatte, die Zeitung weiterschob, so daß auch die Uebrigen sehen konnten. Dann las der Schuldirektor laut vor:

„Soeben meldet der Draht, daß der Vertreter S. M. „des Königs von Italien auf dem Kongreß mit der Voll„macht hervorgetreten ist, die Verzichtleistung des Hauses „Savoyen auf den italienischen Thron für ewige Zeiten an„zukündigen, insofern von den Mächten keine Schwierig„keiten erhoben werden gegen eine Proklamierung des jungen „italienischen Thronerben zum Herrscher von Frankreich, „womit ein neues savoyisch-französisches Königtum beginnt. „Der Papst und die deutsche Regierung haben sich außerdem „geeinigt, ein deutsches Primat zu schaffen, das alle deutsch„sprechenden Länder in sich zusammenfaßt. Die Würde „des Primas bleibt bis auf weiteres ein Privileg der fürst„lichen Linie des Hauses Hohenzollern." — — —

Der Major traute seinen Ohren kaum. Das war ja, was

ihm dunkel vorgeschwebt hatte, die große politische Verschiebung, von der er, seit er im Winter des Kriegsjahres den traurigen Einzug französischer Soldaten in die Schweiz mit angesehen, geträumt hatte. Allerdings standen in Italien die Sachen immer noch so, daß man eher auf die Errichtung einer plebiszitären Republik als auf jene eines sämtliche italienisch sprechende Gebiete umfassenden Kirchenstaates gefaßt sein mußte, doch war einem solchen Werk einiger abgewirtschafteter Parlamentsadvokaten ein kurzer Bestand beizumessen und man durfte hoffen, daß jetzt, da die Familie der Savoyer wieder Franzosen geworden, die Großmächte auch dem heiligen Vater zu seinem billigen Recht verhelfen würden. Der Papst-König, so wie ihn Hunderttausende von Italienern wünschen, war in Aussicht.

„Was wird der deutsche Reichstag dazu sagen? Wie wird sich unser Bundesrat dazu verhalten?“ meinte einer der Aspiranten.

Ein Regierungsrat ergriff das Wort:

„Deutschland kann sich keine bessere Lösung wünschen, als daß der sogenannte Erbfeind in seine Fußtapfen tritt, das heißt sein Los an die Geschicke eines Hauses knüpft, das sich, wie die Hohenzollern-Dynastie, aus unsäglichen Wirrnissen langsam emporgearbeitet. Savoyen ist das romanische Preußen. Außerdem verbindet eine langjährige Freundschaft den deutschen Kaiser mit dem bisherigen Regenten Italiens. Man weiß, daß der ganze Plan von Berlin ausgeht, da man dort gesehen, daß die parlamentarische Mißwirtschaft, verbunden mit andauernden Krawallen und Revolutionen ein Gedeihen der Apenninenhalbinsel verunmöglichte. Und bedenkt, welch ausschlaggebenden Einfluß der preußische König auf den heiligen Stuhl erhält. Was unsern Bundesrat anbetrifft, so wird er

sich mit dem Oberhaupt der zukünftigen Pontifical-Monarchie, wenn nicht besser, so doch ebensogut verstehen, als mit den hitzköpfigen Ministern des jungen, zu sehr aus revolutionären Strömungen hervorgegangenen Italien. Denn wenn negative Arbeit auch wirkliche Thaten hervorbringen kann, so bleibt diesen Fakta eben doch der Geist der Verneinung auf die Stirne geschrieben und so war es mit dem savoyisch-italienischen Königreich der Mazzini, Cavour und Crispi . . ."

Der Major interessierte sich natürlich für das Gespräch und da er es nicht länger aushielt, unbeteiligt dabei zu sitzen, so stand er auf und stellte sich unter Nennung seiner militärischen Charge den Herren vor. Sofort erhoben sich die jungen Aspiranten und standen stramm, während die andern Herren, die den Major zum Teil dem Namen nach kannten, geziemende Verbeugungen machten. Man drückte sich die Hände und hieß den neuen Gast an der Tafelrunde willkommen. Noch lange wurde getrunken, gegen Mitternacht knallten die Sektpfropfen, man ließ das politische Ereignis hochleben und besprach die Vermittlerrolle, welche die Schweiz durch ihr Verschmelzen romanischer mit germanischer Kultur seit Jahrhunderten gespielt, man freute sich, daß die Republik auch unter den neuen Verhältnissen wiederum in eine Einflußsphäre zu stehen kam, wo die politischen Bestrebungen des großen deutschen Reichs im Norden mit den Interessen einer universellen geistigen Macht im Süden für die Zukunft zusammentreffen und gemeinsam die Geschicke Europas lenken sollten. Eine kräftige, kulturfördernde, germanisch-romanische Koalition ist nur durch ein dauerndes Handinhandgehen von Kaiser und Papst möglich. —

Die Bernerin mußte noch oft in den Keller springen und eine neue, golddumwundene Flasche holen, von deren Inhalt

man auch dem Mädchen zu trinken gab, wie das wohl überall geschehen wäre. Still saß sie da, den Kopf über die Arbeit gebeugt, denn sie war im Begriff, sich zu verheiraten und nähte an ihrer Aussteuer. Ohne daß man es ihr angemerkt hätte, lauschte sie dem Gespräch der Männer, horchte besonders, wenn der Major redete und seine Absicht kund that, nächsten Winter nach Rom zu fahren und, wenn es ihm gefalle, vielleicht gar dort zu bleiben. Es war zwei Uhr morgens als die Herren aufbrachen, sich unter Zusicherung gegenseitiger Freundschaft verabschiedeten und die Kellnerin mit dem Licht in der Hand, den Major auf sein Zimmer begleitete. Sie öffnete die Thüre, steckte die auf dem Tische stehende Kerze an, worauf sich ein matter Schimmer über den Raum, über das schneeweiße Bett in der Ecke und über das davorstehende Mädchen mit den purpurnen Wangen und dem gewellten Blondhaar ergoß. Und der Major glaubte das heftige Pochen unter dem Mieder der Jungfrau zu hören, so schnell waren sie emporgeeilt. Rasch legte sie die Kissen zurecht, dann tönte es „Gute Nacht“ von ihren Lippen. „Gute Nacht“ erwiderte der Major und die Hübsche verschwand im Dunkel des Korridors.

* * *

Zum ersten Male war man wieder vollzählig, ja sogar um einen Kopf vermehrt, auf Wildegg versammelt. Der Major hatte Tante Adelheid mitgebracht, welche, da sie die letzten Wochen stark unter den Aeußerungen eines alten Nervenleidens gelitten, gerne der Einladung des Majors auf einen längeren Aufenthalt Folge gegeben hatte. Als der Major, seine Mutter am Arme, den Berg hinanstieg, begegnete ihnen der Pächter:

„Nun, Hunn! Ihr macht wohl Jagd auf unsere schönen Amseln?“

„Nein, Herr Major! Ich gebe nur hie und da einen Schreckschuß ab. So ein bißchen Knallen, das verscheucht das gefiederte Volk. Sie sitzen jetzt den ganzen Tag unter den Rebstöcken und füllen sich die Mägen. Uns muß doch auch noch etwas bleiben . . .“

Des Majors Sinn war immer noch mit den verschiedenen Nachrichten beschäftigt, welche er heute Morgen bei seiner Abreise aus Solothurn in den Morgenblättern vorgefunden. Tante Adelheid war natürlich auch nicht wenig überrascht und schien an ferne Zeiten zurückzudenken, an damals, als sie mit ihrem Gemahl, dem Amtmann, in heftigem Kampf gelegen hatte, weil sich derselbe in seinen alten Tagen wieder unter denjenigen heiligen Schutz hatte stellen wollen, dem man ihn durch eine ungeheure Gewissenlosigkeit entrissen. Wie wir wissen, traf ihn der vernichtende Tod zu früh und diejenigen, welche damals den Zwang auf den jungen Beamten ausgeübt, tragen die Verantwortung.

Man sprach dann über Berufswahl und der Major sagte zu seiner Mutter, Walthers wegen sei er nicht in Verlegenheit. Derselbe zeige eine so starke Vorliebe für das Studium, für forschende, geistige Beschäftigung, daß hier, namentlich da seine schlechte Konstitution alles andere verunmögliche, der Weg gegeben sei. Sonst wäre ja der Beruf des Landmanns ein sehr schöner und man müßte sich eigentlich auf so etwas werfen, da man einmal die Besitzung habe, die ganz gewiß, allerdings mit Aufwand von viel Mühe und Entbehrungen, vielleicht doch rentabel gemacht werden könne.

Tante Adelheid antwortete hierauf nicht direkt, sondern fragte:

„Hast du dich mit deinem Heiratsprojekt für Midi beschäftigt?“

Major Schürch wurde lebhaft und die politischen Tagesereignisse standen wiederum vor seinen Augen:

„Ja wohl, und ich halte fester daran als je. Ob mein Sohn am Leben bleibt oder nicht, jedenfalls ist für ihn eine kräftige Nachkommenschaft ausgeschlossen. Clementine hat mir geschrieben, daß sich sein Zustand eher verschlimmert als gebessert hat. So will ich denn, daß Micki sobald als möglich in den Stand der Ehe tritt, sie ist kräftig und gesund und bereit dafür. Ueberlassen wir sie aber ihrem Schicksal, und kommt die Macht des Blutes über sie, du wirst . . ."

„Und hast du auch gedacht, wie sie der junge Mann ernähren soll? Hat er ein Gewerbe oder ist er auch nur im Begriff, ein solches zu erfassen? Wer steht dafür, daß er nicht ein Taugenichts ist, ein Phantast?" — — —

Der Major machte eine abwehrende Bewegung.

„Ich bin sogar überzeugt, daß ein Träumer in ihm steckt. Aber was thut das. Für soviel Liebe zum Leben bürgt mir sein Vater, den ich kenne. Denke dir einen Hünen mit dem milden Blick eines Weibes. Venturini hat den Kampf nicht gefürchtet und einen schönen Sieg davongetragen. Und der Mann sollte mit einem Sohne beschenkt worden sein, der sich nicht ausleben wollte . . . "

„Ausleben wohl," sagte Tante Adelheid. „Aber ob er sie nicht zu sich herabzieht. Er scheint keine besonderen Wünsche und Bestrebungen zu haben. Von seiner Mutter weiß man gar nichts."

Der Major wandte ein:

„Aber doch weiß man. Seine Mutter war eine Unglückliche, Venturini hat mir nie ein Geheimnis daraus gemacht. Als er sie kennen lernte, war sie weniger Mensch als Tier, aber sie hat ihn geliebt und hat das Kind der Liebe von ihm

empfangen. Sie wollte vorher nie gebähren und sie mußte von ihm gebähren. Sie wurde dann das Opfer ihrer Geburt. Sie hat Venturini alles gegeben und Giovannino hat durch sie alles von seinem Vater erhalten. Von der Unbekannten aus den Winkelquartieren von Buenos Aires ist nichts geblieben als die Asche. So hat sie gebüßt und weil sie das noch konnte, war sie kein schlechtes Weib, sondern eine von denen, die aus Unwissenheit, Armut und ein bißchen Gelüst auf Abwege kommen."

„Das ist alles gut und schön," sagte die Mutter des Majors, während sie sich immer mehr dem Schloß näherten. „Aber was willst du, daß die beiden Leutchen anfangen? Willst du Giovannino studieren lassen, willst du dem jungen Haushalt eine Apanage ausbezahlen, wie das in Fürstenhäusern gebräuchlich? Ich fürchte, das wäre sie zum Müßiggang erziehen . . ."

Der Major ergriff den Arm seiner Mutter, so erregt war er, und, während er sich rückwärts wandte und seinen Blick über die Landschaft schweifen ließ, drängten sich folgende Worte mit großem Nachdruck über seine Lippen:

„Sieh einmal, liebe Mutter, das ist der große Fehler, den man heute in den meisten Familien begeht. Statt sich hauptsächlich darum zu kümmern, daß die Nachkommen überhaupt leben, daß sie sich irgendwie auf unserer geizigen Erdrinde halten können, zerbricht man sich den Kopf darüber, wie sie leben, wie sie recht gut, so bequem wie möglich leben. Der Mensch und sein Dasein hängen so an einem Fädchen, daß man ihnen vor allem einen festen Untergrund geben muß, einen Lebenszweck. Damit ist der Erdbewohner ganz von selbst gegen tausend Bedrängnisse gefeit, welche in seinem Wesen die größte Gefahr, den dauernden Lebensüberdruß, hervorrufen

können. Ein solcher Zweck ist aber nicht z. B. Medizin zu studieren oder Maler zu werden oder in die Kaufmannslehre einzutreten, denn der Jüngling sagt sich ganz richtig, das thue ich ja für mich und wenn ich das Leben satt habe, so hat auch das Lernen keinen Zweck. Die Medizin, die Malerei, das Kaufmannsgeschäft werden nicht ärmer, ob ich mitmache oder nicht. Aber laßt ihn eine bestimmte Anzahl Laternen anzünden, die um die und die Zeit auf irgend einem Platz einer Großstadt zu brennen haben, setzt ihm gewisse Büreaustunden fest, wo seiner eine ganz genau formulierte Arbeit wartet, laßt ihn schließlich Minister sein, damit er, wenn ein tausendjähriges Monument zusammenbricht, an die betreffende Ortsbehörde telegraphiert „Sofort wieder aufbauen", unbekümmert aus welchen Mitteln und ob es überhaupt angeht, nur damit man merkt, daß eben ein Minister da ist — und der Jüngling wird wissen, wozu ihn die Erde trägt. Er wird bedenken, daß er seine Laternen nicht im Stich lassen darf, ansonst für eine Nacht wenigstens die Passanten in den Rinnstein fallen, er wird sich Skrupeln machen auf der Schreibstube zu fehlen, weil die Briefe nicht abgehen und er wird gerne seine Maitresse eine Viertelstunde länger sich mit ihrem Geliebten unterhalten lassen, weil sonst das Telegramm an Wert verliert und die Leute vermuten könnten, der Herr Minister habe auch einmal nicht mit offenen Augen zum Wohle des Vaterlandes geschlafen. Das Leben wird sich der junge Mann schon deswegen nicht nehmen, weil Laternen anzünden und Ministersein reelle Remunerationen einbringen, die in beiden Fällen vor der äußersten Not schützen. Und nun gieb demselben jungen Menschen eine Gefährtin und es müßte wunderbar zugehen, sollte er nicht alles aufbieten, um einem jeden ihrer Bedürfnisse nachzukommen."

Tante Adelheid lächelte:

„Daran zweifle ich nicht. Es frägt sich aber nur, in welcher Weise er das thun wird und ob er durch die Art nicht das Wohl des ihm anvertrauten Geschöpfes untergräbt . . .“

Major Schürch sprach weiter:

„Es giebt keine Arbeit, die schändet. Dann ist ein Talent wohl zu untergraben, eine Intelligenz aber nicht. Eine Intelligenz mag erkranken, wie der Körper auch siech werden kann, aber durch den Kampf um die Subsistenz sie verlieren, das geschieht nicht. Ein intelligenter Mensch wird immer imstande sein, sich zu erhalten, während einer noch so viel Talente besitzen kann, ohne die genügende Intelligenz ist er sehr leicht dem Verderben preisgegeben. Es ist eine eigentümliche Ironie des Schicksals, daß dieser Widerspruch besteht, aber thatsächlich blüht ein Talent ohne großen geistigen Intellekt besser, allerdings wie ich bemerkte, auch unter erhöhter Gefahr für das Wohl des Trägers. Oder glaubst du, die Hunderte und Hunderte von Malern würden fortfahren, ihr Talent mit so kläglichen Erfolgen auszubeuten, wenn sie wüßten, wie auf der Straße oder auf der Börse in einem Augenblick durch ein günstiges Funktionieren des Intellekts mehr zu verdienen ist, als sie in einem Jahr einnehmen. Und doch erstehen aus diesen Hunderten und Hunderten die großen Künstler. Bei Giovannino weiß ich nicht, überwiegt in ihm der Berechnende oder der Talentierte. Aber nehmen wir selbst letzteren Fall an, so hat er doch, glaube ich, so viel klaren Verstand, daß er sich sagt, ein Tag sattgegessen läßt uns aus drei stimmungsvollen, romantischen Hungerabenden für unsere Kunst mehr herausziehen, als wenn wir schon mit leerem Bauch anfangen. Glücklicherweise ist Giovannino auf seine Malerei nicht erpicht, doch ist sie das nächstliegende, da er nun einmal Talent dazu

hat. Will er noch studieren, so soll er das, und ich bin überzeugt, daß er sich ohne Schwierigkeiten einen Teil seines Lebensunterhaltes verdienen wird. Aber er wird vernünftig sein, er kennt das Leben der Großstädte, weiß, wie viel Nervenkraft da verzehrt wird, ohne daß man einen Pfennig dafür bekommt, wie beschränkt und materialistisch die Genüsse sind, die uns ein Aufenthalt inmitten eines gigantischen Häuserkonglomerates bietet. Er wird Landwirt werden, er hat Neigung dazu. Laß sie beide auswandern und irgendwo eine neue Erde bearbeiten, ich bin überzeugt, sie werden sich auf einem Bund Stroh in der Nähe eines Schweinekobens, hinter Lehmwänden allein glücklicher lieben, als wenn sie in der Stadt einen Marmorpalast besitzen, wo sie ihre Freunde und Bekannte empfangen müssen. Denn diese Freunde und Bekannte sind gewöhnlich nur solange freundschaftlich und wohlwollend gesinnt, als man sie am Tisch sitzen hat und mit Essen und Trinken beschäftigt, nachher werden Freunde Feinde und Bekannte rücksichtslose Unbekannte, zumal, wenn ihnen das seelische Glück ihrer beiden Gastgeber in die Augen sticht. Aber laß sie die Aecker pflügen und zur Erholung das Vieh auf die Weide treiben. Sie werden immer zusammen sein und zu guterletzt hat die junge Frau die Peitsche in der Hand, womit sie dem Unverschämten übers Gesicht schlägt. Es giebt Leute, welche behaupten, harte Arbeit mache die Sinne stumpf. Wenn die Sinne ausgebildet sind, so verlieren sie ihre Ausbildung beim Führen der Pflugschar jedenfalls weniger als beim Baccaratspiel oder bei blöder Schönrederei oder bei Sektgelagen in Kokottengesellschaft, wo sogenannte Weltleute sich ereifern, es jedem Zuhälter an gemeinen Redensarten gleich zu thun. Man hält irgend einen altgewordenen Schürzenjäger und Champagnerbruder, weil er sich weiße Hände bewahrt hat,

zu allen möglichen geistigen Heldenthaten fähig, während ein Lastträger, welcher einen Zweicentnerballen geschickter als die Feder führt, von vornherein ein Vieh ist . . ."

Tante Adelheid schüttelte noch immer lächelnd das Haupt und meinte, es sei zu ihrer Zeit nicht Sitte gewesen, zu experimentieren. Zum wenigsten nicht mit dem Schicksal junger Leute. Gegen alles das hätte sie aber noch nicht einmal etwas einzuwenden, wenn nicht die religiöse Frage dazukäme.

Der Major wurde unmutig.

„Es tritt die Religion hier nicht in Frage. Daß Mann und Frau in Dingen des Glaubens übereinstimmen sollen und, wenn sie zuvor verschiedene Ansichten hatten, schließlich übereinstimmen werden, ist so klar wie die Thatsache, daß man in einer Plantage einer Gattung die Pflanzen nicht teilweise in Sand-, teilweise in Fettboden setzt. Für das, was wir geworden, kann man uns nicht verantwortlich machen, für das, was wir unsere Kinder werden lassen, ja. Uebrigens ist die Aufnahme Marias in die katholische Kirchengemeinschaft, wie du wohl weißt, keine unbedingte Notwendigkeit. Mache dir also deshalb keine Sorgen. —"

Am Thore standen sämtliche Schloßbewohner versammelt und die Begrüßung war eine herzliche. Mit besorgten Blicken musterte der Major das Antlitz seiner Frau, das von dem erfolgten Anfall noch etwas blaß aussah. Er kannte die Schwachheiten seiner Gemahlin und konnte sich genau denken, was vorgefallen war. Dabei erinnerte er sich, daß das Berner Mädchen, welches die Herren im Gasthaus „Zur Krone" in Solothurn bedient hatte, eine gewisse Aehnlichkeit mit der Majorin aufwies und er wurde sich einer Gedankensünde bewußt, welche ihn damals beschlichen hatte, als die Jungfrau ihm aufs Zimmer das Geleit gegeben und die Thüre hinter ihr in die

Klinke gefallen war. Er errötete aus Scham vor sich selbst und bewunderte seine Gemahlin, die nach hartem Ringen siegreich aus dem Kampf hervorgegangen. Er drückte die zitternde Frau an sein Herz, so daß er ihr, sie sein Blut pochen hörte. Der Bund war neu besiegelt und stärker denn je. Für Walther, der auf seiner Krücke mit einer Behendigkeit herbeigeeilt kam, die man ihm nicht zugetraut hätte, besaß der Major manch aufmunterndes Scherzwort. Micki, Giovannino, der Baron und die Baronin wurden begrüßt wie Kameraden, gesunde Leute, die der allzugroßen Zärtlichkeit nicht bedürfen.

Der Eingang in das Schloßgebäude führte durch einen langen, gemauerten Korridor nach der steinernen Wendeltreppe. Ahnenbilder schweizerischer Familien füllten die Wände, dort aber, wo die breiten Stufen ihren Anfang nahmen und eine Flutwelle von Licht durch ein von Pfeifenstrauch umwachsenes großes Fenster fiel, hing Giovanninos Werk. Als Rahmen hatte man einen Kranz von Blutbuchenzweigen und langstieligen, lilafarbenen Astern verwandt. Der Major blieb verblüfft stehen. Er erkannte seine Gattin sofort in dem Bild, dann sah er, daß Mickis munterer Blick daraus hervorleuchtete, Mickis Lachen um die Lippen spielte. Und wo hatte er aber ganz genau das lebende Original gesehen! — Die Zeit lag ferne zurück. — Es war ein Weib, in die Kissen hingeworfen, im hellen Nachtgewand, das rotschimmernde Haar aufgelöst und die Haut vor Leidenschaftlichkeit feucht. Ja, das war Clementine in den ersten Jahren ihres glücklichen Ehelebens. — Und jetzt! — Stand sie etwa viel anders da neben ihm auf der Treppe. — Reifer, voller barg sie immer noch einen begehrenswerten Leib unter dem blauseidenen Morgenkleid und die Zöpfe, zu einem üppigen Knoten im Nacken zusammengesteckt, waren mit den Jahren eher noch schwerer geworden. Und

wieder mußte er an das Mädchen in Solothurn denken und was für ein Thorheit er beinahe begangen. —

Man besprach die Technik der Malerei und sogar der Major, ohne ein großer Kenner zu sein, mußte Giovannino gestehen, daß ihn eines an dem Bilde störe, nämlich die peinliche Korrektheit. Diese rühre wohl daher, daß er dem Zeichnen mit dem Pinsel beim Auftragen der Farbe nicht genug huldige. Giovannino gestand, daß, wenn er eine Skizze beinahe übermäßig ins Kleine ausgearbeitet habe, er immer mit einem gewissen Zagen zur Palette greife; er sei eigentlich mehr Zeichner als Maler.

Der Baron behauptete, allen Anfängern hafte dieser Fehler an, es gebe sich das ganz von selbst mit der Zeit.

Jedenfalls freute sich der Major über den Beweis von Zartgefühl und Fleiß, denn die Arbeit war keine kleine gewesen. Nachdem der Major mit jedem seiner Hausgenossen ein wenig geweilt und auch von den Dienstboten, insbesondere von seinem treuen Knechte Louis und der diskreten Josephine begrüßt worden war, mußte ihn der Diener in den Hundegaden führen, wo die Teckelmeute wie toll auf ihn losstürzte. Micki, die eine ebenso große Tierfreundin war wie ihr Vater, begleitete ihn hierbei und konnte sich der Geschöpfe kaum erwehren. Und als das Mädchen aus der Umzäumung heraustrat, stand draußen Mylord, der große Hühnerhund, sprang an ihr empor und legte ihr die Pfoten auf die Achseln, so daß sich das Mädchen fest an den Zaun anlegen mußte, um nicht rücklings umzufallen. Dann gab sie ihm einen festen Schlag mit der flachen Hand, daß er heulend davonlief. Der Major, Micki und Louis berieten, wann am besten der nächste Jagdausflug abzuhalten sei. Louis erzählte, die große Feuersbrunst habe viel Schaden gethan, indem das Wild durch die nächtlichen

Flammen teils, mehr aber noch durch das Sturmläuten und Schießen erschreckt, sich in entferntere Reviere zurückgezogen habe. Dann seien verschiedene Leute da, welche die Jagd auf des Majors eigenem Grund und Boden vom Staate gepachtet hätten und die recht unsinnig unter den Rehen hausten. Es sei überhaupt ein Uebelstand, daß Fremde auf dem Eigentum eines Zweiten derartige Rechte erwerben können*).

Die Jagdfreude des Majors nämlich bestand nicht wie beim Großteil der Jäger an der Lust am Hetzen, in dem Kitzel, den es gewährt, ein lebendiges Geschöpf in seine Gewalt zu bringen, ihm allenfalls den Todesstoß zu versetzen. Was Major Schürch am Jagdhandwerk hauptsächlich liebte, war die Bewegung in der Natur, das Trotten über Felder und Matten, das Durchbrechen von Waldbdickicht und Erklettern von steilen Geröllhalden. Die Jagd war ein Mittel, um die Romantik des Landlebens noch mehr zu genießen, Stimmungen zu erleben, die man schlechterdings auf Spaziergängen nicht haben kann, da man letztere stets so einrichtet, daß sie einem mehr oder weniger bequem liegen, während die Jagd die Leute in aller Gottesfrühe aus den Federn treibt und unter Umständen bis in die Nacht hinein im Waldesdunkel zurückhält. Auf die Räuber wie Füchse, Dachse, u. s. w. hatte es infolgedessen der Major viel mehr abgesehen als auf die hübschen Rehe, welche für die ganze Schloßgesellschaft Gegenstände der innigsten Freude waren, wenn man ihnen zufälligerweise beim Lustwandeln begegnete. Darum ärgerte den Major nicht wenig, was er von Louis vernommen. Am liebsten aber war es ihm, wenn die Bauern selber kamen und ihm klagten, daß wieder

*) Diese leidige Einrichtung ist in der Schweiz tatsächlich in Kraft und giebt Veranlassung zu häufigem Reibereien zwischen Besitzern und Jagdpächtern.

ein Keiler oder eine Sau ihre Weinberge verwüste. Dann mußte Louis umgehend die Spuren des Tieres beobachten und, wenn man Anhaltspunkte genug hatte, die Jagd bestimmen.

Tante Adelheid bewohnte ein Zimmer auf der Etage des Rittersaales, in unmittelbarer Nähe des jungen Walther. Sie liebte den Knaben, erstens, weil er im Gesicht das vollkommene Abbild des Amtmanns war, dann vielleicht seiner körperlichen Schwäche wegen, die ihn den andern entfrembet, ihr aber näher gebracht hatte.

Tante Adelheid hatte aber noch einen andern Grund, warum sie die etwas isolierte Lage ihrer Aufenthaltsräume auf Wildegg und deren möglichst große Nachbarschaft mit dem Atelier Major Schürchs als einen großen Vorteil empfand. Als die alte Dame dem Major vor seiner Abreise nach Mühlhausen eine rückhaltslose Uebergabe der Privatpapiere des Amtmanns zugesagt hatte, war das nicht ganz aufrichtig gemeint gewesen. Sie hatte sechszehn volle Jahre daran gewandt, ein Geheimnis zu bewahren, dessen Offenbarung in den Augen des Stiftsherrn Räber nichts Ehrenrühriges haben konnte, in denen Tante Adelheids aber die Untergrabung des glänzenden Andenkens bedeutete, in welchem der Amtmann bei der ganzen Bevölkerung der Umgegend, besonders aber bei der immer noch radikalen Regierungspartei stand. Es war also klar, daß sie nicht im geringsten den Willen hatte, das Geheimnis zu opfern, sondern im Gegenteil ihre gegenwärtigen Wohnverhältnisse dazu zu verwenden beabsichtigte, das verschwinden zu lassen, was sich irgendwie in ihrem Sinne Bloßstellendes im Archiv vorfinden würde. Dazu gedachte sie die langen Abende zu benützen, welche die Herrschaften unten im Speisesaal oder in einem der Boudoirs der Damen zubrachten, besonders aber rechnete sie mit den Jagdausflügen, welche sie ganze Tage allein

auf Wildegg ließen und ihr genug Muße zur Ausführung ihres Planes gönnten.

Am selben Abend, da der Major mit Tante Adelheid wieder auf Wildegg eingezogen war, hatte er seinem Freunde Venturini ungefähr in folgendem Sinne geschrieben:

„Ich möchte, bevor ich mich Ihnen jetzt schriftlich äußere, gerne ihre nervige Hand drücken. Es würde mich dies in meinem Gefühl bestärken, daß außer den schneebedeckten Häuptern der Alpen nichts zwischen uns liegt, nie etwas zwischen uns liegen kann. Es ist mir stets, als müßten uns unsere Vögel von Ihrem Sommerlande der Kunst und der Klassicität erzählen und als sollte ich jeden Tag wenigstens von einem solchen gefiederten Kerlchen eine Botschaft bekommen, wie es Ihnen geht, Ihren Denkmälern, Ihren Orangenhainen und Ihren in stiller Märchenpoesie versunkenen Parks mit den Villen aus Marmor. Ich verstehe, daß Sie sich nicht gerne trennen von Ihrem Dom, von Ihrer Galerie, von dem lieblich in die lombardische Ebene eingebetteten Monza*), wo ich Sie jetzt auf dem Lande lebend voraussetze. Und doch wäre Ihre Gegenwart hier, wenn nicht notwendig, so doch von großer, vereinfachender Wirkung auf gewisse Verhältnisse, wie sie sich bei uns von selber, ohne unser Zuthun, ergeben haben und die in nächster Zeit eines Eingriffes bedürfen, ansonst leicht aus dem Schönen etwas Unansehnliches, aus dem Frohen etwas Trauriges und aus dem Gerechten etwas Ungerechtes werden kann.

Ihr Sohn Giovannino, dem es sehr gut geht und der auf dem Gebiete der Kunst recht tüchtig gearbeitet hat, liebt, ich habe die Beweise, meine Tochter Maria. Ich würde nun dieser Thatsache nicht so viel Wert beilegen, hätte ich nicht selber beobachten können, daß das Mädchen thatsächlich des jungen

*) Städtchen und königliches Lustschloß in der Nähe von Mailand.

Mannes ganzes Sinnen und Trachten in Anspruch nimmt, mehr als dies bei Jugendlieben gewöhnlich der Fall ist. Ein Grund des schnellen Wachstumes dieser Leidenschaft mag vielleicht Marias große Kameradschaftlichkeit gewesen sein, mit der sie Giovannino, übrigens wie sie das jedem andern jungen Menschen gegenüber auch gethan hätte, entgegengekommen. Wäre sie bei diesem Benehmen geblieben, ich hätte nicht an das Vorhandensein wahrer Liebe geglaubt. Ich bemerke aber jetzt, nach einer mehrwöchentlichen Abwesenheit, daß Maria ihr Verhalten völlig geändert, daß sie ernster geworden und Giovannino, wenn sie mit ihm zusammentrifft, mit jener naiven Verlegenheit gegenübersteht, die uns zuerst verrät, wenn ein weibliches Wesen eine mehr als freundschaftliche Neigung für uns birgt, daß sie aber sonst, wohl aus keuscher Angst und Unsicherheit, überhaupt ein Alleinsein mit ihm meidet. Ausgesprochen hat sie sich noch zu niemand, welcher Umstand aber ohne Bedeutung ist, denn was könnte sie anderes sagen als daß sie Giovannino gerne hat gerade wie ihren Bruder, meinen unglücklichen Sohn. Ist ihr doch jede andere Art Liebe unbekanntes Gebiet.

Ich muß Sie nun von einer Sache unterrichten, die auf jeden Fall unter uns bleibt, nicht weil ihr etwas Schlechtes, Nachteiliges anhaftet, sondern weil die Gefahr vorliegt, daß, wenn man darüber redet, dem Mädchen etwas zu Ohren gelangen und dadurch gerade das, was wir verhüten wollten, gefördert werden könnte. Micki ist kräftig entwickelt und hat eine gute Dosis von meinem und meiner Gemahlin schon nicht zu lauen Temperament. Sie wird einen Zustand, wie sie ihn jetzt erträgt, auf die Dauer nicht aushalten, ohne daß die Natur auf diese oder jene Weise zum Ausbruch kommt, und da sie dasselbe gute Herz besitzt wie ihre Mutter, so weiß ich, daß sie

lieber Giovannio mit beglücken als nur sich allein aus der Verlegenheit ziehen würde. Ich glaube die Gewißheit zu haben, daß Giovanninos Bemühen stets dahin gerichtet ist, sich als Edelmann zu zeigen, aber die Naturkräfte arbeiten zu stark in uns und ein so junges Menschlein hat zu wenig Bewußtsein von der Tragweite seiner Handlungen, als daß die besten Vorsätze, die zweckmäßigste Erziehung genügende Sicherheit böten. Man könnte nun eine Trennung der beiden ins Auge fassen. Damit wäre der Fall an sich beseitigt, und es bliebe uns nur übrig, ein jeder s e i n e m Kinde in dem Wirrnis von Leidenschaften beizustehen, die nun einmal in den Jahren der Entwicklung über alle kommen. Aber gerade da denke ich, lieber Meister, mehr an Ihren Giovannino, den wir lieb gewonnen haben wie unsern Sohn, als an unser Mädchen, für dessen Dilemma uns vielleicht schnell eine Lösung bereitstünde . . .

Worin besteht die Erziehung, wenn nicht darin, daß wir unsere Kinder mit allem, was schön und gut ist, bekannt machen und von allem Häßlichen und Schlechten fernzuhalten suchen. Und nun tritt der junge Mann ins Leben, in die Freiheit, und gleich muß er gerade auf dem Gebiete, welches ihm immer als Edelstes und Bestes des irdischen Daseins gepriesen worden, er muß in der Liebe das allerschrecklichste, das Laster, kennen lernen. Sie verstehen, worauf ich anspiele und Sie wissen auch, daß ich nicht derjenige bin, welcher die Geschöpfe, die die Menschheit erniedrigt hat und die ihrerseits die Liebe erniedrigen, rückhaltslos verdammt. Aber es haften ihnen nun einmal alle Strafen des göttlichen Zornes an, und da sie nicht gehoben werden können, werden sie hinunterziehen. Ich denke, glücklich derjenige, der nie mit ihnen in Berührung kommt und durch ein reines Thor, nicht durch eine Kloake, in

den Dom der Liebe eingeht. Praktiker behaupten, der Verkehr mit Kokotten und die diesbezüglichen Erfahrungen geben eine gewisse Ueberlegenheit gegenüber dem Reinen und Naiven. Ich bin aber der Meinung, daß das Leben lange dauert und die Wege, die wir bei unserem besten Bestreben oft zu gehen haben, grade schlüpfrig genug sind, als daß wir nicht an und für sich mehr ausgleiten als uns lieb ist, und daß wir im reifen Alter nicht so leicht Schaden nehmen als wenn wir noch jung und unberührt sind. Daß uns also für dererlei Experienzen immer noch Zeit und Gelegenheit genug übrig bleibt.

Das ist, lieber Meister, worüber ich mich Giovanninos wegen besonders verbreiten wollte. Ich meinesteils habe mich mit dem Gedanken an einen Ausweg abgefunden, der alle Hemmnisse für beide Teile vernichtet, alle Schwierigkeiten hebt, ich meine die eheliche Verbindung unserer Kinder, welche allerdings bei der die intimeren Gründe nicht kennenden Außenwelt einiges Aufsehen erregen wird. Ich halte mich aber für frei genug (und ich denke, Sie sind in derselben Lage) als daß ich mich darum zu kümmern hätte. Sonst seien Sie außer Sorge, wir alle hier wachen über das Heil der zwei Liebenden, ohne daß diese es merken und ohne daß in die überaus zärtliche Harmonie der geringste Mißton kommt, gerade weil uns daran gelegen ist, daß einmal ein Menschenpaar unter besonders glücklichen Umständen zusammentreffe und dieses Zusammentreffen so ungetrübt wie möglich austrage. Es liegt mir auch durchaus fern, Sie zu bereden. Schreiben Sie mir unumwunden, wie Sie darüber denken, ob Sie diese Lösung auch für die beste halten oder ob derselben nach Ihrem Ermessen irgend etwas entgegensteht. Legen Sie sich, falls mein Vorschlag einen von Ihnen schon gefaßten Plan durchkreuzen sollte, nicht den geringsten Zwang auf. Damit bin ich, Sie

und Ihr von ewigem Azur bedecktes Land nochmals grüßend, Ihr treuer Freund.

* * *

Major Schürch hatte den Brief beendet, ohne zu bemerken, daß Clementine leise die Thüre geöffnet und sich vorsichtig auf das breite, altdeutsche Sopha niedergelassen hatte, das die Längsseite des Raumes neben dem mächtigen Kachelofen ausfüllte. Der Ofen stand mit dem Küchenherd in Verbindung und strömte zu der späten Stunde, die der Major zur Abfassung seines Schreibens gewählt hatte, immer noch eine beträchtliche Wärme aus. Ebenso unmerklich, wie die Majorin gekommen, legte sie jetzt ihren Arm um die eine Schulter des Majors, so daß dieser erst, als er sich nach Beendigung des Briefes in die Lehne zurückwerfen wollte, ihrer Gegenwart gewahr wurde.

„Du noch auf, Clementine?“ fragte er und blickte seine Gattin erstaunt an.

„Ich konnte nicht schlafen! Und da fielen mir die herzlichen Grüße Venturinis ein und daß ich deinen Zeilen vielleicht noch einige Worte untersetzen könnte . . .“

Der Major reichte seiner Gemahlin die Feder und betrachtete, während Clementine vorerst das von ihrem Manne Geschriebene überflog, seine Frau. Sie sah entzückend aus.

Sie hatte sich in der Eile dasselbe Hauskleid, welches sie tagsüber getragen, übergeworfen, ohne mit etwas anderem als einem bis auf die Füße reichenden, weißseidenen Nachthemd und einem Paar nur gerade an den äußersten Zehenspitzen hängenden Schlappschühchen angethan zu sein. Die Robe war himmelblau, hatte eine Taille und trug an den Aermeln und beiden Seiten des Schlusses entlang Blonden von hohem Wert. Diese Spitzenpracht stand im Einklang mit den schimmernden

Ringen an ihren Händen, mit dem Goldhaar, das sich über die leicht konkaven, weißen Schläfen weg nach hinten zog, um tief im Nacken einen losen, bauschigen Knäuel zu bilden, in welchem ein großer Schildpattkamm steckte. Um ihren Hals legte sich der hohe, lose Kragen des Nachtgewandes, in ihren Ohrläppchen glänzten zwei kleine, runde, diamantenumsetzte Türkise, und zwischen den handbreiten Kanten durch, hinter den Häkchen und Oesen sah man das weiße Fleisch des Körpers, welches aus diesen diskreten Oeffnungen heraus zu duften und zu quellen schien. Major Schürch war einen Augenblick wie gefesselt durch all die Pracht, dann ergriff er Clementinens Hand und drückte einen langen, innigen Kuß darauf.

„Bist du mein trautes Weib!“ fragte er fast schüchtern und nicht, als ob er schon seit sechszehn Jahren in den Rechten des Gatten gestanden hätte.

Die Majorin blickte mit einem Ausdruck unsäglicher Glückseligkeit zu ihm empor. Ihre schmalen, blonden Brauen zogen sich hoch hinauf und auf der Iris ihrer Augen spielte es wie tausend Farbenlichter.

Da der Major neben seiner Gemahlin aufrecht stand, so konnte er die feine, gerade Nase mit den leis vibrirenden Flügeln, die Purpurstreifen der Lippen und den herrlichen Glanz der dahinter sichtbar werdenden, regelmäßig gebauten Vorderzähne erblicken. Er legte langsam seine Handflächen an die Schläfen Clementinens, drückte ihr Blondhaupt an sich und wollte seinen Mund zum Küssen nähern. Aber wie eine Eidechse entwand sich die Majorin der Umarmung, warf zugleich ihren Kopf ganz in den Schoß Major Schürchs, wobei ihr Unterkörper sich hob und der Länge nach auf das Kanapee zu liegen kam.

„Nachher!“ flüsterte sie leise, dem Major, der hinter ihr stand, einen glänzenden Blick zuwerfend.

Der Major nahm das Bild eines Kindes von der Wand. Es stellte Walther dar, bevor die Wärterin das Unglück mit ihm gehabt. Lange blieben seine Augen daran hängen. Dann erhob die Majorin ihren Arm, daß der enge Aermel ein Stück nach hinten rutschte und ein zartes Handgelenk zeigte, von welchem im selben Augenblick ein haardünner Golddraht mit einem pfefferkorngroßen Brillant zurückfiel.

„Gieb mir einmal her. Ich will betrachten, wie unser Junge aussah, als er noch gesund war . . .“

Aber kaum hatte sie dem pausbackigen Knabengesicht einige Blicke geschenkt, als sie die Photographie auch schon wieder weglegte und wie verloren an die Decke schaute.

„Ja, sagt sie, es war wirklich ein Jammer. Kennst du die Sonnenwirtin unten im Dorfe, Walther? Sie ist diesen Sommer niedergekommen. Einem prächtigen Kerlchen hat sie das Leben gegeben . . .“

Der Major hatte sich um die Vorgänge unten im Wirtshaus nie gekümmert, am allerwenigsten wußte er, daß der Zufall die beiden Damen gerade am Tage der Niederkunft an das Wöchnerinnenbett geführt hatte. Er verstand daher den Zusammenhang der Reden Clementinens nicht recht.

„Laß dich mal sehen!“ sagte diese jetzt und der Major mußte sich zur Seite seiner Gemahlin auf einem Sessel niederlassen. Sie schaute ihm voll ins Gesicht.

Sie fuhr ihm mit ihren beringten Fingern durch sein üppiges Haar, sie strich ihm mit der Handfläche ganz langsam über den Nacken hinunter, bis der Kragen sie nicht mehr weiter ließ, sie legte ihr Haupt zurück an die Lehne des Sophas und

faßte den Major vorne an der linken Klappe seiner Joppe, indem sie ihn eher von sich entfernt hielt als zu sich heranzog.

„Ja, du bist ein ganz stattlicher Mann . . . Und wieder sandte sie einen Stoßseufzer an die Zimmerdecke als müßte von dort, von den eichenen Kassetten her, eine Lösung kommen.

Dann plötzlich fragte sie:

„Gefällt dir Micki? . . . Ich meine, sie ist doch ein tüchtiges Mädchen geworden und der Junge, wenn der Unglücksfall nicht gewesen wäre, hätte ihr sicherlich nicht nachgestanden. Aber sein Gebrechen hat ihn ganz niedergedrückt. Er hat keine Augen für die Schönheiten der Welt. Er sieht nur den Ernst und das Mangelhafte . . .“

Kokett bewegte die Majorin den linken Fuß, so lange, bis der Seidenpantoffel sich löste und laut aufschlagend zur Erde fiel . . .

„Pst!“ machte die Majorin, sich selbst zur Ruhe ermahnend.

Und der Major, während er sich bückte und unter dem Tisch nach der Beschuhung suchte:

„Ich glaube, wir gehen zu Bett. Sonst stören wir noch unsere Freunde. Was meinst du, Clementine?“

Diese nickte bejahend.

„Zieh' mir den Schuh an!“

Major Schürch ging um den Tisch herum und nahm den kleinen Fuß der Majorin in die Hand. Geschickt zog er ihr den Pantoffel über.

„Ich will meinen Lohn haben, sagte er lachend und wollte den Fuß nochmals ergreifen.

Die Majorin stieß wieder einen leisen Seufzer aus:

„Nachher,“ flüsterte sie, ihrem Gemahl treuherzig in die Augen blickend und sich der Thüre zuwendend.

Der Major nahm den Brief an Venturini und Dunkel herrschte in dem verlassenen Speisesaal. — — — — — — —

Den Morgen darauf konnte man Major Schürch in aller Frühe im Blumengarten sehen. Sein Gang war rüstiger als gewöhnlich, auf seiner Stirne lag eine freudige Ruhe, er steuerte einer Ecke der Anlagen zu, wo die mächtige Quadermauer umbog, um eine gekrönte Zinne zu bilden, in deren Zirkel auch jetzt noch im Herbst prächtige Rosen blühten. Je näher der Major kam, desto stärker wurde der Duft, zwanzig Stück vom herrlichsten Scharlachrot standen geöffnet, während mehr als hundert Knospen die grünen Hüllen noch nicht gesprengt hatten, aber wohl heute noch, unter dem Einfluß der wärmenden Nachmittagssonne zur Entfaltung gelangen konnten. Die ganze Pflanzung glich jenem feurigen Busch, aus welchem, wie die Bibel erzählt, der Herr zu Moses gesprochen und aus welchem er auch heute zum Major zu sprechen schien, allerdings in einer andern Angelegenheit und in besserer Laune als damals.

Der Major nahm sein Taschenmesser und schnitt einen Strauß, teils offener Blüten, teils halb erblühter Knospen ab. Säuberlich entfernte er die an den Stengeln haftenden Dornen, nahm einen zähen Grashalm und machte so ein richtiges Gebinde. Seine Hände und die Aermel seines Leinenrockes waren dabei vom herabfallenden Tau, den der Nachtnebel überall, auf Blättern und Blüten, Zweigen und Aesten niedergeschlagen hatte, richtig begossen worden, so daß er sein Schnupftuch hervorzog und sich abtrocknete. Der Panama, den der Major auf dem Haupte trug, hatte ebenfalls etwas abbekommen, so daß das Wasser durchsickerte und über des Majors Stirne rollte. Langsam wandte sich Herr Schürch wieder dem Schloßeingang zu, wo ihm Josephine begegnete, die weiße Schürze vorgebunden und das Kaffebrett auf den Händen.

„Sie decken doch im Garten draußen!“ fragte der Major das Mädchen, das leichtfüßig die Treppe hinuntereilte.

„Die Majorin wartet auf Sie! Sie hat Ihnen etwas Wichtiges mitzuteilen!“ sagte die Dienerin, ohne sich weiter um des Majors Frage zu bekümmern.

Major Schürch stieg die Wendeltreppe empor, ging durch die Küche, wo die Köchin die Vorbereitungen für das Mittagessen traf, kam durch den Korridor an die Thüre des ehelichen Schlafgemachs, wo er behutsam anklopfte. Eine helle Stimme rief „Herein!“ und der Major sah seine Gemahlin in einem Triumphstuhl am offenen Fenster sitzen, beinahe in derselben Toilette, wie sie die Nacht getragen, nur daß das Hauskleid jetzt geschlossen war und die Frisur einen festeren Knoten bildete, der ordnungsmäßig am Hinterhaupt saß. Da Clementine ein Bein über das andere geschlagen hatte, so konnte man die weißen Seidenstrümpfe sehen und eine Borte, welche an der Innenseite des Kleides, dem Saum entlang, herumlief. Die Lagerstätten, wo die Eheleute geschlafen, waren noch nicht in Ordnung gebracht, auf dem Waschtisch standen zwei große Fayenceschalen neben einem Kruge aus demselben Material, eine Karaffe für das Trinkwasser und ein wenigstens einen halben Liter fassendes, geschliffenes Parfümflacon, in welchem sich die Strahlen der einfallenden Sonne brachen. Auf der Marmorplatte lag ein Stück Seife, ein Kamm, den die Majorin gebraucht hatte, wies noch von ihrem goldblonden Haar auf, blütenweiße Handtücher, zum Teil zerknittert, zum Teil geglättet und ausgefaltet, wie sie das Mädchen am Abend zuvor hereingebracht, bedeckten die kleinen Tabourets und rotdamastenen Sessel. An der Wand über der Toilette hing ein länglich-runder Spiegel mit sechs Centimeter breitem Schliffrand und schwerem Goldrahmen, von ihm herab schwebten ver-

schiedene blaue und rosa Bänder, wie sie die Frauen in die Passen ihrer Hemden einzuflechten lieben.

Die Majorin hielt einen dicken Band aufgeschlagen, welcher in Text und Bild die Kunstwerke Italiens behandelte. Als der Major eintrat, war sie gerade in den Anblick einer Goldarbeit des Benvenuto Cellini vertieft. Jetzt klappte sie das Buch zu und sagte, die Rosen, welche der Major ihr darbot, in Empfang nehmend:

„Ein schöner Name, Benvenuto, nicht wahr?" ... Wirklich schön, wenn man ihn seinem Kinde mit aufrichtigem Herzen geben kann. Ich möchte meinen Sohn, so mir nochmals einer beschert werden sollte, auch so nennen ...."

Dabei lächelte die Majorin überlegen, erhob sich und steckte, vor dem Spiegel stehend, eine der hellsten Rosen an ihre Brust. Hierauf stieg sie am Arme des Majors in den Garten hinunter.

An der Morgentafel traf man den Baron und die Baronin, während Tante Adelheid, Micki, Giovannino und Walther fehlten. Der Major erkundigte sich, wo die andern seien, worauf die Majorin antwortete:

„Großmutter ist mit ihnen nach dem Maiengrün gefahren. Es ist ein katholisches Fest dort und Giovannino hat der alten Dame solange mit Bitten in den Ohren gelegen, bis sie Louis befahl, anzuspannen. Sie müssen jetzt schon angelangt sein."

Von Wildegg aus konnte man die kleine Einsiedelei an der welligen Hügelwand über der Bünz drüben erkennen, sie hob sich allerdings nur als etwas Weißes aus dem Smaragd der Matten heraus. Eine graue Linie bezeichnete die Spur des Weges, der durch Obstgärten und Aecker zu dem Heiligtum emporführte.

Der Major beauftragte Josephine, das Teleskop zu holen,

welches oben in seinem Atelier stand. Das Mädchen gehorchte und kam nach einigen Minuten mit einem Fernrohr zurück, dessen messingener Tubus vielleicht anderthalb Zoll Durchmesser hatte und auf einem Ständer mit in den Gelenken spielendem Dreifuß ruhte. Major Schürch richtete das Instrument auf sein Auge ein und suchte dann die graue Linie langsam ab.

„Eine Menge Menschen, Gruppen von vier und sechs Personen, Bauern, Bäuerinnen, Burschen und Mädchen, aber unser Break kann ich nicht finden . . .“

Der Major schob die Röhre den Damen zu und die Beronin v. Silfverström suchte als Erste durchzuschauen.

„Sie müssen das freie Auge schließen, sagte ihr der Major, als er sah, wie die Baronin mit beiden Sehorganen durch das Instrument blicken wollte. Dann, als sie behauptete, nur einen weißen Nebel zu sehen, legte Herr Schürch Daumen und Zeigefinger an die Einstellungsvorrichtung und drehte. Plötzlich kam ein „Ah“ der Ueberraschung von den Lippen der Baronin. Sie hob den Kopf, aber als sie ihre Beobachtungen wieder aufnehmen wollte, wußte sie nicht mehr, welches Auge sie zuvor geschlossen gehabt und legte, im Zweifel darüber, ihre Patschhändchen über beide, was allgemeine Heiterkeit hervorrief. Die Majorin beugte sich jetzt zu ihrer Freundin hinüber und diese ließ den Apparat frei. Die Männer lachten über die Ungeschicklichkeit der Frauen und diese richteten das Fernrohr auf alle möglichen und unmöglichen Gegenstände. Schließlich ergriff der Major von neuem das Instrument und, nachdem er lange gesucht, rief er:

„Ich habe sie jetzt. Sie können höchstens noch eine Viertelstunde vom Maiengrün entfernt sein. Giovannino sitzt neben Louis auf dem Bock, warum das wohl — da doch grade noch ein Platz neben Maria frei ist im Wagen. Ach, ich verstehe!

Er raucht die Pfeife und so fliegt der Rauch über die Köpfe der Uebrigen hinweg."

Nach der Folge blickten jetzt zuerst Clementine, dann die Baronin und der Baron durch das Fernrohr und alle fanden die Ausflügler auf ihrem Wege, ohne daß diese eine Ahnung hatten. Man sah deutlich die braune Stute, wie sie in schwerem Tritt ausholte, Louis und Giovannino, wie sie beide kurze Stummelpfeifen im Mund hielten und mit einander plauderten, hinter dem Rücken des Kutschers die hohe Figur Tante Adelheids, kerzengrade in die Luft ragend und so auch äußerlich jene Starrheit bekundend, die ein Hauptmerkmal ihres Charakters war. Neben der Dame saß Walther, vornüber gebeugt und die Hände gefaltet und ihm gegenüber Micki, in ihrem schwarzen Kleidchen und einem großen Hut aus Florentiner Stroh mit roten Mohnblumen. Micki schien ein eingehendes Gespräch mit ihrer Großmutter zu führen, während Giovannino sich von Zeit zu Zeit umwandte und nach ihr zurückschaute. Jetzt holte sie ein in eine weiße Serviette gehülltes Paket unter der Sitzbank hervor, löste die Knoten und breitete auf dem leeren Platz neben sich kleine Butterbrode, Bisquits, zwei Orangen und etwas frische Trauben aus. Während sich Tante Adelheid und Walther selbst bedienten, reichte Micki Giovannino und Louis ihren Teil des Imbisses nach vorn, entnahm dann eine strohumflochtene Flasche dem Paket und ließ einen kleinen, silbernen Becher kreisen. Louis bekam den Rest, man sah wie er mit einer scherzhaften Bewegung das kostbare Gefäß zurückwies und die Flasche kurzweg an den Mund setzte, um sie bald darauf geleert zurückzuerstatten.

„Sieh mal, sagte Major Schürch zu seiner Gemahlin gewandt, sie hat schon die Eigenschaften einer fürsorglichen Haus-

frau; ich meine Micki. Oder hat Großmutter die lukullische Verproviantierung angeordnet? —"

Die Majorin antwortete:

„Nein. Gestern, als du schriebst und sich Micki schon zu Bett begeben hatte, kam sie auf den Strümpfen zu mir zurück und bat mich, die Sachen bereiten zu dürfen. Sie ging in die Küche und stellte alle Spinde und Schränke auf den Kopf, bis sie besaß, was sie zu benötigen glaubte. Den Rotwein nahm sie aus deiner Flasche, mischte ihn mit Zucker und Kirschwasser und brachte mir dann eine Probe von dem Getränk. Es schmeckte vorzüglich. Weißt du, das war, als ich zu dir in den Speisesaal trat, sonst hätte ich wohl kaum daran gedacht . . ."

Dem Major spielte ein neckisches Lachen um die Lippen, dann sagte er, in einer Weise, daß es der Baron und die Baronin hören mußten:

„So, dann habe ich es eigentlich Micki zu verdanken, daß du mich so liebenswürdig störtest . . ."

„Uebrigens," fragte er, direkt zur Baronin gewandt, „sind Sie gestern nach ein Uhr nicht durch ein schreckliches Gepolter gestört worden? Meine Frau gefiel sich darin, mit ihren Pantoffeln Fangball zu spielen, bis ich es ihr aus Rücksicht auf Sie, meine Gnädigste, untersagte . . ."

Die Baronin hatte ein verständnisinniges Kopfnicken.

„Aber nein," rief die Majorin, „mein Mann wollte mir die Schuhe ausziehen und benahm sich dabei so ungeschickt, daß er mich an der Ferse kitzelte. —"

Der Baron ergriff nach einer geraumen Zeit das Wort und fragte den Major, was er davon halte, das Bild Giovanninos durch dessen Vater vervollkommnen zu lassen und dann der Jury des Pariser Salons einzusenden.

Major Schürch überlegte einen Augenblick, dann erwiderte er:

„Ob das Bild angenommen wird oder nicht, ist im Ganzen von geringer Bedeutung. Etwas anderes wäre es, wenn es Aufsehen erregen, vielleicht gar ausgezeichnet werden sollte. Das könnte Giovannino in Bahnen bringen, aus denen sich zurückziehen ihm nicht mehr so leicht sein möchte. Er würde die Malerei zum Beruf ergreifen, dann wäre er unbedingt verpflichtet, etwas Außerordentliches zu leisten, ansonst er als ein Stümper gelten müßte. Es kommt noch der Ehrgeiz dazu, wenn er mit der Welt zu rivalisieren hat, er wird seine ganze Kraft aufwenden, um in seinem Fach hervorzutreten. Und wenn nun dieses Fach eben doch nicht s e i n Fach wäre. Deswegen halte ich den Eintritt in den Handelsstand, eines so geringen Ansehens sich dieser bis in unsere Zeiten hinein auch nur erfreut hat, demjenigen für gedeihlicher, der nicht alles auf eine Karte setzen will als eine wissenschaftliche oder künstlerische Laufbahn, weil sich die kaufmännische Kraft auf mehr Gebieten bethätigen kann, abgesehen davon, daß sie, so wie die Sachen heute stehen, sozusagen die Brücke zur politischen Karriere ist."

„Also würden Sie es gerne sehen, wenn Giovannino in einem großen, kaufmännischen Betriebe Aufnahme fände?"

Der Major sagte:

„Bei Leibe nicht. Ich habe es gestern zu meiner Mutter gesagt. Es giebt einen Beruf, den wir, wenn wir echte Söhne der Erde sind, alle in uns fühlen müssen, das ist der Beruf des Bauern, des Pflanzers. Und wer dazu Neigung hat, wird die Erde lieben und fördern wollen und eher zum Spaten und zur Hacke greifen, als daß er sich als Nichtsthuer in Gottes schöner Schöpfung herumtreibt. Die Anhänglichkeit zum Boden, auf dem man gewachsen ist, wird es einem niemals an einer nutzbringenden Thätigkeit mangeln lassen."

„Und glauben Sie nicht, verehrter Major, daß auf diese Weise eben doch die Gefahr vorliegt, daß gewisse Menschen entweder im schlimmsten Sinne verbauern oder dann leicht in die Bahnen des Abenteurers gedrängt werden?“ fragte der Baron.

Der Major erwiderte sehr ernst:

„Gewisse Leute ja. Aber sicherlich nicht solche, welche ein so reiches Innenleben haben, daß sie der übrigen Welt noch vieles abgeben können. Und zu diesen gehört Giovannino. —“

Eine längere Pause folgte, bis diesmal der Baron den Faden der Unterhaltung wieder aufnahm und, immer mehr zum Major als zu den Damen gewandt, sagte:

„Ich habe allerdings Menschen gekannt, die nach jahrelangem, ununterbrochenem Alleinsein frischer und elastischer in die Welt zurückkehrten als viele sind, die allabendlich und jahraus, jahrein die Treffpunkte der Gesellschaft aufsuchen. Da haben Sie recht, lieber Major. Es giebt Leute, deren Innenleben so unendlich reich ist, die so fein ausgebildete Beobachtungs- und Verarbeitungsfähigkeiten haben, daß der engst gezogene Kreis ihrem Gehirn immer noch genügend Bethätigung bietet. Nur beachten Sie das eine, daß diese „Denker“ nicht die geeigneten sind, um selbst eine einfache Landarbeit gut und schnell zu verrichten. Man nimmt dazu andere, bei denen das Gehirn, wenn sie arbeiten, wirklich in den Händen steckt und die nicht in Versuchung kommen, allzuoft das Werkzeug zur Ausspinnung eines schönen Gedankens zu werden. Ich fürchte, Giovannino könnte auf diese Weise schwerlich sein Auskommen finden und dann wird er schließlich noch ein bißchen mehr verlangen, er wird Bedürfnisse haben, eine Gefährtin besitzen, einen Hausstand gründen wollen . . .“

Baron Silfverström fuhr hastig weiter:

„Ich lese von Ihrer Stirne ab, lieber Major, was Sie denken. Sie sind der Meinung, dieses Bedürfnis brauche nicht notgedrungen an jeden heranzutreten. Möchten Sie aber, wenn Sie einen gesunden Stammhalter hätten, denselben als Junggeselle seine Jahre verlieren sehen? Aber ich will Ihnen selber, verehrter Major, den Ausweg zeigen, der Sie zu der größten Rechtfertigung Ihrer Ansichten führt, womit Sie zugleich verstehen, daß ich durchaus Ihrer Meinung, ja vielleicht sogar ein lebender Beweis dafür bin, daß die Heirat im allgemeinen keine Sache der Ueberlegung, am allerwenigsten eine der Berechnung sein darf, denn, um Gotteswillen, wo käme sonst die Welt hin. —“

Der Baron that einen tiefen Atemzug. Dann sagte er:

„Ich habe allerdings wenig Frauen kennen gelernt, da mir unsere kleine Eva, die wir hier vor uns sehen, stets vorgeschwebt und mich in meinen Jünglings- und Mannesjahren vor mancher Thorheit bewahrt hat . . .“

Die Baronin stieß einen leisen Schrei aus.

„Aber wie ist denn das möglich! Ich bin ja doch gut um die Hälfte jünger als du, und dann haben wir uns eben ganz einfach verlobt . . .“

Der Baron lächelte und sagte:

„Und trotzdem hast du mir vorgeschwebt, denn ihr waret damals als ich mich zum Antritt meiner Weltreise einschiffte Kinder, Kinder von fünf Jahren. Ich nahm mir fest vor, eine von euch später, nach meiner glücklichen Rückkehr, zu heiraten. Wenn ich sage Weltreise, so meine ich damit eine Fahrt ins Ungewisse hinaus, denn wie ich das meiner Frau schon erzählt habe, hatte mich damals mein Onkel verstoßen. Wir söhnten uns erst lange nachher wieder aus“.

„Na also!“ sagte die Baronin und neigte sich zur Majorin. „Er kam nicht mehr gerade als jugendlicher Held aus der Ferne zurück, er wurde angestaunt als reuiger Sünder, der sich in der Fremde die Hörner abgestoßen oder bis zur Langeweile ausgelebt hat. Man betrachtete ihn auch gar nicht als eine Partie, einesteils weil es doch natürlich war, bei ihm keine Heiratsgelüste vorauszusehen, dann weil man das Zerwürfnis mit seinem Onkel kannte. Man interessierte sich aber für ihn und wir junge Mädchen machten uns sogar über den angehenden Hagestolz lustig. Dann munkelte man so etwas von einer jungen Indianerin, die er ihrem Vater um einige Fäßchen Branntwein abgekauft und nach Europa mitgebracht haben sollte. Sie sei in Paris an der Schwindsucht gestorben und auf dem Kirchhof Montmartre begraben, sagte man. War es nicht so, Schätzchen? —“

Der Baron lachte aus vollem Halse und wandte sich entschuldigend an die Majorin:

„Das verstehen Sie ganz gewiß, Frau Clementine. Sie können sich sicherlich in meine Lage denken, sich vorstellen, was für Fragen die jungen Mädchen bisweilen beantwortet wissen wollten von einem Manne, der so lange und mit Glück in den fernsten Gegenden geweilt. Sie alle besaßen das Bedürfnis, darüber unterrichtet zu werden, ob man in Amerika keine Menschenfresser, ob man am Nil tanzende Krokodile und in Paris alle Verbrecherkneipen auch ohne Ausnahme einer einzigen gesehen habe. Uebrigens waren es nicht nur die Gänschen, die so fragten, sondern verständige, reife Bürger ebenfalls, die mich thatsächlich ungern litten, weil ich einmal behauptete, daß ich in Spanien nichts Schlechtes von Jesuiten erfahren und mich auch die Inquisition vollständig in Ruhe gelassen habe. Sie wissen, Major, in solchen Dingen ist der echte Protestant

empfindlich und nichts regt ihn mehr auf als wenn man ihn seines Ammenmärchenschatzes aus der Zeit der Ketzerverfolgungen berauben will. Ich mußte demnach wohl oder übel Geschichten erfinden, womit ich Unzufriedene, die nie genug hören konnten, abspeiste."

„Also ist nichts an deiner Ehe mit der kleinen Calla wahr? Er nannte uns sogar den Namen. Calla soll sie geheißen haben," bemerkte die Baronin mit einem vorwurfsvollen Blick auf ihren Gemahl. —

Der Baron blieb einige Augenblicke in Nachdenken versunken, dann richtete er seinen Oberkörper auf und die Hand seiner Frau über den Tisch hin erfassend, erzählte er:

„Es ist thatsächlich etwas daran gewesen. Als ich von San Franzisko nach Sakramento fuhr und von dort aus auf einer Wanderung durch das untere Kalifornien an den Koloradofluß kam, gingen mir durch eine Nachlässigkeit meines Agenten die Geldmittel aus. Ich mußte längere Zeit auf eine Sendung warten und benützte die Pause dazu, um das Leben der dort noch zahlreich in Reservationen lebenden, roten Menschen zu studieren. Ich sah die Männer, wie sie an den paradisischen Ufern im Sonnenschein lagerten, mit wenigen Lumpen bedeckt, oder wie sie landeinwärts auf dem harten Boden der Wüste ihre Spiele spielten, gesunde, muskelstärkende Laufturniere. Ich sah die Mädchen, wie sie unter den Bananensträuchern saßen und auf Maultrommeln, die ihnen von Weißen geschenkt worden, eintönige Weisen hervorbrachten, stundenlang, tagelang, uns mit ihren Feuerblicken flehentlich betrachtend: „Thut uns nichts! Thut uns kein Leid an, weiße Leute." — Unter diesen Mädchen befand sich eines, das besonders schön war, des Namens erinnere ich mich gar nicht mehr. Und schließlich gelang es mir, mich diesen Wesen, die

von der civilisierten Umgebung geknutet, geknechtet, geschmäht und geschändet werden, zu nähern und dadurch auch mit meiner kleinen Angebeteten in Berührung zu kommen. Ich gab ihr alles, was ich hatte, wollte ihre Familie kennen lernen, womöglich bei den Leuten in ihrem Eden wohnen bleiben, denn ein Garten Gottes sind diese Uferstriche, die mit mannshohem Gras und edlen Fruchtbäumen bedeckt, wie zwei grüne Atlasbänder dem blauen Gewässer entlang liegen, während dahinter die öde Steppe, der Boden des ausgetrockneten Salzsees wieder beginnt. Aber diese naiven Menschenkinder sind zu sehr enttäuscht und zu sehr gefoltert worden, als daß sie noch an die Aufrichtigkeit eines weißen Mannes zu glauben vermöchten. Ich wurde trotz aller Freundlichkeit, mit der man mir begegnete, mit Mißtrauen betrachtet und ich konnte bei den Indianern nicht heimisch werden. Wer weiß, ob man mich sonst wieder auf europäischem Boden gesehen hätte."

„Nun! Und daß du mich dann gar nicht bekommen hättest, wäre dir ganz gleich gewesen!" rief die kleine Baronin halb im Scherz, halb im Ernst.

„Das ist ja eben, was ich zu Anfang meinte. Wenn ich jetzt die Vorzüge Callas und eines andern kleinen Weibchens, das nicht weit von mir sitzt, gegen einander abwiege, so sehe ich ein, daß, wenn die Indianerin eine schöne, bronzefarbene Seidenhaut besaß, der Körper der Europäerin sich wie die Hülle eines zarten, ausgereiften Pfirsichs anfassen läßt, und hatte Calla Augen, so schwarz wie Kohle, so hat Eva deren braune wie die Schale einer Haselnuß, war die Bewohnerin der Koloradoufer klein und rundlich, so kann man meine Freundin aus Skandinavien eine Nippfigur mit den Anlagen zur Hopfenstange nennen. Deshalb kam ich zurück. —"

„Aeußerst schmeichelhaft," sagte die Baronin, ihrem Manne ihre kleine Hand wie schmollend entziehend.

Der Baron fuhr weiter:

„Aber nein. Wir sind von unserem Thema abgeschweift. Sie, Herr Major, meinten, daß das Leben zu Zweien, sagen wir ganz einfach, die Gründung einer Familie nicht unbedingt einen besonderen Kostenetat nach sich ziehen müsse. Auch ich bin dieser Ansicht. Der Einzelne, wenn er überhaupt etwas erwirbt, wird stets eine Familie ernähren können — aber, er wird sich im Verhältnis zu seinem vorherigen Leben als Alleinstehender Entbehrungen auferlegen müssen, es ergiebt sich sozusagen eine Aufteilung dessen, was er früher für seine Person als niedrigstes Maß materieller Subsistenzmittel erachtete. Die Kinder werden anfangs blaß und von schwacher, schwankender Gesundheit sein. Wie sich aber die Kleinen einmal drei, vier Jahre gehalten haben, werden sie bei zusammengelesenen Brotrinden und Quarkkäse besser gedeihen als die Kinder der Reichen, erstens, weil sie nicht in Gefahr kommen, sich den Magen an schweren Puddings und weiß Gott was für anderen Leckereien zu verderben, zweitens, weil die Eltern, die nicht ganze Nächte lang irgendwo auswärts bei Champagnergelagen oder den Ehebruch fördernden Ballvergnügen zurückgehalten werden, viel besser auf sie einwirken können. Und der Einfluß des Elterngemüts auf die Kinder thut mehr als Nahrung. Wie es sich mit dem Kinde verhält, verhält es sich auch mit dem Weib. Hat dieses die Liebe des Mannes, so ist bei ihm der Bedarf an Materiellem beinahe nichts. Im Ertragen von Entbehrungen sind die Frauen Künstlerinnen, wenn sie dabei sicher sind, dieselben eines sie liebenden Gatten wegen zu erdulden. Es ist wahr, daß auf diese Weise viele Menschen an der

Schwindsucht oder am Hungertyphus zugrunde gehen, aber ist es nicht besser als Opfer seiner Pflichterfüllung, denn als solches eines Fasanenknochens oder einer verdorbenen Fleischpastete zu sterben.

Es war im Kanton Tessin, in einem kleinen Grenzdorfe in den Bergen, ungefähr eine Stunde Aufstiegs von Lugano aus, wo ich einige Zeit gelebt habe. Es war da ein Wirtshaus, welches man die Casa Bernard nannte (weil der Wirt so hieß), alle Räume wurden jeden Abend von durchwandernden Arbeitern, Bauern, Schmugglern und auch besseren Reisenden besetzt. Mann und Frau lebten mit ihren Kindern dauernd in der rauchigen Wirtsstube, die nach italienischer Art auch gleich als Küche eingerichtet war. Im Qualm des Kaminfeuers und der Zigarren und Tabakspfeifen, in den Dünsten von fetten Speisen und verschütteten Getränken, unter dem die ganze Nacht anhaltenden Gequietsche einer Handharmonika und anderer schlecht gespielter Musikinstrumente, unter dem Fluchen der Männer und dem Gekreische loser Frauenzimmer hatten sich da drei, vier kleine Weltbürger entwickelt, wie man es besser nicht wünschen kann. Ein jüngstes, eben erst angekommenes schlief noch, als ich in der Herberge verkehrte, in der Wiege, deren Bettzeug nicht zu oft gesäubert wurde. Nun wohl, ich will nicht sagen, daß die Umgebung auf die moralische Erziehung der Kleinen von Gutem war, aber jedenfalls wären sie bei der kläglichen Ernährung und bei den jämmerlichen Luftverhältnissen nicht so dick und rund geworden, hätte ihnen die unausgesetzte Gegenwart von Vater und Mutter nicht einen Teil dessen ersetzt, was ihnen an materieller Wohlfahrt abging. Zwei blühende Töchter, die längst in der Welt draußen standen und beide ehrsame Männer geheiratet hatten, bewiesen, daß selbst der entsittlichende Einfluß eines niedrigen Wirts-

schaftsbetriebes durch ein enges Zusammenleben von Eltern und Kindern stark ausgeglichen wird. —"

Der Baron hatte seine Rede geschlossen. Man hatte allgemein das Empfinden, wie wenig es bei zwei sich liebenden und zum Zusammenleben gewillten Menschen von Belang ist, ob der Unterhalt für Jahre, für einen Monat, für eine Stunde oder gar nicht gesichert ist. Aber gewiß werden die Kräfte mehr denn verdoppelt, wenn sich ein Paar in Liebe ergeben ist und einer allein wird nicht die Hälfte der Arbeit leisten, mag er aus Geldgier, aus Ehrgeiz einem jeden, der ihm in den Weg tritt, den Strick zu drehen suchen. Denn in den Liebenden lebt Gott, in den Berechnenden allzuleicht der Satan. Mit solchen Sentimenten ging man auseinander.

*　　　*
*

Eines Tages fand der Major in Mickis Zimmer ein Schriftstück, welches die Ereignisse eines kurz vorher unternommenen Jagdausfluges schilderte. Die Vorgänge, welche sich Micki besonders eingeprägt hatten, die Art und Weise, wie sie dieselben erzählte, befestigten den Major in seinem Entschluß, seine Pläne hinsichtlich Giovanninos und Mickis schneller, als er sich erst vorgenommen, zur Ausführung zu bringen. Das Manuskript, das in ein gewöhnliches Schulheft eingetragen war, lautete:

Die Erzählung einer Jagd.

Am Morgen, früh um sieben Uhr, war ich aufgestanden und traf unten am Zwinger Papa. Er war gerade daran, die Hunde an die Koppel zu legen. Louis stand fahrbereit mit seinem Break unten. Für Mama, die Baronin und Walther war ein besonderer Wagen da. Louis lachte mit dem ganzen

Gesicht als er uns sah, er war froh und stolz, weil ihm das Verdienst zukam, den Fuchsbau unten im Hausener Wald aufgestöbert zu haben. Der Tag war wunderschön und die Sonne glänzte am östlichen Himmel wie das Antlitz einer guten Mutter. Das Herz hüpfte mir vor Freude und Aufregung.

Wie wir nun so dahinfuhren, fiel mir ein, wie komisch es sei, daß ich mit Papa und Giovannino ganz allein im Wagen sitze. Offenbar gehörten wir zusammen und dann wiederum die andern, die langsamer hinter uns herkamen. Giovannino hatte seine neue Flinte mit, die ihm sein Vater aus Mailand geschickt. Er besaß Schrotpatronen, denn er hatte im Sinn, irgend einen Sperber oder einen Hühnerweih zu erlegen, so ihm etwas von diesem gefiederten Raubgezücht zu Gesicht kommen sollte.

Wir saßen also auf dem Break, auf der einen Seite Papa und Giovannino, auf der andern Seite ich. Zu meinen Füßen lagen die Hunde Karo und Rudi, die mir besonders auf die Seele gebunden waren, da sie mir am besten gehorchten und ich sie am besten im Zaum halten konnte. Neben mir stand der große Proviantkorb, denn man wollte im Walde frühstücken, da man nicht wissen konnte, ob einem nicht noch anderes Wild vor den Schuß kommen würde und der Weg nach dem Wirtshaus zu lang war. Papa rauchte seine kurze, englische Holzpfeife, Giovannino hatte eine lange Zigarre im Mund, wie sie die Italiener zu rauchen pflegen. Man erhält diese Rauchware aber auch in unserer Gegend unter dem Namen Brissago. Immer, wenn ich ihn mit einem solchen Ding sehe, möchte ich ihn bitten, mich auch einmal einen Zug thun zu lassen. Ich habe es aber noch nie gesagt, weil ich mich schäme.

Es war überhaupt heute merkwürdig. Ich mußte, wohl weil ich ihm gegenübersaß, beständig in sein Gesicht blicken, ob-

schon mir dasselbe doch nach der langen Zeit, die er bei uns ist, bekannt genug sein sollte. Ich sah zuerst eigens zurück, nach dem Wagen, der hinter uns herkam, aber immer zog es mich von neuem an, einmal so recht fest in seine Augen zu schauen, ohne dabei rot zu werden. Papa forderte mich nun aus irgend einem Grunde auf, mich neben Giovannino zu setzen, während er meinen Platz einnahm. Dabei muß ich offenbar noch mehr in Verlegnheit gekommen sein, denn es stieg mir siedend heiß ins Gesicht. Immerhin war es besser so.

Ich hatte mein schwarzes Kleid an, das mit dem Spitzenbesatz und da es noch kühl war, so fröstelte mich ein wenig. Deshalb kauerte ich mich nach vorne und blickte nun direkt auf Giovanninos Schuhe, die mir furchtbar groß erschienen. Plötzlich sah ich dieselben im Geiste mit den meinigen zusammenstehen, irgendwo vor einer Zimmerthüre, nicht so, wie wir sie jetzt beieinander hatten, sondern ganz alleine. Der Gedanke reizte mich furchtbar und um es zu verbergen, gab ich Karo einen Klaps. Das ärgerte Papa, er sagte, ich verschüchtere auf diese Weise die Tiere. Das ist nun gar nicht richtig, denn ich habe herausgefunden, daß man durch jede Art körperlicher Berührung ein Tier sich näher bringt, nur müssen natürlich Schläge sowohl als Liebkosungen immer ihren Grund haben. Ich denke mir, mit dem Menschen ist es genau so.

Glücklich waren wir in Hausen angekommen, was viel sagen will, denn Papa hatte einen Feldweg eingeschlagen, der unser Gefährt recht ordentlich rüttelte. Von Hausen aus begann der Aufstieg durch den herrlichen Tannenwald, wobei es mir viel Mühe machte, die Hunde, die Wind bekommen hatten, zurückzuhalten. Giovannino war mir dabei behilflich oder that wenigstens so als wenn er es sein wollte, denn im Grunde genommen nützte es nichts, wenn er das Ende der Leine mit an-

faßte. Hätte ich nicht kräftig zurückgehalten, unsere beiden Teckel wären auf und davon und hätten die Füchse verscheucht. Das ganze Jagdvergnügen hätte damit ein Ende gehabt. Wir lagerten uns etwas entfernt vom Bau. Louis fiel es zu, die eine Röhre zu verstopfen, während man durch die zweite Karo einlaufen ließ und Papa sich an der dritten schußbereit aufstellte. Wir waren alle gespannt, ob die Füchsin Fersengeld geben würde oder ob dieselbe, wie es einer ordentlichen Mutter zukommt, bei den Jungen ausharren würde. In diesem Fall mußte über dem Kessel ein Loch gegraben werden und das alte Tier mit einer Zange herausgeholt werden. Ein merkwürdiges Instrument übrigens, welches Louis da zurecht gemacht hatte, ungefähr wie der Halsschlüssel, womit man früher widerspenstige Verbrecher in ihren Kerkern noch besonders bestrafte. Er hatte die Zange auch thatsächlich aus einem solchen Knebelholz, das sich im Schloß vorgefunden, hergestellt. Wir waren alle in der größten Aufregung, (Mama und die Baronin nicht, denn die ergingen sich weiter unten im Walde) als plötzlich der Hund laut Hals gab und bald darauf mit blutig gebissener Schnauze aus dem Bau herauskam. Wir wußten jetzt, daß thatsächlich die Alte drinnen war und daß auch junge Füchse oder Puppies, wie Papa sagt, vorhanden sein müßten. Man schickte Rudi, der schon lange mit Ungeduld darauf gewartet hatte, in die Röhre und begann dort, wo man das Gebell am deutlichsten hörte, zu graben. Da der Bau auf einem flachen Terrain lag, so dauerte es nicht lange und der rote Pelz der Füchsin kam zum Vorschein, sie wurde gehoben und Louis versetzte ihr mit einem Knüppel den Todesstoß. Louis gefiel mir, so gerne ich ihn sonst habe, in diesem Augenblick nicht, denn er hatte etwas furchtbar Rohes in seinem Gesicht. Oder war es vielleicht nur Furcht von mir, auch einmal einem

solchen Gewaltakt zum Opfer zu fallen, was einem doch begegnen kann, den Männern im Krieg regelmäßig, und uns Frauen, wenn wir Marodeuren und Missethätern in die Hände fallen. Was ich wohl in einer solchen Lage thun würde. Ich würde alles, alles weggeben, was ich bei mir habe, nicht aus Angst vor den Streichen, sondern nur, damit der Kerl nicht sein Gesicht zu einer so grausenerregenden Grimasse verzieht, wie das Louis eben gethan. Die Puppies waren reizende Tierchen und wir thaten sie einstweilen in einen Sack, um sie nach Hause zu nehmen.

Nach dem Imbiß plauderten Papa und die andern von allerhand Dingen, die mich nicht interessierten, ich ging deshalb in den Wald hinauf und hoffte dort ein Eichhörnchen oder sonst ein Getier anzutreffen, das mit meinem Flobertgewehr zu erlegen gewesen wäre. Einzig Karo begleitete mich und eine Stille herrschte ringsumher, wie in einer Kirche. Plötzlich begann der Hund zu bellen und von einem Seitenwege kam Giovannino auf mich zu, so daß wir dann zusammengingen. Auf einmal jedoch warf er sich nieder, bat mit flehenden Blicken, ich möchte doch erlauben, daß er mir jetzt, da niemand uns überraschen könne, die Hände küsse und bevor ich noch meiner Sinne wieder ganz mächtig war, hatte er es auch schon gethan und seine Arme um meine Hüften (so nennt man ja wohl diesen Teil des menschlichen Körpers) geschlungen, sein Haupt in meinem Schoße bergend. Mir wurde furchtbar Angst, denn ich wußte wohl, daß das nicht recht war, gerade weil niemand zugegen, und dann hatte er auch einen ganz merkwürdigen Ausdruck auf dem Gesicht, beinahe so wie vorhin Louis, als er das Raubtier niedergeschlagen. Das dauerte bei Giovannino allerdings nur eine Sekunde, denn sobald ich sein Haupt mit meinen Händen berührt hatte (ich wollte ihn ab-

wehren) so verklärte sich sein Gesicht zu einem glücksstrahlenden Lächeln und er fragte mich, ob ich ihn liebe. Nun war das eine heikle Frage, denn thatsächlich ist mir Giovannino bei weitem nicht so lieb, wie zum Beispiel Papa, oder Mama, oder Walther, trotzdem sagte ich ja, und ich bereue es nicht, denn er sagte mir nachher, wenn ich nein gesagt hätte, würde er sofort sein Gewehr von der Achsel genommen und sich eine Ladung Schrot in den Mund geschossen haben. Ferner aber bereue ich es nicht, weil ich gesehen habe, wie unendlich er sich freute. Und so glaube ich, kann man von mir verlangen, was man will, wenn ich sehe, daß ich jemandem einen Gefallen erweise, so werde ich es thun. Ich glaube, ich könnte viel, viel Schmerzen für einen Zweiten ertragen.

Ich frage mich nun (und dahinter möchte ich gerne kommen, — deswegen schreibe ich ja dieses nieder) ob ich ein Unrecht begangen habe, indem ich Giovannino gewährte, was er verlangte. Ich weiß, daß wir dasselbe vor den Augen der andern hätten thun können und man mich als ein dummes Gänschen, ihn als einen tollen Burschen bezeichnet hätte. Hier im Alleinsein mußte es doch noch eine andere Bewandtnis haben. Nun gut, wenn es ein Unrecht war, so beging ich es für ihn: Ist das nicht ein Zeichen, daß ich ihn liebe? — Es war auch so merkwürdig, denn während wir zurückgingen, hatte ich immer das Gefühl, ich dürfe nicht von seiner Seite weichen, er habe mich nötig und als ob es ein größeres Unrecht gewesen wäre, wenn ich ihn verlassen als wenn er mich mit aller Schmach der Erde bedeckt hätte. Ich mußte mich dann auch an den kleinen Weiher setzen, an dem man auf dem Rückwege nach Hausen vorüberkam und wo die andern in einer Suhle nach der Fährte eines Keilers forschten. Ich konnte mich da so richtig ausweinen, denn es war mir, als wäre ein großes

Stück Leben hinter mir abgebrochen, als begänne eine neue, aber nicht mehr so heitere und sorgenlose Zeit wie früher. Aber es war ja für ihn und ich hatte es in meiner Macht, ihn glücklich zu machen . . . Soll ich Papa etwas davon sagen? Giovanino hat mich selbst aufgefordert dazu, er sagte, er werde alles verantworten. — — — — — — — — — — — —

Hier brach das Schriftstück plötzlich ab. Es war augenscheinlich, daß Micki anfangs gar nichts anderes im Sinne gehabt, als eine regelrechte Beschreibung des Jagdausfluges zu geben. Dann war sie auf das für die Erzählung völlig belanglose Ereignis mit Giovannino gestoßen und die Erinnerung an dasselbe hatte ihr die Feder entwunden. Gerade deshalb aber konnte Major Schürch den Seelenzustand des Mädchens beurteilen und es wurde ihm bewußt, daß jetzt nicht länger mehr abgewartet werden dürfe. Giovanninos Betragen war, wenn nicht korrekt, so doch erklärlich. Er hatte sich schließlich nur die seelische Zuneigung eines Wesens gesichert, für das er schon lange in heißer Liebe entbrannt war.

Der Major faltete das Heft zusammen und steckte es in eine Seitentasche seines Rockes. Dann ging er nach den Gemächern seiner Mutter, ließ sich durch Josephine anmelden und trat in der alten Dame Boudoir, wo diese auf einem Divan aus geflochtenem Bast ausgestreckt lag.

Tante Adelheid war schon seit mehreren Tagen leidend. Starke Blutwallungen nach dem Kopf, verbunden mit Atembeschwerden ließen sie nicht zur Ruhe kommen. So ging sie gar nicht aus ihren Zimmern und vertrieb sich die Zeit mit Lesen oder durch kurze Plauderstündchen mit Micki oder Walther, die ihr die liebsten Gesellschafter waren. Augenblicklich befand sie sich allein.

„Was führt dich zu mir, mein Sohn?“ fragte die alte

Dame, als sich Major Schürch auf einen Rohrsessel neben seiner Mutter niedersetzte.

Da der Major die leichte Erregbarkeit Tante Adelheids kannte, so hütete er sich, gleich das Gespräch auf Mickis Angelegenheit zu bringen. Immerhin fragte er nach ihrem Verbleib.

„Sie war noch vor einer Viertelstunde hier. Dann ging sie fort, um drunten im Speisesaal an ihrer Schmetterlingssammlung zu arbeiten. Sie sagte, sie habe noch verschiedene Exemplare zu bestimmen, wobei ihr Walther behilflich sein wolle. Du weißt doch, daß die Sammlung für den alten Lehrer Hohl bestimmt ist, ebenso wie das Herbarium Walthers. Es wurde den Kindern gesagt, daß der alte Herr gerne seine Junggesellenwohnung in L. mit derartigen Dingen schmückt und da möchten sie sich erkenntlich zeigen, daß er sie seiner Zeit mit besonderer Hingabe in die Geheimnisse der Naturgeschichte eingeweiht. Ich finde das sehr hübsch von den Zweien. Uebrigens, ist dir nicht auch die Veränderung in Mickis Wesen aufgefallen? Sie ist ernster geworden und nimmt äußerlich immer mehr den Charakter der Reife an."

Damit war dem Major das Wort auf die Zunge gelegt.

„Ja, ihre Entwicklung hat thatsächlich große Fortschritte gemacht. Und damit wir uns nicht noch lange den Kopf darüber zerbrechen, ob sich diese plötzliche Entfaltung zur Vollkraft auch in Mickis Gemütsleben widerspiegelt, so scheint uns das Schicksal hier ein seltsames Geständnis in die Hände gespielt zu haben, das an Beweiskraft nichts zu wünschen übrig läßt. Lies diese Zeilen und du wirst einsehen, daß die Natur sich nicht eindämmen läßt und Mickis Handlungen nur ein Ausfluß der mächtig in ihr wach werdenden Frauenseele sind. Nichts ist geschehen und alles hätte begegnen können, wären die beiden Wesen durch die Freiheit, die man ihnen

stets gelassen, nicht auch schon daran gewöhnt, sich selbst zu beherrschen."

Tante Adelheid blätterte in dem Heft, überschlug die ersten Seiten, wurde dann aber durch das Folgende derart gefesselt, daß ihre Blicke wie gebannt an den großen, unbeholfenen Schriftzeichen hingen, welche die blauen Linien anfüllten. Dann sagte sie:

„Zu meiner Zeit wäre ein Mädchen, das sich so aufführt, einer strengen Züchtigung von Seiten des Vaters nicht entgangen ... Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Aber meinetwegen hätten zehn junge Männer vor mir im Blute schwimmen können, ich würde nicht den kleinen Finger hergegeben haben. Aber ich verstehe wie gesagt nicht mehr, was die Zeiten von heute verlangen ..."

Ein starker Hustenanfall folgte diesen mit Heftigkeit hervorgestoßenen Worten, dann legte sich Tante Adelheid wieder zurück, so daß das blaue Heft vom Divan herab zur Erde fiel. Es blieb da liegen. In dem Augenblick trat Micki in das Zimmer, einen Feldblumenstrauß in der Hand. Ahnungslos ging sie auf ihre Großmutter zu und überreichte ihr die Spende. Und in der That, wie das Mädchen so im Rahmen der Thüre erschien, die Füße mit den Schuhen Louis Quinze stramm aufgesetzt, der kurze Rock zwei fein gekehlte Fesseln freilassend, die Hüften in harmonischer Mitbewegung mit jeder Anspannung der unteren Muskulatur, unter dem schwarzen, spitzendurchbrochenen Mieder ein Busen, der jetzt vom schnellen Treppensteigen besonders sichtbar wallte, die Kehle weiß und drall, wie eine geschälte Frucht, man hätte eher auf ein in Kinderkleider gehülltes Weib, denn auf ein unreifes Mädchen geraten. Der Zopf, wie ihn Micki lang herabhängend in letzter Zeit zu tragen pflegte, endigte mit einer Masche aus weißem Seidenband.

Tante Adelheid nahm die Blumen ohne ein Dankeswort in Empfang. Dann hub der Major in väterlich liebevollem Tone an:

„Sage mir einmal, meine Tochter, wie gefällt dir eigentlich der kleine Venturini. Er ist so unverhofft diesen Sommer unser Hausgenosse geworden. Ich habe einen besonderen Grund zu fragen und von deiner Antwort hängt für dich nichts, für ihn sehr viel ab . . .“

Micki wandte zuerst ihr Gesicht errötend ab und ließ ihre Blicke zum Fenster hinausschweifen. Dann aber antwortete sie in demselben leichten, scherzhaften Ton ihres Vaters:

„Nicht anders, lieber Papa, als wahrscheinlich jeder andere auch, der durch einen so langen Aufenthalt zum Kameraden geworden wäre und . . . Hier besann sich Micki einen Moment . . . Doch ja, vielleicht etwas mehr, weißt du, das fremdländische, rasche Wesen . . .“

Der Major lachte auf.

„Also eine echte, deutsche Natur, die sich von allem bestechen läßt, was nicht so ist, wie man es in den heimatlichen Gauen sieht. Wenn das alles wäre, stünde es schlimm, sehr schlimm. —“

Micki schlug die Augen nieder. Zwei große Thränen perlten unter den dunkeln Wimpern hervor. Zugleich fanden ihre Blicke das Heft, das am Boden lag, ihr Gesicht leuchtete purpurn und mit einer verzweifelten Bewegung ließ sie sich vom Tabouret herunter ihrem Vater zwischen die Knie gleiten. Der Major drückte den von konvulsivem Schluchzen geschüttelten Körper fest an sich. Auch Tante Adelheid hatte sich erhoben und strich dem Mädchen über das kastanienbraune Haar. Der Major rief aus:

„Aber das macht ja nichts, liebe Micki! Gar nichts ist dabei! Du sollst Giovannino lieben, so wie du jetzt begonnen hast, nur ist es unsere Pflicht, dir deine Stellung klar zu machen, deine Stellung als seine Braut. Du wirst ihm folgen, wohin er geht, du wirst mit ihm leiden, was er leidet, du wirst ihn trösten, so weit es in deiner Macht steht ..."

Ein thränenerstickter Ausruf seiner Tochter unterbrach den Major.

„Oh ja, Papa! Aber bald, Papa! Ich habe so unsägliches Bedauern mit ihm ..."

Dann richtete sie sich auf, wischte sich die Thränen aus dem Gesichte und fuhr weiter:

„Und, im Grund genommen. Ich weiß nicht, ob er es ist, den ich liebe? Vielleicht hätte auch irgend ein anderer ... Ich habe ihn allerdings sehr gerne, namentlich seit er sich so gefreut, als ich ihm das Versprechen gab, aber ..."

„Es giebt kein „aber" hier, fiel der Major scherzend ins Wort. Was du da geschrieben hast, ist wohl nicht an den Mond gerichtet. Ob es für dich taugt, das haben wir andern (der Major verbesserte sich) das werden wir andern schon entscheiden. Nun gehe hinauf in dein Zimmer und wasch dir die Augen aus. Deine „Erzählung einer Jagd" aber schließe ich ein, denn so etwas darf man uns Männern nicht zeigen, sonst werden wir zu übermütig. Nicht wahr, Micki? —"

Das große Mädchen verließ mehr widerwillig als gerne die beiden Erwachsenen. Es war, als hätte Micki die ganze Zeit über auf eine Erklärung gewartet, die jetzt nicht mehr eintreffen sollte. Und noch auf der Schwelle kehrte sie um, stellte sich neben ihrem Vater auf die Zehen und flüsterte demselben etwas ins Ohr, wobei sie wieder bis an die Stirnwurzeln errötete.

Der Major rief aus:

„Aber um Gottes Willen! Nein! Das wäre ja die Beeren vor der Reife pflücken. Ich werde noch heute Louis hinaufschicken und ein zweites Schloß anlegen lassen. Dummes Mädel! Wie kannst du nur auf einen solchen Gedanken kommen? . . .“ — — — — — — — — — — — —

In dieser Nacht schlief Micki nicht leicht ein. Sie versuchte es auf der Seite liegend, sie starrte gegen die Decke ins Dunkle und hielt schließlich die Hände an einander gepreßt wie die alten Ritterbilder auf den Sarkophagen, nicht weil sie betete, das hatte sie schon gethan, sondern weil man auf diese Art bequem liegt. Und plötzlich mußte sie denken, wenn sie jetzt stürbe und wenn man sie am Morgen in dieser Stellung vorfände. Was würde e r sagen. Er würde gewiß an ihrem Lager niederknieen und weinen, viel mehr als sie damals auf der Jagd geweint hatte, er würde einen Kuß auf ihren Mund drücken — auf den toten Mund. Aber nein. Sie war ja noch jung, noch ganz jung und gesund und hatte ein langes Leben vor sich. Jetzt, da sie ihn liebte, würde sie der Tod, wenn er's noch vorher auf sie abgesehen gehabt, ganz gewiß verschonen. — — —

* * *

Es fiel auch in diese Tage, daß jemand einmal unvorsichtigerweise den Tod der Freundin Mickis erwähnte. Das Mädchen erblaßte bei der Nachricht, faßte sich aber schnell und meinte, es sei gut, daß man ihr nichts gesagt habe, denn vor Wochen würde sie eine plötzliche Anzeige noch in tausend Wirrnisse geworfen haben, während sie heute einsehe, daß ihrer Hedi das beste begegnet, was ihr bei ihrem mißratenen Leben hatte geschehen können. Dann legte sie sich an die Brust ihrer Mutter

und weinte sich nach ihrem Bedürfnisse aus. Und weil es ein frischer Morgen war, zog sie ihr Astrachanjaket an, setzte eine Mütze aus demselben Pelz auf und lud Giovannino ein, sie zu begleiten. Sie wollten viele Herbstblumen sammeln, daraus einen Kranz flechten und ihn dann gemeinsam auf das Grab der entschlafenen Freundin niederlegen. Sie beschlossen, den Weg nach dem Städtchen zu Fuß zu machen, was ihren wallenden Temperamenten besser bekam und ihnen die schönste Gelegenheit gab, etwas allein zu sein. Zugleich wollte Micki bei verschiedenen Bekannten vorsprechen, um dort längst vernachlässigte Besuchspflichten zu erfüllen. Auch da sollte Giovannino mitkommen. So sah man am Nachmittag die beiden jungen Menschen wie zwei Kinder (die sie den Gemütern nach waren) den Schloßweg hinuntersteigen, Hand in Hand, der Bursche mit der einfachen, aber geschmackvollen Blumenspende beladen, die an sich von dem Reichtum und der Farbenpracht des schweizerischen Herbstes mehr als ein ganzes Buch sprach. Der Major verfolgte das junge Paar noch lange mit seinem Teleskop.

Die Spätsaison war mächtig herangerückt, man stand im Oktober und mit ihm in der Zeit der Weinlese. Die Ernten waren überall gut ausgefallen, sogar der Pächter des Majors konnte trotz des vernachlässigten Zustandes der Gärten jeden Tag einen großen Korb voll der prächtigsten Trauben ins Schloß hinaufschicken. Da waren die kleinen, blaubeerigen Klevener, deren Name von Chiavenna, dem schmucken Städtchen des Veltliner Thales herkommt, dann die goldgelben, zuckersüßen Muskateller und die Rheintrauben, herber von Geschmack, wie Küsse auf Lippen, die keine spenden, sondern nur solche empfangen wollen. Andere Herbstfrüchte,

pfundschwere Birnen, die ein Riesenspalierbaum an der Strebemauer der unteren Terrasse lieferte und wie sie schöner auf keines Kaisers Tafel zu finden gewesen wären, gelbe und blaue Pflaumen, rote und braune Haselnüsse, Wallnüsse und pelzige Quitten, aus welchen man duftende Kompots und Zuckerware bereitete. Auf den umgebenden Dörfern sah man das Obst in den Höfen, in den Scheunen, in den Trotten, wo die alten Pressen unter dem Druck gewaltiger Balkenschrauben krachten, die vor den Bauernhütten stehenden Brückenwagen waren vollgepferchit davon und draußen auf dem freien Felde lag es, denn niemand mußte bei dem Segen, den die Natur dieses Jahr reich verteilt, fürchten, daß der eine das Gut des andern antaste.

In diese Zeit fiel die Ankunft eines Briefes aus Mailand, worin der alte Venturini erst die Vorschläge Major Schürchs durchaus gut hieß, dann noch einige Mitteilungen über die besonderen Verhältnisse Giovanninos machte, die dem Major ebenso neu als für seine Pläne passend waren. Der Brief, auf grobes Papier geschrieben, hatte folgenden Inhalt:

Mein allerteuerster Freund!

Verzeihen Sie, wenn ich Ihre lieben und interessanten Zeilen mehrere Wochen unbeantwortet ließ, aber Dinge, wie Sie in Ihrem Schreiben behandeln, wollen überlegt sein, zumal es mir scheint, als seien sie mehr dem Ausfluß eines persönlichen Entgegenkommens mir gegenüber als der zwingenden Notwendigkeit entsprungen. Aber sei dem, wie ihm wolle, jedenfalls wartete ich mit Absicht, denn Zeit bringt Rat und ich glaube, daß dieser Rat mir jetzt zuteil geworden ist.

Ich erhielt nämlich vor einigen Tagen einen ehrenvollen Ruf nach Rom, um dort eine lebenslängliche Stellung als künstlerischer Leiter bei den Arbeiten im Vatikan und in den

übrigen, Seiner Heiligkeit unterstellten Gebäulichkeiten zu bekleiden. Sie wissen, was sich in der Politik ereignet hat. Es mußte die kräftige Hand aus Berlin eingreifen, um unseren grauenhaften Zuständen endlich einmal ein Ende zu machen und wenn das Kirchen-Königreich noch keine beschlossene Thatsache ist, so sind doch in Rom die Gemüter durch die Aussicht, das alte Regime wieder einkehren zu sehen, derart beruhigt, daß man dort schon Maßregeln zu einer Neugestaltung des päpstlichen Hofes trifft. Diesen Umständen habe ich meine Bestallung zu verdanken. Die Besoldung, welche durch die unserem Pontifex eigene Freigebigkeit hoch bemessen ist, macht mich unabhängig und, ich sage es Ihnen ganz offen, nur dem verdanken Sie es, daß ich auf Ihre Pläne eingehen kann. Aber zurück zu den Gefühlen, die mich bewegen und die Ihnen mehr mitteilen als die Thatsachen.

Sie wissen, wie sehr ich unser Mailand während meines langjährigen Aufenthaltes lieb gewonnen habe, abgesehen davon, daß die Lombardei meine engere Heimat ist. Aber merkwürdig, jeder Italiener und mag er von den höchsten Gipfeln des Piemonts herkommen, ist Römer, das heißt in dem Sinne, daß er von der Tiberstadt eben seine Sprache, seine Gesittung, seine Geschichte und seine Religion erhielt. Mailand ist schön, wäre noch schöner, wenn die ewigen politischen Umtriebe nicht ein Inferno aus ihm machten. An Rom hänge ich aber, in einer bis jetzt allerdings platonisch gebliebenen Verehrung als an der Stadt der Städte, als an dem Mittelpunkt einer Gemeinschaft, die man die Christenheit nennt. Ist auch die römische Weltherrschaft in Trümmer gegangen und hat das heutige Rom, vielleicht gerade seiner politischen Eigenschaft als Hauptstadt des modernen Italiens wegen wenig Aussicht, dieselbe je wieder zurückzuerobern, so hat es sich, und das wiegt

für mich schwerer, die geistige Herrschaft über den Erdball bewahrt. Rom ist nicht bloß ein Merkstein in der Geschichte, ein Kommentar zum Leben der Menschheit, so wie wir dasselbe kennen oder zu kennen glauben, Rom ist ein Quader im Fundament der Ewigkeit, an dem alles abprallt, sogar die Politik, die wohl für Jahrzehnte, für Jahrhunderte, darüber hinaus aber nicht von Wirkung bleibt. Von diesem Gesichtspunkt aus habe ich für Rom immer empfunden und das Wort Urbs, so wie wir es zum ersten Mal bei unserer Lektüre des Livius antrafen, hat für mich im Verlauf der letzten zweitausend Jahre eher gewonnen als verloren. Die Römer schleppten die Heidengötter aller Weltgegenden nach Rom, wir trugen, und speziell Rom trug seinen Gott, nachdem es von der Gnade getroffen, über den ganzen Erdkreis. Rom ist thatsächlich der Fels, vom Uranfang vorhanden, um den himmelanführenden Säulenbau der katholischen Kirche zu stützen.

Nun ist, da ich dort eingehen, dort leben, mich dort bethätigen kann, mein höchster Lebenswunsch erfüllt. Ich würde mich, solange ich in Mailand arbeitete und an diese Arbeit gebunden war, auf die Dauer nicht gern von Giovannino getrennt haben. Ich empfand die ersten Wochen seines Fortseins eine tiefe Vereinsamung und war verschiedene Male im Begriff, ihn zurückzurufen. Es war offenbar gut, daß ich letzteres nicht that. Giovannino scheint sich bei Ihnen, verehrter Freund, viel Liebe und Anhänglichkeit erworben zu haben, vielleicht mehr, als er verdient. Ich weiß es nicht, wie er sich in den letzten Monaten entwickelt hat. Und ich frage Sie nur, was gedenken Sie Ihrerseits mit dem jungen Paare anzufangen, das wohl kaum die Fähigkeiten haben wird, um auf eigenen Füßen zu stehen. Wenn Sie mir darüber Aufschluß geben, wenn Sie irgend eine faßliche Idee haben (woran ich nicht

zweifle), so soll mein Segen mit Ihnen sein. Dazu aber noch einige Aufklärungen, die Sie für den Entwurf Ihres Programmes unbedingt haben müssen.

Fürs erste: Giovannino hat keine Nationalität. Kein Land kann er mit voller, unbestreitbarer Berechtigung seine Heimat nennen. Sie kennen den Verlauf meines argentinischen Aufenthaltes. Als es die Vorsehung wollte, daß meine Madonna nelle Fragole*) auf der hiesigen Ausstellung ausgezeichnet wurde, schiffte ich mich mit Amelia, meiner Frau, ein und dieselbe gebahr am Tage unserer Landung in Genua Giovannino, an welcher Niederkunft sie starb. Da ich nun die Absicht hatte, in Italien zu bleiben und da es ein Gesetz giebt, das das amerikanische Bürgerrecht nach einem so und so langen Aufenthalt im alten Vaterlande hinfällig macht und den entnationalisierten Unterthan wieder seinem ursprünglichen Staatsverbande zurückführt, so hätte ich den Neugeborenen füglich als Italiener anmelden müssen. Ich unterließ das aber, indem ich vorschob, erstens sei Giovannino auf einem argentinischen Schiff geboren, zweitens hätte ich selbst die Absicht, nur wenige Wochen in der neuen Monarchie zu bleiben. Das alles, weil es mir widerstrebte, mein Kind als Unterthan einer kirchenräuberischen Regierung zu sehen, wobei meine Abneigung nicht so sehr gegen die herrschende Dynastie ging als gegen die Männer, welche Viktor Emanuel I. dazu verleitet hatten, seiner Regierungssphäre Rom zur Hauptstadt zu geben, das ihm nicht gehörte. Nicht als ob Giovannino durch mein Verhalten irgend welche Unannehmlichkeiten erfahren, er gilt als argentinischer Bürger und die überseeischen Behörden haben mir stets mit der größten Bereitwilligkeit die Pässe ausge-

*) Madonna in den Erdbeeren.

stellt. Aber thatsächlich ist er ein Mann ohne ausgebildete patriotische Direktive, kennt die Schwächen seines Volkes (denn dem Blute nach ist er eben doch Italiener), seine Vorzüge, und ist mit seinem kosmopolitischen Weitblick über jeden Chauvinismus erhaben.

Ich würde auch gerne, da die italienischen Militärverwaltungen sich verschiedene Male bei mir erkundigt, Giovannino zum Dienste angemeldet haben, ich trug aber das eine Bedenken. Sein Temperament ist rasch, er hat das vor Jahresfrist durch sein zum wenigsten überflüssiges Eingreifen in die Straßenkämpfe gezeigt, und wer bürgt mir dafür, daß er, der nur von dem geistlichen Lenker seiner Kirche als dem einzig möglichen König von Italien weiß, nicht in die schlimmsten Konflikte gerät. So soll er weiterhin ungebunden bleiben, die gesunde Uebung des Militärdienstes kann er sich anderswie bieten und mag später seine Nationalität wählen, wo es ihm gefällt, wo er fühlt, daß er am meisten Wurzeln geschlagen hat. Und, mißverstehen Sie auch nicht, lieber Major, dies alles nur, weil es nun einmal so ist, nicht um eine Leistung zu hinterziehen, die ich sonst direkt als eine Wohlthat für einen jeden jungen Menschen ansehe.

Mit diesem Umstand, mit dem Umstand einer relativen Heimatlosigkeit wollte ich Sie bekannt machen, liebster Major. Sie sollen Ihre Schlüsse ziehen und die Thatsache in der Reihe Ihrer Ueberlegungen ihren Platz finden lassen. Nochmals, mit meiner endgültigen Uebersiedelung nach Rom und wahrscheinlich in den Vatikan selbst, komme ich in ein Milieu, das mir das Fernsein meines Sohnes erträglicher macht und das mich sogar mit dem Gedanken aussöhnt, daß er noch weiterhin in der außerhalb Italien liegenden Welt nach dem sucht, was ihm sein Stern beschieden hat und was ihn dieser, wie ich Ihren

Nachrichten entnehme, zum Teil schon hat finden lassen. Alles, was Sie in Betreff des frühen Heiratens junger Männer sagen, ist so unumstößlich wahr und durch unsere ganzen sozialen Verhältnisse begründet, daß ich mich enthalte, da noch etwas beizufügen. Wie viel Jahre aber zählt Ihr Mädchen? Ich würde nämlich nicht gerne sehen, daß Giovanninos Verlobte älter als er selbst ist. Schicken Sie mir Mickis Bild, grüßen Sie Donna Maria und, Gottes eminent rätselhaftem Walten und Ihrer weisen Fürsorge vertrauend, bin ich, alle Ihre Wünsche erwidernd, Ihr

Ercole Venturini.

P. S. So denke ich, treffen wir uns alle sehr bald unter besonders festlichen Umständen.

Dieser Brief Venturinis gab, als man seit langer Zeit wieder einmal im „Restaurant" saß und die Herren ihre Zigarren rauchten, die Damen sich mit Handarbeiten beschäftigten oder dafür Sorge trugen, daß der Stoff in den silbernen Karaffen nicht ausging, zwischen Major Schürch und dem Baron zu einem eingehenden Gespräch Veranlassung. Im „Restaurant" fühlte man sich jetzt bei der Herbstwitterung doppelt gemütlich, die Fenster waren geschlossen, die weißen Vorhänge gezogen und im Kamin brannten einige Scheite Holz, die mit ihrem Prasseln und Flackern dem sonst von der Küche aus schon erwärmten Raum eine besonders heitere Stimmung verliehen.

Der Baron sprach von der eigentümlichen Lage, in die junge Leute ohne eigenes Verschulden in Bezug auf ihr Heimatsverhältnis kommen können und daß es sich in einem fremden Staate niedergelassene Eltern zur Pflicht machen sollten, ihre Kinder den Prinzipien und Gebräuchen desjenigen Landes gemäß zu erziehen, in welchem sie aufwachsen. Denn

jeden Augenblick kann doch der Fall eintreten, daß die Ernährer sterben und den Nachkommen nicht die Mittel zu einer schrankenlosen Freizügigkeit gegeben sind. Dann müssen sie sich den herrschenden Verhältnissen anpassen und die Eigenart, die sie durch ihre exklusive Erziehung als Fremde erhielten, haftet ihnen als erschwerendes Moment an. Oder wollen aber die Eltern das nicht, dann müssen sie eine stete Verbindung mit dem Mutterlande pflegen, so daß, wenn eine Katastrophe eintritt, die Kinder mit der Kultur ihrer politischen Heimat wenigstens einigermaßen vertraut sind.

Dem hielt Major Schürch die ungeheure Leichtigkeit entgegen, womit heutzutage ein jeder unbescholtene Erwerbsfähige sich einbürgern kann.

„Und ich huldige der Ansicht, daß ein junger Mann, der auf drei Geleisen läuft, meinetwegen in Deutschland, Frankreich und Italien auferzogen wurde, also drei Sprachen eventuell mit derselben Geläufigkeit beherrscht, unbedingt im Vorteil ist. —"

Baron v. Silfverström lachte und sagte, mit einem Seitenblick auf Giovannino:

„Wir sehen hier von dem Spezialfall ab, denn einen authentischeren Italiener als unser Venturini, der Guitarre spielt und dazu singt, von einem Italiener und einer Italienerin erzeugt ist, in Italien unter dem Einfluß dieser Kultur aufwuchs, giebt es nicht. Aber eben so sicher würden Sie, lieber Baron, gewiß nicht dafür sein, daß man Rüdesheimer, Bordeaux und guten Chianti in ein Glas zusammengießt, weil die Mischung dieser ausgesprochen eigenartigen Gewächse ein Getränk ergeben würde, das nicht mehr zum Mundausspülen taugt. Dasselbe ist der Fall mit der internationalen Erziehung, die ich für den größten Schaden halte, den man

einem Kinde anthun kann. Solche Menschen werden Juden, Juden in der Geschicklichkeit, alles nachzuahmen, Juden in ihrem Gebahren, Juden in ihrem Mut, nur daß ihnen die guten Eigenschaften dieser Rasse, die Liebe zur Bethätigung, die Nüchternheit und die große Treue zu dem angestammten Glauben fehlen! —"

„Sind Sie Antisemit?" fragte Major Schürch, seiner Gemahlin einen bedeutungsvollen Blick zuwerfend.

„Daß mich der Himmel bewahre! — Denn bedenken wir nur das Eine, daß die Deutschen schon längst am Trunk zugrunde gegangen wären, die Franzosen an den Weibern und die Italiener am Spiel oder sonst einer Pestilenz, hätten nicht die Israeliten ihre durch Jahrtausende erworbene Immunität nach Europa herübergetragen und uns dieselbe mitgeteilt. Die anderen Orientalen konnten das nicht thun, weil sie der liebe Gott ihrer Schwerhörigkeit in Glaubenssachen wegen bis heute noch nicht über die ganze Welt zerstreut hat."

„Würden Sie gerne sehen, daß sich die europäischen Juden zum Christentum bekehrten?" fragte die Majorin.

„Vom Standpunkt der Menschlichkeit aus — ja. Denn es ist doch peinlich, tagtäglich mit Leuten zu thun zu haben, von denen man weiß, daß sie zweifelsohne früher oder später in irgend einem Höllenpfuhl hinabgestürzt werden. Uebrigens wird es unbedingt zum universellen Christentum in Europa kommen. Dann ist allerdings die Amalgamierung geschehen und vor den später nachdrängenden Heiden oder Juden müssen wir uns geradeso schützen wie vor einer jeden andern drohenden Macht. —"

Der Major fragte:

„Und stellen Sie sich nun doch einen jungen Menschen vor, der aus irgendwelchem Grunde nirgends heimatsberechtigt ist

und der Deutsch, Französisch und Italienisch gleich geschickt behandelt. Welches Land würden Sie ihm raten, sich zu seinem Vaterland zu erküren?" — — —

Der Baron überlegte einen Augenblick, dann sagte er:

„Sollen wir die Frage vom ästhetischen Gesichtspunkt aus lösen, so müssen wir dabei auch auf den Charakter des bezüglichen Menschen eintreten. Die drei Länder, welche in Frage kommen, sind zu verschieden in ihren Strömungen und das menschliche Leben ist zu sehr Augenblickssache, als daß diese beiden Umstände nicht zu einander in Beziehung gebracht werden müßten. Nehmen Sie ein geistig gelenkes Wesen, ohne tiefere Veranlagung, es wird in Frankreich wahrscheinlich am leichtesten vorwärtskommen. Sagen wir, ein Durchschnittsmensch, dem eine dauernd angenehme Befriedigung der äußeren Bedürfnisse alles ist, muß dorthin gehen. Will jemand keinen zu großen Ueberschuß von Energie verpulvern, wünscht er aber die Befriedigung großer Schönheitsbedürfnisse und ist letztere sogar imstande, ihm über einen gewissen Mangel an äußerem Raffinement, ich meine an Bequemlichkeit und äußeren Komfort hinwegzuhelfen, so ist Italien das Land für ihn. Nirgends kann der Mensch mit seinen fünf Sinnen besser genießen, als in der Heimat Giovanninos, wo ein Spaziergang vor die Thore einer Stadt eine Kunstreise durch zehn Museen bedeutet. Sie glauben jetzt, ich sage das nur in Bezug auf klassische Bauten. Aber nein, ich meine auch die Landschaft, ohne daß es dabei gerade Neapel zu sein braucht. Der Blick von den Wällen Mailands in die lombardische Ebene hinein bedeutet ebensoviel, vielleicht mehr, man kann dabei an das melodische Singen einer zu nächtlicher Stunde aus einer Osteria heimkehrenden Jünglingsschar denken, sie brauchen noch nicht einmal zu singen, sie haben nur nötig zu reden, oder man stelle

sich die Düfte einer Schale voller Früchte vor, wie man sie verschiedenartig fast zu jeder Zeit aus dem Garten holt. Das ist, was Italien immer bietet, mit Ausnahme weniger Gegenden.

Wer aber unausgesetzt arbeiten will und hierzu die Kraft in sich fühlt, der gehe nach Deutschland. Er wird seinen Lohn dafür erhalten. Deutschland ist durch eine Riesenleistung von so und so viel Jahrhunderten groß geworden und ein verhältnismäßig ähnliches Pensum ist dem Einzelnen, der sich emporschwingen will, vorbehalten. Deutschland hat sich nie über seine Lage getäuscht, es wußte genau, daß es lange dauern wird, daß der Moment selbst damals noch nicht gekommen war, als man die napoleonische Fremdherrschaft abgeschüttelt hatte. Und es wartete und wartete und schließlich wurde ihm die Stunde der Entscheidung von außen her aufgedrängt. Das ist das Eigentümliche am Deutschen, daß er, weil er wenig selbstsüchtig ist, seine irdischen Ziele, unter diesen verstehe ich Glück und Zufriedenheit im eigenen Wirkungskreis, leichter und sicherer erreicht als andere, die vor lauter Jagen über das Ziel hinausrennen oder tot auf der Bahn liegen bleiben. Man nannte das deutsche Leben philiströs. Deutschland aber kann alles sein und es wird sich nie dazu verleiten lassen, gewisse Güter aufzugeben, weil sie neben einer verlogenen Modernität veraltet aussehen. Oder sollte es dazu kommen, so wird das den Anfang des Niedergangs bedeuten. Aus den Ereignissen der letzten Wochen und aus den Arbeiten des paneuropäischen Kongresses in Berlin aber ist viel eher zu folgern, daß der gesunde, deutsche Sinn auf andere, nicht in der Blüte stehende Völker belebend wirkt. Und woher mag das kommen, welches mag die Ursache sein? Weil die Kraft, welche die Nation in sich hat, in die Hand eines Einzelnen gegeben ist, nicht unbe-

schränkt, leider, denn dieser Eine müßte dann nicht so manchen seiner Wünsche für die Wohlfahrt des Volkes der Interessenwirtschaft hintansetzen, welcher durch die Verfassung und durch die durch sie garantierten Vertretungen Thür und Thor geöffnet sind . . ."

Es war wundersam zu betrachten, wie sich die Baronin bei derartigen Ausführungen der Männer verhielt. Gewöhnlich besprachen die Frauen, etwas abgerückt und mit leisen Stimmen, häusliche Angelegenheiten. Dann aber war es, als wenn ein unsichtbarer Magnet die Baronin von ihrer Freundin abgezogen hätte, nach und nach wandte sie das Haupt ihrem Manne zu und ihre großen braunen Augen hingen an seinen Lippen als träufle Gold von denselben. Die Welt lacht immer über eine derartige Vergötterung des Gatten von Seiten seiner Frau, aber worüber lacht die Welt nicht auch sonst gerne, wenn nicht über die ernstesten Dinge, die tief in unser sittliches Leben eingreifen. Je einfacheren Geistes die Frau ist, desto bereitwilliger wird sie sich dem Gemahl unterordnen und desto leichter ist das Problem einer glücklichen Ehe gelöst. Das wissen die Weiber und jene sind nicht die dümmsten, die, um ein annehmbares Verhältnis herbeizuführen, oft eine naive Unwissenheit heucheln und Fragen stellen, die sie selbst ganz gut beantworten könnten. Bei Eva Silfverström war die Verehrung, die sie ihrem Gatten entgegenbrachte, durchaus echt.

„Warum macht denn der König von Preußen nicht einen Staatsstreich," fragte sie, „wie ihn seinerzeit der erste Konsul oder der Präsident Louis Napoleon ausgeführt?"

„Mit den Staatsstreichen ist's wie mit den bösen Streichen. Sie sind dem, der sie veranlaßt, förderlich, wenn sie gelingen," antwortete der Baron. „Uebrigens steht dem König von Preußen mehr Macht zu, als Louis Napoleon als

Kaiser der Franzosen besaß. Nein, das Einzige, wodurch sich ein in irgendwelcher Richtung gebundener Regent frei machen kann, sind kriegerische Erfolge."

„Und ich denke mir auch, daß das Leben eines Machthabers, das nicht durch eine derartige Kraftprobe gewürzt ist, stark an Reiz verlieren muß und, namentlich wenn der Betreffende sich viel mit der Geschichte seiner Ahnen beschäftigt, einer Blume ohne Duft, einer Speise ohne Salz gleicht," schloß die Baronin, das feingeschliffene Glas voll roter Himbeerlimonade an ihre Lippen führend. — — —

Micki war müde geworden und wollte die Runde um den Tisch machen, um einem jeden die Hand zum Gute Nachtgruß zu reichen, als ihr der Major auftrug, doch noch einmal zu Tante Adelheid hinaufzusteigen und dort ein Buch zu holen, in welchem er, der Major, vor dem Schlafengehen noch zu lesen beabsichtigte. Micki solle aber recht leise auftreten, damit sie Tante Adelheid, so dieselbe schon zu Bett sei, nicht störe. Micki gehorchte und verschwand. Aber schon nach wenigen Minuten kehrte sie zurück, totenblaß im Gesicht, kaum fähig, ein Wort hervorzubringen. Sämtliche begriffen, daß etwas Außerordentliches geschehen war und folgten, ohne einen Ton zu sagen, dem Mädchen, das behenden Schrittes die Treppe hinaufeilte. Oben fanden sie auf der Schwelle des Rittersaales Tante Adelheid liegen. Sie war tot.

Denn so viel Mühe sich die beiden Männer gaben, die Mutter des Majors war nicht mehr ins Leben zurückzurufen. Alles war vergeblich. Man bettete sie auf ihren Divan, von einer kleinen Schramme, welche sie sich bei dem Sturze zugezogen, träufelte noch etwas Blut herab. Es war gar keine Frage, daß sie ein plötzlicher Schlaganfall getroffen hatte.

Ordnungshalber wurde zum Arzt geschickt. Bis derselbe erschien, war der Körper schon dem Erkalten nahe und es hätte nicht mehr der Manipulationen des Fachmannes bedurft, um mit Bestimmtheit zu erklären, daß das irdische Leben Tante Adelheids erloschen war. Major Schürch und der Baron hielten die Nachtwache. Ersterer hatte aus dem Rittersaal einige hohe, versilberte Leuchter gebracht, die, mit Kerzen besteckt, zu Häupten der Toten aufgestellt wurden. Aber auch die Damen legten sich nicht zur Ruhe, denn, abgesehen davon, daß das Ereignis ihnen jede Schlaflust raubte, stiegen auch sofort die Phantome eines ganzen Heeres kleiner Besorgungen vor ihnen auf. Louis mußte in aller Frühe zum Städtchen fahren, um die zum Transport nötigen Leute zu holen, um die zwei Schneiderinnen, welche die Majorin seit ihrer Verheiratung in Dienst hatte, aufs Schloß zu bringen, die Todesanzeigen zu bestellen und den Geistlichen der protestantischen Gemeinde zu benachrichtigen. Bei all diesem Durcheinander war dem Major ein Umstand aufgefallen, über den sich die anderen nicht weiter den Kopf zerbrochen hatten. Aus der Lage des Körpers vor der Schwelle des Rittersaales war nämlich deutlich zu erkennen, daß die alte Dame vom Atelier des Majors gekommen war. Und richtig, als Major Schürch den folgenden Tag seinen Arbeitsraum aufsuchte, fand er, daß die Draperie vor der Rückwand nicht den gewohnten Faltenwurf hatte, das Standbild der Jungfrau war nicht auf derselben Stelle, die es vordem eingenommen. So hatte sich Tante Adelheid das Zusammensein der andern im „Restaurant“ zunutze machen wollen, um dem Archiv einen Besuch abzustatten. Sie war aber den Anstrengungen, die Statuette mit der schweren Konsole beiseite zu schieben, nicht gewachsen und die begreifliche Aufregung darüber hatte dann die Katastrophe herbeigeführt.

* * *

Die Erbschaftsangelegenheiten waren bald geregelt, das Haus in L. und eine kleine Rente, welche der Amtmann seiner Gemahlin als Witwengehalt hinterlassen hatte, wurden eben Eigentum des Majors. Die Leichenfeierlichkeit war auf den dritten Tag nach dem Tode festgesetzt und ging in der kleinen Stadt in jener einfachen Weise vor sich, wie sie von den reichsten Leuten in der Schweiz beobachtet wird, kein Pomp, keine Trauerwagen, keine Beteiligung der Frauen. In der kleinen Abdankungshalle des Kirchhofes wurde die Bahre mit dem Sarg niedergestellt, die Leidtragenden, unter ihnen der Baron, des Majors Schwager und Giovannino, standen zunächst dem Rednerpult des Geistlichen, darum herum viele Bewohner des Städtchens, Arbeiter der Spinnereien und Bauern aus den umliegenden Dörfern. Der Prediger hob mit larmoyantem Tonfall über den Tod im allgemeinen zu sprechen an, der uns hinrafft, ob wir vorbereitet sind oder nicht. Dann redete er von den besonderen Vorzügen der Verstorbenen, von welcher Lobrede er plötzlich in eine solche auf die vortrefflichen Eigenschaften des seligen Amtmanns überging, der auch hier ruhe, wo schon so viele Heimgegangene ihre letzte Stätte gefunden hätten und wo das Ehepaar jetzt wiederum in Frieden vereint sei. Daß man über den Punkt des Friedens gar nichts Bestimmtes wissen konnte, kümmerte den Redner nicht. Major Schürch aber berührte das wiederholte Hervorheben des Wohlstandes des Amtmanns unangenehm, denn der Major war sich dank seiner besonderen Veranlagung und seinem Leben in einem auserwählten Kreise stets bewußt gewesen, daß namentlich ein Diener der Kirche den Lebensgehalt und den Lebenszweck eines Menschen von einem etwas höheren Standpunkt aus betrachten könnte.

Unfreundlich war das Wetter draußen und trüb war die

Stimmung drinnen, als man am Abend nach der Beerdigung im Speisesaal von Wildegg wieder zusammensaß. Der Regen klatschte an die veriegelten Fenster, der Wind heulte um die Mauern und die Lampe über dem weißgedeckten Tisch flackerte bisweilen leise auf, als dringe das Wehen des Sturmes bis in das Innere des Zimmers. Major Schürch, als der durch den Todesfall am meisten Betroffene, war schweigsam, infolgedessen enthielten sich auch die andern der Rede, man hörte nur das Klappern von Messern und Gabeln, das Klingen des Glaswerks, oder von draußen aus dem Freien herein den Schrei eines Uhus, der, gedehnt und stöhnend, wie das letzte Wort einer langen Totenliste anmutete.

Nach dem Nachtessen blieben die Uebrigen am Tisch sitzen. Josephine brachte etwas Punsch herein, den die Majorin mehr um die Stimmung zu heben als der allerdings nicht unerheblichen Strapazen des Tages wegen in der Küche hatte bereiten lassen. Der Baron saß oben am Tisch, die beiden Damen auf dem Sopha, der Schwager des Majors an der Breitseite, während Giovannino, Micki und Walther in der Ofennische kauerten, wo der Italiener den Kindern einige Griffe auf der Guitarre zeigte. Der Major erhob sich, ließ sich in der Küche eine zweite Lampe geben und stieg in den Rittersaal hinauf.

Major Schürch war nicht abergläubisch. Er hatte in dem eigentümlichen Verhalten Tante Adelheids in Betreff des Archivs stets eine übergroße Pietät gegenüber dem Amtmann gesehen, nur einmal, als er mit Kanonikus Räber in Solothurn gesprochen, war ihm der Gedanke gekommen, es könnte sich in dem Gemache doch vielleicht der Schlüssel zu einem Geheimnis aus dem Leben seines Vaters finden. Dann hatte ja allerdings die Vorsicht, womit Tante Adelheid ein Oeffnen des verbarrikadierten Zimmers zugegeben, die Neugiede des Majors

reizen müssen. Der große Drang, seinem Schwager zu helfen, war hinzugekommen und durch die Gegenwart des Hilfesuchenden von neuem lebendig geworden, so daß, als der Major jetzt durch das kalte Treppenhaus emporstieg, doch allerhand Kombinationen seinen Geist gefangen hielten. Als Major Schürch das Atelier betrat, flog ein Fenster auf, die Thüre fiel krachend ins Schloß, der Wind trieb den Regen herein und löschte die Lampe aus.

Rasch suchte Major Schürch nach Streichhölzern, konnte aber im Moment keine finden. Er tappte mit der Hand auf dem Gesims des Kamins umher und wandte sich dabei der Wand zu, wo vor dem drapierten Eingang in den Hinterraum die Statue der Jungfrau stand, und war es nun, daß sich seine Augen allmählich an die Dunkelheit gewöhnt hatten oder daß von irgendwoher ein geheimnisvolles Licht auf das Standbild fiel, er sah es in goldigem Feuer so deutlich aufleuchten, daß er sogar die Wand mit dem von der Diele herabfallenden, blausammtenen Vorhang zu erkennen glaubte. Dabei hatte es größere Dimensionen angenommen, besaß beinahe die lebenswirklichen Formen wie das Urbild gegenüber den Tüilerien, aufrecht saß das Mädchen da im Sattel, mit der Linken die Lanze im Steigbügel aufstützend, mit der Rechten die Zügel des kleinen, den Kopf nach unten drängenden Pferdes haltend, seinen eigenen Oberkörper aber zurücklegend und das Haupt mit dem Madonnenscheitel in den Nacken geworfen, froh und mutig und unschuldig an den Himmel blickend. Der Major war geblendet von all der Schönheit, er ließ sich auf die Knie nieder und, während die Jungfrau mild zu ihm herabschaute, glaubte er die Worte zu hören:

„Besinne dich, bevor du diesen Raum betrittst. Du lädst eine große Verantwortlichkeit auf dich, denn du mußt mit

einem Bekenntnis vor die Welt treten, das das Andenken deines Vaters in vieler Augen herabsetzt. Du warst bis jetzt einer von denen, welchen Gott beschert, daß sie träumend durch die Welt gehen. Sie brauchen nicht zu handeln, sie brauchen nur zu leben und wirken dadurch. Hier wartet deiner aber eine Aufgabe und hast du sie erkannt, so mußt du sie auch erfüllen. Also überlege . . ."

Der Major fühlte den kalten Nachtwind in seinem Nacken wehen, ein Schauder durchfuhr seine Glieder. Oder sollte ihn Furcht geschüttelt haben, ihn, dessen reines Gewissen bis dahin nie solche empfunden. Er machte noch einige vergebliche Versuche, Licht anzustecken, dann wandte er sich der Thüre zu, einen letzten Blick auf das Reiterstandbild zurückwerfend. Der Heiligenschein über dem Mädchenhaupte glänzte immer noch in bläulichem Schimmer, dann verschwand die Erscheinung ganz. Als der Major durch den Rittersaal ging, trat der Mond hinter einer Wolke hervor und sandte seine Strahlen durch die Bogen der Loggia, daß es auf den alten Rüstungen flimmerte und blitzte wie Tausende von Glühlichtern.

Im Speisezimmer saß die Gesellschaft noch da. Es war kein Grund vorhanden, daß die andern den Major über sein Verbleiben gefragt hätten und die Unterhaltung nahm ihren Verlauf, wie sie denselben während der paar Minuten Abwesenheit Major Schürchs bereits gehabt. Wie es nahe lag, sprach man über die Frage, ob wohl die menschliche Seele noch über das Grab hinaus auf irdische Dinge von gewissem Einfluß sein könne und der Baron erzählte:

„Ich hatte einen jungen Freund, der unter mir in der schwedischen Armee gedient hatte und dessen Vater sehr reich gestorben war. Er mußte sich aber mit einer Anzahl Geschwister in das Erbe teilen, Schlösser und große Ländereien

wurden verkauft, es war einer jener Vermögensabbrüche, wie sie bei den heute herrschenden Erbschaftsgesetzen keine Seltenheit sind. Einer der Brüder war in weniger denn Jahresfrist mit seinem Besitz fertig, ein anderer verausgabte sein Teil langsamer, aber ebenso sicher, indem er sich in geschäftliche Unternehmungen einließ; die Schwestern fielen Mitgiftsjägern in die Hände, die, nachdem die Heirat vollzogen, auch ihr Bestes thaten, um mit dem Kram aufzuräumen. Mein Freund, der seine unabhängige Lage dazu benützt, um sich auf weiten Reisen zu bilden, erwähnte eines Tages mir gegenüber, daß er, wo immer er gehe und sei, von dem Gespenst seines Vaters verfolgt werde, bald sehe er es am Schreibtisch sitzen und ihm, dem Jungen, mit der gewissen Reserve rechnender Leute ein Geldstück reichen, bald sehe er es an seinem Bette stehen, im Gewande eines Pilgers, die Brust von einem Dolch durchbohrt, dessen Griff über der bräunlichen Kutte sichtbar sei. Mein Freund schwor darauf, daß es dieser Geist seines Vaters gewesen, der ihn an einer vollständigen Verzettelung seines Vermögens verhindert habe. Jedenfalls aber glaube ich in dieser Erzählung den Beweis zu finden, daß Seelen auch nach dem körperlichen Tod mit uns in Verbindung bleiben. Andererseits halte ich es schon deshalb für besser, arm und besitzlos zu sterben, weil die Sache wie im Leben auch im Grabe eine gesichertere ist. —“

Der Major hatte neben seiner Gemahlin Platz genommen, er stützte seinen Kopf auf die Hand und würde seinen erregten Zustand wohl kaum haben verborgen halten können, hätte nicht Clementine leise ihren Arm um seine Hüften gelegt und wäre sein Gehirn nicht durch eine neue Erscheinung gefesselt worden, die ihm ganz besonders zu denken gab. Wie er nämlich seinen Blick längere Zeit auf dem munteren Gesichtchen Mickis hatte

ruhen lassen, nahm dasselbe immer mehr den durchgeistigten Ausdruck des Standbildes von oben an, Major Schürch mußte an das erste Mal denken, da er seine junge Frau in den sonnigen Straßen von Paris spazieren führte und plötzlich vor dem Monument stehen geblieben war. War das Zufall gewesen oder schwebte über seinem Leben wirklich eine besondere Bestimmung. Und hätte er sich nicht zu den glücklichsten Menschen zählen dürfen, hatte sich jetzt noch der eine Wunsch erfüllt, den er in Anbetracht der Schwächlichkeit seines einzigen Sohnes immer gehegt . . .

In diesem Augenblick beugte sich die Majorin dicht an das Ohr ihres Mannes. Sie glaubte sich offenbar unbeobachtet und flüsterte Schürch etwas ins Ohr, das dessen ganzes Antlitz erstrahlen ließ. In demselben Moment entzog sich auch die Baronin der Unterhaltung ihres Gemahls, lehnte sich zu den zweien hinüber und nickte, ihr Glas wie zum Zutrinken in die Höhe haltend, wobei beide Frauen bis an die Haarwurzeln erröteten. Und der Major hatte einen fragenden Blick nach dem Baron, den dieser jedoch, wenn er ihn gesehen, nicht hätte verstehen können und den für ihren Gemahl die Baronin mit einer bejahenden Bewegung des Hauptes beantwortete, wobei sich ihr Gesicht wiederum mit tiefem Purpur bedeckte. Und sie hielt immer noch ihr Glas, welches Beispiel jetzt auch Clementine und der Major befolgten und dann tranken sie zusammen, stillschweigend, auf ein glückliches Austragen dessen, was dieses Jahr nicht mehr reif werden konnte.

Als man sich Gute Nacht wünschte, waren Micki und Giovannino die letzten, die nur ungern von ihren erhabenen Sitzen in der Nische des Ofens Abschied nahmen. Micki hatte Giovannino die Ansichten erklärt, welche auf den Kacheln gemalt

waren und hauptsächlich Schlösser aus der Umgegend darstellten. Die Wärme des Ofens hatte den Kindern die Wangen gerötet und Giovannino, der dem Punsch vielleicht mehr als bekömmlich zugesprochen und als Südländer nicht viel ertrug, machte den Vorschlag, daß man die Nacht überhaupt im Speisesaal zubringen und gar nicht zur Ruhe gehen solle. Der Major blickte dem Jungen ernst ins Gesicht, dann faßte er ihn an der Schulter, führte ihn zu Micki, die mit einem Leuchter in der Hand schon unter der Thüre stand, und forderte ihn auf, so zu thun, wie es ihm behage. Und Giovannino legte seinen Arm um die Taille des Mädchens und küßte es auf die Hand mit einer Ergebenheit, die neben aufrichtiger Zuneigung noch mehr Hochachtung verriet. Dem Paare gegenüber stand der Major, an dessen Arm seine Gemahlin hing, draußen auf dem Gang warteten der Baron und die Baronin darauf, daß die andern kommen würden.

Und heute gelang Micki das Einschlafen viel leichter. Sie entkleidete sich mit besonderer Hast, legte sich dann wieder auf den Rücken, die Hände aneinander gepreßt wie ein Steinbild und den Blick kerzengerade nach der Decke gerichtet. Sie betete für die verstorbene Tante Adelheid, Papa und Mama, für Giovannino, den Baron, die Baronin und Walther. Da schreckte sie ein leises Pochen an der Thür aus ihrem Halbschlummer auf. Sie horchte und horchte, hätte man ihre Augen sehen können, sie wären gewiß so groß wie Mühlräder gewesen. Sie hörte aber nur den Regen an die Fenster schlagen, die Rosenzweige mit ihren Dornen über das Glas kratzen und die Wiesel hinter dem Getäfel hinunterrutschen, sonst war es still. Und sie zog das Nachthemd straffer unter den Knieen durch und sie konnte nach der Richtung schauen, von wo sie es hatte klopfen hören. Aber es war unbedingt nichts. Und

sie zog sich zu einem Knäuel zusammen und fühlte sich ganz wohlig in ihrer Mädcheneinsamkeit.

Am nächsten Morgen war einer der ersten Gänge Major Schürchs hinauf in sein Atelier. Die Ritterrüstungen kamen ihm jetzt weniger schreckhaft vor, die Sonne fiel von der Ostseite durch die bunten Glasfenster, während die Loggia den Ausblick auf das von dichtem Nebel überwallte Aarethal bot. Jenseits des Nebelmeeres glitzerte zum ersten Mal auf dem welligen Rücken des Schwarzwaldes der Schnee, während das schweizerische Hügelland noch in den bunten Farben des Herbstes prangte. Die Thüre zum Atelier war geschlossen. Der Major legte die Hand auf die Klinke und sein erster Blick fiel auf die Lampe, welche er gestern in seiner unerklärlichen Stimmung auf ein Tabouret neben die Staffelei gestellt hatte. Die Schachtel Streichhölzer, die er den Abend vergeblich gesucht, lag nicht weit davon. In seiner Hand trug er den Schlüsselbund Tante Adelheids, an welchem auch der Oeffner für die hinter der Draperie liegende Thür hing. Um die Wand frei zu machen, mußte er einen Stuhl nehmen und mit einer Zange einige Messingnägel herausziehen, welche das sammetene Tuch an der Diele festhielten. Vorher schon hatte er die Konsole mit der Jeanne d'Arcs-Statuette in die Mitte des Zimmers geschoben, worauf ihm bewußt wurde, daß das Leuchten des Kunstwerkes in der Dunkelheit der Nacht gar keine absonderliche Erscheinung war, indem die intensive Vergoldung der Figur den geringsten Lichtstrahl zurückwarf. Auch jetzt, am hellichten Tage, konnte Major Schürch auf dem goldenen Heiligenschein gewisse Schimmer wahrnehmen, Reflexe eines Stückchen blauen Himmels, das durch die blanken Scheiben des einen Fensters lugte. Der Major schalt sich einen Thor und sagte sich, daß, wenn heute am Tage seine Statue einen Vergiß-

meinnichtkranz trage, sie wohl gestern in der Finsternis einen Feuerschein ausgestrahlt haben möge. Nichtsdestoweniger gedachte er noch der Worte, welche er gehört und war entschlossen, die ganzen Folgen seiner Handlung auf sich zu nehmen. Endlich war er mit seiner Arbeit so weit, daß die nackte Rückwand überblickt werden konnte, sie zeigte sich als kahle, weiße Kalkfläche, in deren Mitte eine schmale, eiserne Pforte unter einer äußeren Deckthür aus Holz verborgen war. Stahlbänder bildeten Diagonalen und im Schnittpunkt lag das von einer federnden Muschel überdeckte Schloß. Die ganze Einrichtung wies bis jetzt nichts Außerordentliches auf, als daß die obere Thürfüllung drei Initialen *UMB* in Kreide trug, die einzeln genommen, dem Major klar waren, deren Sinn er aber nicht zu deuten vermochte. So glaubte Major Schürch ohne weiteres in das Innere gelangen zu können, als es sich zeigte, daß langjähriger Rost ein Oeffnen der Thüre auf dem natürlichen Wege nicht zuließ.

Der Major eilte hinunter, um den Baron zu holen und beide versuchten nun mit einem Stemmeisen die Thüre zu erbrechen. Dabei machte Herr Schürch seinen Freund auf das Kreidezeichen aufmerksam, für welches dieser jedoch ebenso wenig eine Erklärung fand wie der Schloßbesitzer selbst. Mit der größten Mühe gelang es ihnen, das Brechinstrument zwischen Thüre und Mauer einzuschieben, der Panzer gab einige Centimeter nach, ohne daß indessen Licht aus dem Gemach herausgedrungen wäre, was umsomehr überraschte, da man nie bemerkt hatte, daß die beiden Fenster auf der Südseite des Schlosses verhängt oder verkleidet waren. Schweißtriefend hielten sie in ihrer Arbeit inne, und da Major Schürch erkannte, daß sie noch einer weiteren Kraft bedurften, so läutete er die draußen am Rittersaal hängende Glocke. Dies war das

Zeichen, daß der Knecht in irgendwelcher Angelegenheit seinem Herrn beizuspringen hatte.

* * *

Louis brachte ausreichende Werkzeuge mit, womit man in wenigen Augenblicken die Riegel von dem Eisenblech der Füllung losgelöst hatte, so daß letztere krachend in den Raum fiel. Man drang ein und der Major, der schon eine Kerze bereit hatte, war nicht wenig erstaunt, sich im Innern einer bis aufs Letzte ausgestatteten Kapelle zu finden, in der nur eine bisweilige, unrichtige Aufstellung der Dinge verriet, daß bei der Anordnung eine nicht ganz kundige Hand regiert hatte. Da stand an der Tiefwand ein kleiner Hochaltar aus weißlakiertem Holz, die Wände waren bis zum Fries mit den Stationen in dunklem Marmorton gehalten, die Decke war blau und mit vielen, in der Größe verschiedenen, goldenen Sternen übersäet. Dann standen einige Truhen umher, die dem Major aus den Lebzeiten seines Vaters bekannt waren. Die Hauptaufmerksamkeit jedoch lenkten zwei beträchtliche Haufen Gerichtsakten, Rechenschaftsberichte, Kataster, Steuerregister auf sich, die sämtlich die Siegel eines in der Nähe von Wildegg einstmals existierenden Klosters trugen und offenbar das Material darstellten, womit die Mönche vor der gesetzlichen Aufhebung ihres Heims gegen die ungerechte Maßregel prozessiert hatten. Wie diese Papiere in die Hände des Amtmanns gekommen waren, war Major Schürch ein Rätsel, denn der Handel, der seiner Zeit die Mitglieder des Bundesgerichts beschäftigt hatte, stand dem Wirkungskreis des Verstorbenen völlig fern. Dann fand man in einer in der Mauer eingefügten Stahlkassette Napoleonsd'ors und englische Sovereignes

im Betrage von ungefähr Hunderttausend Francs, die Goldstücke waren in Rollen von je fünfzig Stück gepackt und bedeckten eine Lage Papiergeld ungefähr derselben Werthöhe. Ein Zettel lag bei, worauf die Worte standen: „Eigentum der früheren Mönche von M." Die Sache blieb dem Major völlig unverständlich. Das Kloster war im Jahre 18.. von der radikalen Regierung endgültig aufgehoben, die Güter eingezogen worden. Wie kam dieser Schatz hierher? Der Major als gewissenhafter Mann fühlte, daß hier sein Verfügungsrecht aufhörte und daß die ganze Sache vielmehr die Oeffentlichkeit anging als er vorausgesetzt hatte. Immerhin nahm er seinen Mitarbeitern das Versprechen ab, einstweilen über die Entdeckung zu schweigen. Man ließ alles so, wie man es angetroffen und Louis wurde mit einem Schreiben zum Landammann*) in der Kantonshauptstadt geschickt, um diesen einstweilen von einem Fund von Aktenmaterial und anderen Dingen von Wichtigkeit zu unterrichten. Major Schürch erwartete, die öffentliche Gewalt werde gleich einschreiten, er hatte sich aber, wie wir bald sehen werden, getäuscht.

Erst nach mehreren Tagen erhielt der Major von dem ersten Beamten des Kantons eine kurze Mitteilung, er möge ihm doch einmal, wann es ihm beliebe, die Ehre eines kurzen Besuches schenken. Er habe die Absicht, sich mit ihm in Sachen der auf Wildegg vorgefundenen Dokumente zu besprechen. Aber wie gesagt, er überlasse ihm den Zeitpunkt vollständig und bitte ihn nur, in seinem eigenen Interesse reinen Mund zu halten.

Major Schürch ließ sich von Louis sofort hinfahren und suchte den Herrn Regierungsrat, mit dem er persönlich schon bekannt war, auf.

*). Präsident der Kantonsregierung.

Dieser, mit dem Major ungefähr im gleichen Alter stehend, begrüßte denselben kollegialisch, aber doch mit jenem Respekt, den Durchschnittsmenschen reichen Leuten nicht versagen können. Dann hub er an, nachdem beide Platz genommen hatten:

Der Fall, lieber Herr Major, den Ihre Entdeckung zwischen Ihnen und mir, damit aber zugleich zwischen Ihnen und einer ganzen politischen Körperschaft geschaffen hat, läßt sich leicht lösen. Sie zogen sich, nachdem Ihr Herr Vater diese Welt verlassen, immer mehr von unserer Gesellschaft zurück und werden deshalb den Blick für die gegenwärtige Situation etwas verloren haben. Des öffentlichen Waltens Ihres Herrn Vaters aber werden Sie sich noch wohl erinnern. Er hatte denselben Posten inne, dem ich auch einmal vorgestanden, er hatte es seiner außerordentlichen Beliebtheit beim Volke wegen bis zum Großrat*) gebracht, gehörte also unserem Parlament an, dessen überwiegende Partei damals wie heute noch die radikale war. Ihr Herr Vater, das wissen Sie, galt als einer der bedeutendsten Führer dieser Fraktion . . .

Der Major wollte etwas einwerfen, aber der Regierungsrat ließ ihn nicht zu Wort kommen.

„Welchen Ansichten Ihr Herr Vater in seinem Privatleben huldigte, können wir natürlich nicht wissen und kommt für uns auch gar nicht in Betracht. Ich weiß und es war sogar allbekannt, daß Ihr Herr Vater eine katholische Erziehung genossen hatte und daß er sein Bekenntnis erst aufgegeben, als man ihm als blutarmen Beamten das Messer an die Kehle gesetzt und ihm gedroht hatte, ihn seiner Stelle zu entheben. Nachher diente er, wie ich Ihnen versichere, treu seiner Partei.

---

*) Mitglied der beratenden Kammer im Kanton.

Nun kommen Sie und erzählen mir, daß Sie die sämtlichen Prozeßakten aus einem Handel, den eine Klostergemeinschaft gegen unsere Regierung ohne Erfolg geführt hat, auf Wildegg gefunden haben. Es mag ja sein, daß sich Ihr Herr Vater im Geheimen der Interessen der Kongregationen angenommen hat. — Wozu das aber an die große Glocke hängen? In den Augen der Oeffentlichkeit hat Ihr Herr Vater als Parteimann des Radikalismus gelebt und ist als solcher gestorben ..."

Hier fiel der Major seinem Gegenüber ziemlich heftig in die Rede:

„Als was mein Vater gestorben ist, werde ich an andrer Stelle schon herausbekommen. Eine Hauskapelle, die der Amtmann noch in seinen letzten Tagen auf Wildegg hat einrichten lassen und welche wir erst jetzt mit den übrigen Funden zusammen entdeckt haben, heißt uns eher auf einen Irrtum der öfentlichen Meinung schließen. Bewahrheitet sich das, so werde ich mich als Protestant nicht scheuen, darauf zu dringen, daß seine sterblichen Reste aus der ungeweihten Erde herausgehoben und dort untergebracht werden, wo sie den Ueberzeugungen des Toten nach hingehören. Was sagen Sie aber nun dazu, daß nebst den Akten und einem vollständigen, kleinen Heiligtum auch noch eine Geldsumme im Betrage von zweimal Hunderttausend Francs vorliegt. Wohin gehören diese? —"

Der Regierungsrat äußerte wider Erwarten nicht das geringste Zeichen von Erstaunen.

„Ich verstand bei dem Telegrammstil Ihres ersten Schreibens, daß Sie diese Thatsache weiter nicht erwähnten. Schließlich wußte ich ja auch nicht, ob Ihr Herr Vater damals das Geld seinem übrigen Vermögen beigeschlagen, oder ob er, wie es sich jetzt bestätigt, auf die Dotation zu verzichten entschlossen gewesen. Sie haben mich vorhin unterbrochen, als ich Ihnen

gerade die Hauptsache mitteilen wollte. Die Regierung bedurfte zur Durchführung der Klosteraufhebungen einer starken Mehrheit. Als man den Sieg, zu welchem Ihr Vater vielleicht nur deswegen mit verholfen, weil er eingesehen, daß ein Widerstand von seiner Seite das Los der guten Mönche doch um nichts geändert hätte, errungen hatte, erhielten die einflußreichsten Führer einen Teil der eingezogenen Güter als Gratifikationen. Vielleicht wies auch hier Ihr Herr Vater nichts von der Hand, weil er wußte, daß, wenn er das ihm Angebotene nicht genommen, man einfach einen andern damit beglückt hätte. Daß Ihr Herr Vater sich so verhielt, daß er das Geld, welches er eines Tages seinen ursprünglichen Besitzern offenbar wieder zuwenden zu können hoffte, stets als fremdes Gut betrachtete, ist edel — aber gestatten Sie, Herr Major, — für unsere praktische Welt beinahe zu edel gedacht. Jedenfalls gehört der Reichtum Ihnen, denn dort drinnen (der Regierungsrat deutete nach einem Fach seines Sekretärs) liegen die Quittungen der damaligen Empfänger und die Summe, die Sie mir vorhin nannten, stimmt, wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, mit derjenigen, wofür Ihr Vater meinem Vorgänger den Empfang bestätigte."

Major Schürch war wie aus den Wolken gefallen. Eine Sache wurde ihm immer klarer, daß nämlich sein Vater als gläubiger Katholik gestorben war und ihn nur der Tod verhindert hatte, seine Ueberzeugung durch einen öffentlichen Rücktritt vor der Welt darzuthun.

Der Beamte sprach weiter:

„Sie verstehen auch, warum es Ihrem Herrn Vater nicht möglich war, die Zweimalhunderttausend Francs seinen alten Eigentümern sofort zurückzuerstatten. Die vertriebenen Mönche leben zerstreut in verschiedenen Gemeinschaften Oesterreichs

und Bayerns und bilden keine Korporation mehr. Würdenträger der Kirche, an die sich der Amtmann wohl gewandt haben mag, durften das, was man nach ihrer Ansicht geraubt hatte, aus Opportunitätsrücksichten nicht annehmen, abgesehen davon, daß keiner die Vollmacht dazu gehabt hätte. — Es ist überhaupt schwer, Herr Major, Ihnen, der Sie sich nie mit Politik beschäftigten, die ganze Sache auseinandersetzen. Nehmen wir den Fall, Ihr Vater würde sich zu der Regierung in Gegensatz gestellt haben, es würde ihm doch niemals gelungen sein, die Gesetzesvorlage, welche die Aufhebung der Klöster bestimmte, zu stürzen. Wie sich aber derartige Mißerfolge an der Person selbst rächen, können Sie sich denken. Uebrigens deckte sich der ganze Feldzug mit den Gesinnungen, welche Ihr Herr Vater nach außen hin zur Schau trug. Ihr Herr Vater wollte, so viel mir aus jener Zeit in Erinnerung ist, den Begriff einer Landeskirche überhaupt abgeschafft wissen, weil er sich wahrscheinlich bewußt war, daß der Katholizismus stark genug ist, um auch ohne einen solchen imaginären Stützpunkt zu bestehen. Also steht Ihnen, wenn Sie durchaus nicht Eigentümer des gefundenen Geldes bleiben wollen, das Eine zu thun frei: Gehen Sie nach Solothurn und wenden Sie sich an das Episkopat. Dasselbe wird Ihnen vielleicht Auskunft geben über eine Neubildung der aufgehobenen Klostergemeinschaft irgendwo im Auslande. Ich glaube, der Herr Amtmann hatte in der katholischen Stadt sogar noch einen persönlichen Freund, den Stiftsherrn . . ."

„Der auch mein geschätzter und verehrter Bekannter ist," fiel der Major dem Regierungsrat ins Wort. „Ich war noch vor einigen Wochen bei ihm." — — — — — — — — — —

„Und jetzt," sagte der Regierungsrat in versöhnendem Tone, „müssen wir trotz alledem auf unsere Jugend-

erinnerungen anstoßen. Ich habe mich gefreut, Sie überhaupt wieder einmal zu Gesicht zu bekommen. Sie erlauben doch?" — Er drückte auf den Knopf einer elektrischen Klingel. Ein Dienstmädchen erschien an der Thüre.

„Gehen Sie hinüber nach dem Wirtshaus und holen Sie einen Krug Pilsener! —"

„Bei anständigen Männern dürfen Meinungsverschiedenheiten niemals Antipathieen der Charaktere erzeugen. Uebrigens! Man erzählt sich merkwürdige Geschichten über Sie, Herr Major. Man sagt, Sie tragen sich mit der Absicht, Ihr Töchterchen mit einem wildfremden Burschen zu verheiraten, der Italien anarchistischer Umtriebe wegen hat verlassen müssen. Sie sollen ihn aus einem ärmlichen Pensionat herausgeholt haben? —"

Der Major berichtigte, daß Giovannino niemals in politische Wirren irgendwelcher Art verwickelt gewesen, daß der junge Italiener allerdings höchst wahrscheinlich sein Schwiegersohn werde und daß er, der Major, es besser finde, die Jünglinge und Mädchen eher etwas zu früh zusammenzuthun, als daß sie durch Schwindsucht und andere chronische Krankheiten ihrer körperlichen, durch Langeweile und einer daraus erfolgenden, nervösen Zerstreuungssucht ihrer seelischen Gesundheit verlustig gehen. Diesem stimmte der Regierungsrat, wenn auch mit Reserve, bei. Dann erhob sich Major Schürch und nahm, da er denselben Abend auf dem Rückwege noch in den Fabriken vorsprechen wollte, Abschied. Der Beamte machte nochmals den Versuch, den Major zu überzeugen, daß das Geld keinen berechtigteren Eigentümer als ihn habe, doch stieß er dabei auf ein festes, unerschütterliches Verhalten Herrn Schürchs. Die beiden Männer trennten sich schließlich wie Freunde, die sich gegenseitig hochschätzen, bei denen aber

jede Aussicht auf engeren Verkehr von vornherein ausgeschlossen ist.

Als der Major bei Einbruch der Dämmerung in Niederlenz eintraf, hatte der Prokurist, ein umsichtiger und thätiger Geschäftsmann, eine frohe Botschaft für seinen Herrn. Es schwebte nämlich schon lange das Projekt, die sämtlichen Dorfschaften des Aathales durch eine Kleinbahn untereinander zu verbinden. Dieser Schienenstrang sollte von einer Station der an die deutsche Reichsbahn in Basel anschließenden Nordostbahn ausgehen und in direkter Linie bis an die Ufer des Vierwaldstättersees in die Innenschweiz dringen. Man wußte, daß eine englische Gesellschaft die Ausführung des Planes in ihr Bereich gezogen hatte. Nun war die Thalsohle in Niederlenz durch die Schürchschen Fabrikanlagen gesperrt und ein Ankauf von Ländereien durch die Gesellschaft sicher geboten, es wäre denn, die Ingenieure hätten sich entschlossen mit einem unverhältnismäßig größeren Kostenaufwand das stark kupierte Nebengelände zu durchstechen. Der Prokurist hatte durch einen Zufall Einsicht in die Voranschläge gethan, wo eine Expropriation des Terrains mit den Fabriken in Aussicht genommen war. Man konnte also von heute auf morgen ein Angebot von Seiten der Gesellschaft erwarten. Der Prokurist bat Major Schürch, in einem solchen Falle eigenmächtig unterhandeln zu dürfen, was der Major seinem Angestellten als einen Mann von lauterster Ehrlichkeit ohne weiteres gewährte. Dann setzte sich der Major in die Ecke seines gedeckten Wagens, womit Louis von Wildegg herübergekommen und hinaus gings in das Dunkel der Herbstnacht.

Major Schürch empfand es als eine große Erleichterung, daß das Geheimnis, welches infolge des rücksichtslosen Verhaltens Tante Adelheids über dem Charakterbild seines Vaters

so lange geschwebt hatte, nun endlich gehoben war. Gewiß, Kanonikus Räber hatte durchaus recht, wenn er sagte, daß es für die Welt, nämlich für diejenige, auf welche der Vater des Majors als junger Beamter seiner Zeit angewiesen war, eine große Enttäuschung bedeutete, wenn es öffentlich wurde, daß der Amtmann im Gegensatz zu seinem äußeren Leben als treuer Anhänger der Kirche die Augen geschlossen. Anderseits erkannte der Major die Pflichten wohl, die ihm aus der Entdeckung dieses Umstandes erwuchsen. Er mußte die irdischen Reste seines Vaters an geweihter Stelle unterbringen, dann durfte der Schatz, den man gefunden, nicht länger den rechtmäßigen Eigentümern vorenthalten werden. Daß dadurch für den Major wie für seine ganze Familie ein Uebertritt zum alten Glauben selbstverständlich wurde, ist klar. Dann beschäftigte ihn die Zukunft Marias und Giovanninos, denn man konnte die Kinder nicht mehr lange, so wie sie das jetzt gethan, durchs Leben gehen lassen. Aber was sollten sie beginnen? Denn wenn er seinen Plan so durchführte, wie er jetzt vor ihm lag, blieb für die Kinder kein genügender Unterhalt. Sie mußten wohl oder übel ihren Weg allein gehen. Major Schürch hatte einmal von einem Schöngeistler den Ausspruch gehört, daß es kein größeres Verbrechen gebe als wenn Eltern ihren Kindern eine gute Erziehung (was man eben im besten Sinne eine solche nennt) angedeihen lassen, ohne ihnen die genügenden Mittel sicher gestellt zu haben, um unabhängig den Grundlätzen, in denen sie auferzogen, weiter leben zu können. Der Major dachte sich, zuerst würde er einmal, wenn er nochmals ein Erziehungswerk zu vollenden hätte, seine Zöglinge je vierundzwanzig Stunden die Woche fasten lassen, denn es ist schwer, als reifer Mensch mit den Vorteilen des Hungergurts und den Delizien eines Quarkkäses vertraut

zu werden. Ebenso würde er von Zeit zu Zeit seine Kinder in Lumpen unter die Menge gehen lassen, nur damit sie durch die Bemerkungen, denen man auf diese Weise ausgesetzt ist, jene Schlagfertigkeit und jenen frischen Humor gewinnen, welche Leute, die auf schwanken Grundlagen zu leben gewöhnt sind, auszeichnen. Wie viele greifen, wenn eine erste, vorübergehende Bitternis an sie herantritt, zur Pistole. Man kann sich denken, daß ein anständiger junger Mensch sich umbringt, weil es ihm an Wäsche fehlt und er keinen reinen Kragen mehr zum Umbinden hat. Dabei, was ist das Wesen des reinen Kragens als daß er mehr Schmutzhälse umfaßt, denn saubere.

Als der Major so überlegte, schlugen plötzlich bekannte Stimmen an sein Ohr. Es waren der Baron und die Baronin, die Spaziergänge bei regnerischem Wetter liebten und die dem Major entgegengegangen waren. Sie stiegen ein und die Baronin mußte sich, da kein Gegensitz war, zwischen den beiden Herren niederlassen. Dann ging es auf der dunkeln Landstraße weiter, während oben vom Westende des Kestenberges die Lichter des Schlosses leuchteten. Major Schürch war das Zusammentreffen mit dem Baron lieb, weil er diesem seine Gedanken mitteilen konnte, die ihn jetzt gerade in Betreff Marias und Giovanninos beschäftigt hatten. Er fragte seinen Freund um seine Meinung und der Baron sagte:

„Allerdings. Die Grundlage aller menschlichen Kultur ist der Ackerbau. Wäre die Erde reich genug, damit die Menschen von dem, was von selbst wächst, leben könnten, so hätten wir nie einen Fortschritt gehabt, wir wären alle noch Jäger und Fischer, wie es unsere frühesten Vorfahren waren. Ich weiß nun nicht, warum man die Laufbahn eines jungen Erdbewohners nicht in gleicher Weise beginnen läßt und warum man nicht einen jeden Menschen, sobald er über die nötigen

Kräfte verfügt, dazu anhält, eine Zeit lang wenigstens den Boden zu bebauen, das heißt, an dieser Urbeschäftigung das Arbeiten überhaupt zu erlernen. Ich bin überzeugt, es würde niemandem etwas schaden, Tausenden aber nützen. Das unbegabteste Wesen kann einen Spaten in die Hand nehmen und wo der Mensch hinkommt, die Weltstädte abgerechnet, wird er dementsprechende Arbeitsgelegenheit finden. Nehmen wir z. B. den Fall, ein Taglöhner und ein gelernter Uhrmacher, doch immer noch ein einfaches Handwerk, durchstreifen eine Gegend. Auf einem Flächenkilometer wird der Bauer mehr Verwendung finden als der Uhrmacher auf zehntausend. Dann ziehe man den wohlthätigen Einfluß auf den Körperzustand in Betracht. Ich gebe zu, daß in den Militärstaaten in dem obligatorischen Dienst schon ein gewisser Ersatz für diese Muskeln und Seele stärkenden Lehrjahre der Erdbebauungskunst vorhanden ist. Aber wie steht es damit in den andern Ländern? Uebrigens fällt mir da eben ein, ein Volk, das nie zu einer richtigen Ausübung des Ackerbaus kam, sind die Indianer Nordamerikas, weil ihnen ihr Land zu viel unverdienten Unterhalt eintrug. Jetzt sind sie häufig gezwungen, schwere Arbeiten auszuführen und erliegen nach kurzer Zeit der Lungentuberkulose. Genau so ist es mit dem Kulturmenschen. Eigenhändiges Mitwirken in der Landwirtschaft ist für den jungen Mann die beste Vorschule des Lebens, er wird den größeren, körperlichen oder seelischen Anstrengungen, welche der Kampf in der Gesellschaft und mit der Gesellschaft von ihm fordert, besser entsprechen können. Ein unwissender, aber ehrlicher Landarbeiter wird, umgeben von dem richtigen Personal, die Geschäfte des größten Bankinstitutes immer noch besser führen als ein intelligenter, aber schwindelhafter Weltmann . . ."

Der Major lächelte, da ihm die Vorliebe des Barons für

Paradoxe bekannt war, er wußte aber auch den wahren Kern, der darin steckte, zu schätzen. Der Baron fuhr fort, Major Schürch die Worte sozusagen von der Zunge nehmend:

„Sehen Sie, Sie haben da z. B. die schöne Besitzung Wildegg. Nie haben Sie dieselbe lukrativ zu machen gesucht, Sie überlassen die Bearbeitung einem Pächter, der, weil ihm die Kompetenzen fehlen, nicht das herausschlagen kann, was herauszuschlagen wohl möglich wäre. Uebergeben Sie das Ganze einem jungen Menschenpaar, das mit aller Energie und Kraft der Jugend an die Ausbeutung herantritt und ich glaube, über kurz oder lang wird das Gut, das bis anhin ein Luxusgegenstand gewesen, goldene Zinsen abwerfen, abgesehen von der allerschönsten Lehre, die die Zweie durchmachen können. Seien Sie überzeugt, mit dem Bewußtsein, daß man etwas will, daß man für etwas verantwortlich ist, wachsen die Fähigkeiten und der Ernst der Anschauungen mehr als im einfachen Verhältnis. Ich würde allerdings den zwei jungen Leuten einen gelernten Ratgeber zur Seite stellen. Diesen finden Sie in jedem Ackersmann der Umgegend. Aber selbst dann, wenn die Felder verdorben würden, wenn die Forste durch Unwissenheit der Bearbeiter Schaden leiden sollten, so ist das, was die Experimentierer für ihre Gesundheit einheimsen mehr wert als die eventuellen materiellen Verluste. Denn Nachlässigkeit im Landwirtschaftsbetrieb (und in diesen Fehler werden Anfänger am ehesten verfallen) ist weniger schlimm als von Habsucht geleitete Ueberanstrengung der fruchttragenden Erde. Diese kann allerdings aus einem Eldorado bald eine Wüste schaffen. Es ist ganz ähnlich wie . . .“

Die Baronin unterbrach den Baron. Sie hatte sich zwischen den beiden Herren niedergebeugt, um einen Gegenstand aufzuheben, der ihr entglitten war und da befiel von

15*

außen der Schein einer Laterne auch ihr schönes, jetzt beinahe robust aussehendes und bei der herrschenden Witterung in den Farben doppelt lebhaftes Antlitz.

„Ja! Wie meintest du? Womit verhält es sich ganz gleich?"

Der Baron strich seiner Gemahlin die vom durchsickernden Regen feucht gewordenen Blondsträhnen aus dem Gesicht.

„Mit euch Frauen, mein lieber Schatz! Viele Männer stören den Ehefrieden meist schon dadurch, daß sie in der törichten Ueberzeugung ein Ideal geheiratet zu haben, alles Mögliche und Unmögliche von ihren besseren Hälften verlangen. Wissen, daß wir mangelhafte Geschöpfe sind und daß selbst ein Weib, möge es uns noch so sehr in einem Strahlenkranz der Vollkommenheit erscheinen, auch seine Fehler besitzt, nicht mehr geben kann als es hat, das wird eine Ehe glücklich gestalten."

In diesem Moment hielt der Wagen vor dem Portal des Schlosses. Für Micki und Giovannino aber waren die Würfel gefallen.

* * *

Man stand im Dezember. Schon die ersten Tage des Christmonats hatten Schnee gebracht, weiß lag es vor dem Thore des Schlosses, weiß auf den Terrassen, wo man im Sommer so manche frohe Tafelstunde gehabt, weiß auf Wiesen und Aeckern, auf den Höhen, in den Thälern bis an die wie eine Silberburg sich auftürmenden Alpen. Aus besonderen Gründen hatte man beschlossen, die Winterwohnung im Städtchen nicht mehr zu beziehen, man fühlte sich wohl in den großen und durch gute Kachelöfen leicht heizbaren Räumen. Man kam sich vor wie eine kleine Menschenschar, die durch ein imposantes Naturereignis von der übrigen Welt abgeschlossen,

dabei doch alle Annehmlichkeiten eines komfortablen Lebens genoß.

Giovannino hatte, so gut es ihm eben gelungen war, das Portrait Clementinens zu Ende geführt und arbeitete nun an einem Bildnis des Majors. Der Baron und die Baronin waren auf Weihnachten nach ihrer Heimat gereist, hatten aber versprochen, noch vor Frühlingsanfang wieder zurückzukehren. Dafür war die Frau des Schwagers aus Mühlhausen mit einer lärmenden, halbwüchsigen Kinderschar eingetroffen, so daß es auf Wildegg trotz der winterlichen Abgeschlossenheit an Bewegung nicht fehlte.

Der Verkehr mit diesen Kindern war das besondere Vergnügen von Micki und Walther. Letzterer behagte sich darin, den kleinen Sextanern seine Weisheit auszupacken, wobei er regelmäßige Repetitorien mit ihnen abhielt, was nicht ohne ernste Begründung war, da sie ihren Urlaub nur unter der Bedingung, sich selbständig während ihrer Abwesenheit auf der Höhe ihrer Klassen zu halten, bekommen hatten. Micki vergnügte sich mit den kleinen Mädchen, denen sie Handarbeiten zeigte, Geschichten vorlas, mit denen sie blinde Kuh spielte, wie das eine gelernte Kindergärtnerin nicht besser hätte thun können. Dann kamen die Freuden in der freien Natur, die Schlittenfahrten unter Louis Führung, weit in das schneebedeckte Land hinaus, wo man auf der ganzen immensen Fläche nichts sah als hie und da einen Weiler, aus dessen Kaminen dünne Rauchsäulen aufstiegen oder eine Schar Krähen, die mit lautem Geschrei und wuchtigem Flügelschlag ihre schwarzglänzenden Körper über die Gegend trugen. Die Spuren der Eichhörnchen sah man jetzt wie von winzigen Hundepfötchen eingedrückt über die Schneedecke hinlaufen, die Falken schüttelten ihr Gefieder, wenn sie vom Jagdzug zurückkamen

und in ihre Mauerlöcher schlüpften, die womöglich während ihrer Abwesenheit verweht worden. Mächtige Eiszapfen hingen am Dach und an den Söllersteinen und glitzerten, wenn die Sonne schien, wie feingespitzte Lanzen aus Kristall. Nicht weit vom Berge, in der Richtung nach Niederlenz hin, lag ein Teich, den Louis gesäubert hatte, man lief Schlittschuh, schlittete auf einfachen Holzschlitten, die den Berg hinuntersausten wie Geschosse aus einer Kanone losgelassen, man inszenierte künstliche Lawinenstürze und bewarf sich gegenseitig mit Schneebällen bis irgend jemand, ernstlich getroffen, ein Zeter=Mordio anstimmte, man zupfte an den herabhängenden Zweigen der Tannen, daß es den darunter Hingehenden wie weißer Puder auf die Kleider fiel. Kurzum, man lebte mit dem Winter und wärmte sich, wenn er einem zu arg zugesetzt, an den Oefen und mit Grog oder Thee. Der Major und die Majorin kannten noch ein besonderes Mittel, um ihr Blut in Wallung zu bringen, das war ein Blick, den der eine Teil schenkte und der andere Teil auffing, wobei in beider Augen ein hoffender Schimmer aufleuchtete, ein Vorglanz der Segnung, die ihnen der kommende Sommer bringen sollte. Und Clementine lächelte bei solchen Gelegenheiten, als schäme sie sich dessen, was sie bestimmt fühlte und was sie vielleicht nie mehr gefühlt hätte, wäre nicht ihre lautere Natur so nahe am Rande der Sünde zurückgeschreckt. Micki und Giovannino aber fanden hie und da einen Moment, wo sie sich unbeobachtet und verstohlen die Hände drücken konnten und das goß ihnen ein Feuer in die Körper, wie es die jungen Leute unbeaufsichtigt von den Erwachsenen ohne Gefahr nicht mehr ertragen hätten. Micki war groß und stark geworden und schritt einher wie eine Zwanzigjährige.

Um diese Zeit wurden die Käufe der englischen Gesellschaft

für die Errichtung der Zweigbahn abgeschlossen. Wie der Geschäftsführer Major Schürchs vorausgesehen hatte, kam auch die Reihe der Expropriationen an das Niederlenzer Fabrikareal, und der geschickte Bevollmächtigte brachte es zustande, daß die Engländer die ganze Anlage, so wie sie dalag, übernahmen. Es handelt sich nämlich darum, auf dem Platz Bahnhof, Schuppen und Rollmaterialdepots zu bauen und da die kleinen Grundbesitzer der Umgebung ihre Forderungen zu sehr in die Höhe schraubten, so war es den Finanzleuten bequemer, das Angebot Major Schürchs anzunehmen, das sie so und so vieler Verhandlungen mit Dritten überhob. Der Erlös aus dem Verkauf gab dem Major ein neues Vermögen in die Hand, das sein ursprüngliches Privatkapital überstieg. Aber auch ohne diesen Glückszufall hätte er die Reise unternommen, welche er jetzt gleich die nächsten Tage anzutreten gedachte und deren Zweck eine Unterredung mit Domherr Räber in Solothurn war in Sachen der zweimalhunderttausend Francs. Außerdem wollte er noch verschiedene Fragen, die ihm viel näher lagen, an den Freund seines verstorbenen Vaters richten. Vorher hatte er seinen Schwager in Mühlhausen davon unterrichtet, daß er nunmehr in der Lage sei, mit einer beträchtlichen Kapitaleinlage rettend einzuspringen.

Diesmal fuhr Major Schürch mit angenehmeren Empfindungen in die beschneiten Juraberge hinein als vor zwei Monaten. Es war gerade die Zeit der Wahlen und Major Schürch war gespannt, wie dieselben im Kanton Solothurn ausfallen würden, wo sich, wie er wußte, zwei Parteien, eine ultramontane und eine liberale schroff und beinahe gleich kräftig gegenüberstanden. Mit Aufmerksamkeit verfolgte er die Namen der verschiedenen Stationen, über deren nicht endenwollende Reihe er nach und nach aus reformiertem oder gemischt

konfessionellem Land in rein katholisches hineingetragen wurde. Die Fenster des Abteils, in welchem der Major mit noch einem Fahrgast saß, waren gefroren, die Eiskruste taute jedoch unter dem Einfluß der Leitungswärme ab und durch die freien Stellen hatte man den Ausblick auf das offene Feld, wo zwischen dampfenden Wasserläufen die Schneeflächen sich breiteten, wo hie und da ein Bauer, sonntäglich gekleidet, die Landstraße lang zog, die Pfeife im Mund, das Halstuch zweimal unter dem Kinn durchgeführt und in Bart- und Kopfhaar grauen Reif. An Kreuzwegen standen Kruzifixe, solid aus behauenem Stein aufgeführt. Die Dornenkrone des Christus, die ausgestreckten Arme, sämtliche der Wetterseite zugekehrten Flächen des Bildes waren mit Eis und Schnee behaftet, von den Füßen hingen lange Zapfen herab. Kommt der gläubige Wanderer an einem solchen Kreuz vorbei, so lüftet er jeweilig seine Kopfbedeckung. Diese einfache Handbewegung, vom Respekt vor dem allgegenwärtigen Schöpfer und Herrn geführt, mag wohl den religiösen Sinn im Volke besser erhalten als stundenlange Sermone mit mehr oder weniger Geistesfülle. Der Zug hatte das letzte Dorf vor S. verlassen und näherte sich der Kantonshauptstadt. Aus weiter Ferne grüßte von den hohen Aareufern herab schon die Kathedrale, die Festungswälle, die alten Türme legten sich darum herum als wollten sie das Gotteshaus schützen vor Eingriffen räuberischer Fanatiker, unten floß das Wasser vorüber, bedächtig, azurblau, ein Stück freien Himmels widerspiegelnd und die Sonne ließ den goldenen Hahn auf der Jesuitenkirche in der Luft blitzen. Major Schürch stieg aus.

Es ging gegen ein Uhr mittags, als sich wieder die Thüre des kleinen, aber herrschaftlich aussehenden Chorherren-

hauses öffnete und der Kanonikus den Major mit den Worten begrüßte:

„Heil dem Pilger aus Wildegg! Was führt Sie nunmehr her? Wiederum schlechte Geschäfte in den Reichslanden? — Heute kommen Sie aber nicht so billig weg. Heute müssen Sie mir schon die Ehre geben an meiner bescheidenen Sonntagstafel teil zu nehmen. Nicht wahr, Herr Major? —"

Nachdem man sich eine Zeit lang über nebensächliche Dinge unterhalten hatte, klingelte es wieder und elastischen Schrittes trat vom Flur ein junger Mensch herein, den Major Schürch sofort als einen der jungen Offiziersaspiranten erkannte, die sich bei seinem früheren Besuche mit in der Gesellschaft in der „Krone" befunden hatten.

Der Kanonikus glaubte vorstellen zu müssen:

„Der junge Herr v. Wallier, mein Neffe — Herr . . ."

„Ich habe schon die Ehre gehabt," sagte der Major, drückte dem Militär, der in seiner nagelneuen Uniform recht forsch aussah, die Hand. Man setzte sich zu Tisch.

Während des Essens wurde einem feurigen Italienerwein tüchtig zugesprochen, die Rede kam natürlich auch auf Politik und der Kanonikus äußerte seine Besorgnis in Betreff des möglichen Ausganges der Wahlen. Man fürchtete thatsächlich, daß dieses Mal in dem kleinen Solothurn die Mehrheit des Kantonsrates liberal ausfallen könnte, der junge Offiziersaspirant teilte diese Sorge auch, denn, sagte er, der katholische Soldat ist besser zu leiten. Die strenge Disziplin, welche die Kirche durch ihre Hirten auf die Pfarrkinder ausübt, ist eine gute Vorbereitung auf den Waffendienst, in welchem auch manches gefordert und gethan werden muß, ohne daß man im Moment die Skrupeln und Zweifel eines jeden Einzelnen berücksichtigen kann. Auch hier handelt es sich um ein Prinzip,

das in der Weltordnung anerkannt worden und das sich durch die Weltordnung selbst beweist."

Kanonikus Räber schüttelte den Kopf und fügte bei, daneben aber habe man in der Kirche noch die heiligen Bücher und die ganze Tradition, und es sei merkwürdig, wie sich Zweifler und antikirchlich Gesinnte gerne gegen Thatsachen auflehnen, die, wenn sie heute vorkämen, ihnen ganz natürlich erscheinen würden, weil sie aber vor Jahrhunderten geschehen, einfach als Lügen hingestellt werden. Es wundere sich heute niemand darüber, daß man von München nach Berlin eine menschliche Stimme wahrnehmen könne, man weigere sich aber zu glauben, daß Gott aus dem Himmel herab zu denen, welchen er besonders wohl wollte, geredet! — — —

Dann kam man auf die Familie des Majors zu sprechen und der Kanonikus erkundigte sich mit großer Teilnahme nach Frau Clementine, nach den Kindern, er ließ sich die Einzelheiten des plötzlichen Todes Tante Adelheids erzählen. Hierbei hatte der Kanonikus für den Major einen Blick, der diesem sagte, daß nunmehr der Stiftsherr durch keine Rücksicht mehr gebunden sei. Natürlich aber enthielt man sich in Gegenwart des Dritten noch jeder Erwägung der den Major persönlich betreffenden Angelegenheiten.

Der Aspirant hatte für den Nachmittag etwas vor und verabschiedete sich, zuerst von Major Schürch, dann vom Domherrn, seinem Onkel. Die beiden Herren saßen jetzt allein im Studierzimmer, der Mokka dampfte aus zwei kleinen Tassen, die die Köchin schon draußen in der Küche gefüllt hatte, eine Flasche französischer Kognak stand daneben, als endlich Major Schürch mit dem, was sein Herz bedrückte, herauskommen konnte:

„Sie fragten mich vorhin, Hochwürden, was mich heute

zu Ihnen führe. Es ist eine Gewissenssache. Sie müssen mir helfen einen Auftrag zu erfüllen, den ich von meinem Vater erhalten habe und ..."

„Aha!" rief Domherr Räber aus. „Sie haben das Archiv geöffnet. Nun wohl, freuen Sie sich Ihres Reichtums und genießen Sie denselben in Frieden. Das Geld gehört Ihnen."

Der Major rief ungeduldig:

„Aber Sie wissen doch jedenfalls ..."

Der alte Geistliche schnitt ihm das Wort ab:

„Ich weiß, ich weiß. Und als Beleg — hier!" — Damit stand er auf, öffnete seinen Schreibtisch und entzog einem Fach ein Papier, das eine Art Schenkung des ganzen Schatzes an die Kirche darstellte. „Aber wir können die Sache nicht annehmen und ich habe es damals schon Ihrem Herrn Vater gesagt. Wenn ich das Papier behielt, geschah es, weil mich mein Freund direkt darum bat."

„Also ist der Amtmann doch wohl im besten Einvernehmen mit seinen inneren Ueberzeugungen gestorben?" fragte der Major, während jeder Zug in seinem Gesichte eine große Erwartung aussprach.

„Ihr Herr Vater, dafür bürge ich mit meinem Seelenheil, war fest entschlossen, aus seinem Abtrünnigkeitsverhältnis herauszutreten und unter Auffichnahme aller Bußen die Erlaubnis zur Rückkehr in den Schoß der Kirche zu erwerben. In dieser Stimmung verließ er mich, als ihn gleich darauf der Tod ereilte. Ich möchte sogar behaupten, daß er im Zustand der Gnade in die Ewigkeit gegangen ist, um was ich ihn beneide. Lassen Sie Ihren Herrn Vater irgendwo in geweihter Erde bestatten, die Licenz wird Ihnen nirgends verweigert werden. Was aber die Geldangelegenheit anbelangt, so wiederhole ich, es ist mir unmöglich, darin etwas zu thun. Die

früheren Eigentümer sind nicht mehr und Sie haben das einzige Anrecht darauf. Aber — da fällt mir ein — wenn Sie die zweimalhunderttausend Francs durchaus los sein wollen, geben Sie sie Ihrem Schwager. Sie erzählten mir doch so etwas, daß er als Geschäftsmann eines Zuschusses bedürfe. Und Glück wird auch daran haften, denn es waren heilige Leute, von denen es herstammt. Denken Sie an Frau Clementinens Freude, wenn sie sieht, daß Sie Ihrem Bruder helfen können . . ."

Das war ein greller Blitz der Erleuchtung in dem Gedankengang des Majors. Daran hatte er gar nicht gedacht. Sein Schwager konnte mehr brauchen als der Verkauf von Niederlenz eingebracht, zudem konnte er ihm die Zweimalhunderttausend schenken und war so der Pflicht, den Teilhaber zu spielen, überhoben, welchen Umstand er bei seiner angeborenen Abneigung gegen alle geschäftliche Bethätigung besonders angenehm empfand. Zugleich war auf diese Weise ein gutes Werk gethan, denn neben Herrn Brüngker waren ja noch viele andere, die von den Einkünften der Firma lebten und die mit dem Untergang derselben ihr Brot verloren hätten.

Der Kanonikus kam nochmals auf das Verhältnis der Kirche zu persönlichen Schenkungen zu sprechen.

„Wir müssen uns so hüten, der gegnerischen Presse den geringsten Anlaß zu Verleumdungen zu geben, daß wir sogar bei Verteilungen unserer eigenen Legate mit der größten Vorsicht zu Werke gehen. Unterstützen wir einen studieneifrigen Menschen, der, ohne daß wir es wissen, in irgend einem Erdenwinkel einen reichen Verwandten besitzt, so heißt es, wir hätten es auf den künftigen Erben abgesehen. Oder ist dem jungen Mann später eine glänzende Laufbahn beschieden und giebt er uns zurück, was wir vordem für ihn ausgelegt, so wird behauptet, wir hätten das geahnt und mit der Intelligenz Wucher

getrieben. Nein, nie und nimmer dürfen wir uns erlauben, aus Ihren Vermögensverhältnissen einen Vorteil zu ziehen, dagegen würde ich gerne zu Ihnen barfuß durch den Schnee wandern, um Ihr Töchterchen mit ihrem zukünftigen Eidam zusammenzugeben. Jetzt wollen wir diese ganze Archivgeschichte ruhen lassen und einen Spaziergang machen, Herr Major. — Unsere Wälle sind wunderbar schön, wenn die ganze Landschaft ringsum mit Schnee bedeckt ist. Sie sind doch dabei, Herr Major? —"

Während die Dienerin Herrn Räber einen schweren, beinahe bis an die Füße reichenden Pelzmantel anzog und der Domherr sich selbst den schwarzen Seidenhut und einen einfachen Rohrstock mit silbernem Knauf aus dem Kasten holte, sagte er, dem Major höflich den Vortritt lassend:

„Ja, dieser Marder ist auch so ein Kuppelpelz, das Resultat unserer bekannten Praktiken. Starb da vor einem Jahr einer der verbannten, französischen Prätendenten in einem unserer Bäder, der Herzog von N. —; Sie haben doch jedenfalls von ihm gehört. Nun, da ich mich während seines Aufenthaltes auch gerade zum Kurgebrauch dort befand, so spielte ich mit dem alten Herrn, ohne näher zu wissen, wer er war, jeden Nachmittag eine Partie Schach. Dafür hinterließ er mir nach seinem Tode den Pelz. —"

Die beiden Herren gingen an der St. Ursuskirche vorüber, dann schritten sie unter dem spitzgewölbten, von zwei gigantischen Mauertürmen flankierten Thore durch. Aus niedrigen Schießscharten streckten alte Mörser ihre jetzt unschuldigen, einst aber Feuer und Verderben speienden Mäuler hervor. Dann bogen sie links ab und gelangten auf die Schanze, die sich wie ein granitener Stern mit vielen spitzwinkligen Strahlen um die ganze Stadt herumlegte. Hier wanderten

Major Schürch und der Kanonikus auf und ab, während sich der rote Ball der Sonne langsam dem westlichen Horizont näherte. Andere Erwachsene gaben sich demselben Lustwandeln hin, dralle, pausbäckige Mädchengestalten, Pelzmützen auf den Köpfen und schwarze Strümpfe an den dicken Waden kamen, die Gesichter von der Bewegung noch gerötet, die Schlittschuhe an Lederriemen über die Arme gehängt, von irgendwelcher Eisbahn. Scharen von Schulknaben, die Hände in den Hosentaschen und die Lippen feucht vom Atem, liefen hinter ihnen her, einige trugen bunte Kopfbedeckungen, was anzeigte, daß sie Besucher des städtischen Gymnasiums waren. Die Mädchen wie die Knaben grüßten den Priester ehrerbietig, etwelche gingen sogar auf ihn zu und reichten ihm die Hände. Und er hatte für ein jedes ein wohlwollendes Lächeln, ein freundliches Wort, eine väterliche Liebkosung, die Gesichter der Kinder strahlten, wenn sie schreiend und jubelnd davon liefen und mit ihrem groben Schuhwerk den ungebahnten Schnee aufwirbelten, so daß es den Gritlis und Martelis unter die kurzen Röcke und den Buben in die Hosen stäubte.

„Also Sie haben nun wirklich im Sinn, die beiden Kinder zusammenzuthun? Nun ja, nach den Landesgesetzen geht es ja. Sie stehen gerade an der Altersgrenze. Das Mädchen wagt dabei weniger als der junge Mann. Für ihn könnte man beinahe fürchten, wenn er nicht einen sehr starken Charakter hat.“

„Aber das ist es eben!“ rief der Major in einer bei ihm sonst nie gekannten Ekstase aus. „Ich würde die Sache von Anfang an unterdrückt und im Keime erstickt haben, wäre ich nicht zugleich zu der Ueberzeugung gekommen, wie gut sie mit ihren Veranlagungen zu einander passen. Ich meine dabei nichts Physisches, sondern was den Seelenwert anbelangt.

Sehen Sie, das ganze geschlechtliche Problem wäre nicht so verwickelt, wenn es sich nicht zugleich mit Wirtschaftsfragen vermengte. Das hat zur Folge, daß so und so viele Fehler, Irrtümer und sogar Verbrechen begangen werden. Es stirbt z. B. ein Familienoberhaupt und hinterläßt neben einer Schar erwachsener Nachkommen ein noch eben in der Minderjährigkeit stehenden weiblichen Sprößling. Derselbe ist entwickelt und die Triebe arbeiten in ihm an allen Ecken und Enden. Ginge es nach ihm, er würde sich den Ersten Besten aussuchen und diesem Manne seiner Wahl jedenfalls sein Bestes geben. Aber nein, die Verwandten kommen und sagen, der Freier ist zu jung, jener ist zu ungebildet, dieser nimmt dich nur deines Geldes wegen und du, du bist überhaupt noch eine Knospe, setze dich auf dein Vermögen, bewache es als deinen besten Schatz, teurer als einer aus Fleisch und Blut, weil man ihn feuerfest hinterlegen kann. Das Mädchen wird verwirrt, weiß nicht mehr, ist das, was in ihm lebt, eine Unanständigkeit oder gar eine Gemeinheit und sieht in jedem Mann nun wirklich nur mehr den Mitgiftsjäger. Es beginnt zu träumen und an Blümchenkaffee Gefallen zu finden und ist plötzlich eine alte Jungfer. Aber die Thaler sind gerettet und man tröstet schließlich das Kind damit, Erbtante zu werden. Solche Geschöpfe habe ich verschiedentlich in Familien angetroffen, nicht allzu häufig, denn die Besseren töten sich oder werden verrückt, bevor sie den letzten Handgriff zur Erdrosselung ihrer eigenen Natur thun. . ."

Der Kanonikus hatte aufmerksam zugehört. Dann sagte er:

„Sie nehmen die Sache zu ernst, lieber Major. Es giebt Dinge, die über der Natur stehen und auf die wir Menschen keinen Einfluß haben, im guten Sinn nicht und nicht im

schlechten. Sehen Sie z. B. unsere barmherzigen Schwestern an. Man wundert sich allgemein, daß dieselben leistungsfähiger sind als andere Krankenpflegerinnen. Wissen Sie, woher das kommt?“

Der Major schüttelte verneinend den Kopf.

„Weil unser Kult einen Ersatz bietet dafür, was die Mädchen mit dem profanen Leben aufgeben. Wir sind nicht gezwungen, aus Mangel an innerer Festigkeit auch die Laien zu einer Art philosophischer Spintisiererei herauszufordern. Wir geben ihnen etwas Klares, Bestimmtes, wo jedes Gemüt, das erhabene und das einfache, sein Geleise findet, ohne Gefahr zu laufen, plötzlich auf einen Prellbock oder was schlimmer ist, hinaus auf das Schienennetz trügerischer, immer mehr in Wirrnisse führender Systeme zu gelangen. Und dann muß der Körper mit, wir sehen etwas, nicht jahraus, jahrein das Gesicht desselben, vielleicht ausgezeichneten Redners, in denselben Kleidern, mit denselben Gesten und mit einer Frau, die im Kaffeeklatsch womöglich das erste Wort führt . . . Nein, der Katholizismus hat es nicht nötig, von mir gelobt zu werden, aber ich weiß, zu welchem Dank ich ihm verpflichtet bin, der ich einmal ein unwissender Bauernjunge mit einem Horizont wie ein Milchbecken gewesen und jetzt doch ein recht gut Teil unserer Weltvorgänge übersehen und beurteilen zu können glaube . . .“

Der Domherr war während des Gehens in Schweiß geraten, so daß er seinen Hut abnahm und sich mit einem roten Taschentuch die Stirn abwischte. Der Major ging allein ein paar Schritte weiter, der Kanonikus folgte ihm, nachdem er seine violette Halsbinde, die sich verschoben, unter dem Pelzrock zurecht gelegt. Der Major stellte sich auf die äußerste Kante der Ringmauer, unter deren granitenem Kranz es gut

haushoch in die Tiefe ging, und in der Richtung von Wildegg in die Ferne blickend, sagte er:

„Sie haben, Hochwürden, mir meine erste Bitte in Betreff der Geldangelegenheit abgeschlagen. Kann ich sicher sein, daß Sie einem zweiten Wunsch, den ich hege, nachkommen werden?"

„Wenn es nichts gegen meine Ueberzeugung ist und die Erfüllung in meiner Macht steht, gerne, lieber Major. —"

„Nun wohl! Wollen Sie nach Wildegg kommen, um dort der Trauung des jungen Paares beizuwohnen? Sie kennen das Maiengrün, Sie kennen vielleicht auch den würdigen Mann, der dort als Einsiedler die Wache über das kleine Heiligtum hält. Würden Sie selbst . . ."

Domherr Räber lachte mit dem ganzen Gesicht.

„Hoho! So schnell schießen die Solothurner nicht! — Aber, lieber Major, was denken Sie sich? — Mag sein, daß Sie einen Amtsbruder finden, der die Verhältnisse nicht kennt und in der Ueberhastung auf Ihre Vorschläge eingeht. Aber überlegen Sie einmal. Das Mädel ist ja noch nicht gefirmt. Es ist auch möglich, daß Sie die Licenz bei unserem Oberhirten durchdrücken, dann aber sage ich Ihnen wieder offen: Sie sind reformiert und stammen mütterlicherseits aus einer Familie, die sich gleich mit Ausbruch der Kirchenspaltung ins feindliche Lager begeben hat. Die Sache wird, namentlich, wenn sie in jener Gegend vor sich geht, wo die konfessionellen Gegensätze so schroff ausgeprägt sind, Aufsehen erregen. Vielleicht wäre es doch besser . . ."

Der alte Geistliche blickte dem Major treuherzig ins Gesicht und als er auf demselben Spuren von Enttäuschung zu entdecken glaubte:

„Aber, wie gesagt. Ich werde mit dem Bischof reden und ein gutes Freundeswort einlegen. So etwas zieht immer . . ."

Der Major antwortete:

„Ich lege wirklich Gewicht darauf, den ganzen Akt da vor sich gehen zu lassen, wo meine Ahnen gelebt haben. Uebrigens, wissen Sie vielleicht, was dieses Zeichen bedeutet?“ — Und der Major zog sein Notizbuch aus der Tasche und malte auf eine leere Seite die rätselhaften Schriftzüge hin, die er auf der eisernen Thüre des Archivs gesehen. Die beiden Herren wandten sich der Stadt zu.

„Ja,“ antwortete der Kanonikus. „Diese Initialen findet man noch häufig auf Estrichen oder in Kellern alter Häuser vor, stets auch nur oberflächlich mit Kreide hingeschrieben. Sie sind sozusagen ein Quartierzeichen und wurden zu Zeiten der Religionskriege von den Soldaten der katholischen Länder häufig angewandt. Was sie bedeuten, will ich Ihnen später, wenn einmal alles im Lot ist, verraten. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Ihr Herr Vater, dem das Zeichen bekannt war, dasselbe mehr aus Scherz als zu einem ernsten Zwecke angebracht hat . . .“

Der Himmel hatte sich wieder mit Gewölk überzogen und ein harter, körniger Schnee begann zu fallen. Bald waren die Kopfbedeckungen und die Achseln der Dahinschreitenden von einer weißen Schicht bedeckt. Chorherr Räber lud Major Schürch zu einem Abschiedstrunk in seinem Heim ein, da aber bis zur Abfahrt des letzten Zuges nicht mehr viel Zeit übrig war, so forderte der Major seinen Freund auf, ihn bis zum Bahnhof zu begleiten. Viele Bauern mit Frauen und Kindern füllten die Wartesäle, denn ein eisiger Biswind hatte zu wehen begonnen und trieb auf dem offenen Bahnsteig den Schnee wie scharfe Glassplitter umher. Die Schaffner rannten mit ihren farbigen Laternen auf und ab, die Signalklingeln

ertönten von Zeit zu Zeit, da schrie ein Kind, das in der Menge getreten worden und dort kreischte eine Frau, weil ihrem Korb das Huhn entschlüpft war, das sie gelegentlich des Sonntagsausfluges in der Stadt hatte verkaufen wollen. Die beiden Männer standen schweigsam im Schein des Kandelabers, als der aus den Landstrichen der Westschweiz kommende Zug mit lautem Gepolter einfuhr. Ein Herr schlug die Thür eines Zweiteklassewagens in die Klinke und ging auf den Kanonikus zu. Dann erzählte er, nachdem er ihn ehrerbietig gegrüßt, in welscher Sprache:

„Drüben hat unsere Partei auf der ganzen Linie gesiegt. — Uebrigens erzählt man sich, daß der Sohn eines deutschen Souverains als Dozent an die Dominikaneruniversität unseres Nachbarkantons berufen werden soll . . .“

„Es war vorauszusehen,“ sagte Domherr Räber befriedigt. „Sie sind drüben auf Freiburger Boden zu gut gefestet, als daß es den wenigen radikalen Wühlern gelingen könnte, eine Bresche zu schlagen. Wenn aber der Sprößling eines deutschen Fürstenhauses den Ruf an die Hochschule eines republikanischen Staates annimmt, so ist das nur ein Zeichen dafür, daß über allem, selbst über der weltbewegenden Politik noch die Religion steht. —“

Der welschschweizerische Herr berichtete weiter:

„Sämtliche Städte der Apenninenhalbinsel haben an den Papst Huldigungsadressen geschickt, mit Ausnahme Mailands, wo ein sozialistischer Diktator herrscht. Doch wird sich dieses Regiment nicht lange halten können, da die Bauern der ganzen Lombardei dagegen sind . . .“

In diesem Augenblick kam ein Zeitungsausträger auf den Perron gelaufen und rief:

„Hier. Das Resultat der Abstimmung! — Vollständige Wiederwahl der konservativen Majorität!“ — — —

Und der Kanonikus wandte sich zum Major, der mit einem Fuß auf dem Trittbrett des Wagens stand.

„Sehen Sie, auch bei uns hat die gute Sache gewonnen. Es konnte nicht anders sein. Dann, was ich noch sagen wollte. Ja, grüßen Sie alle, besonders die kleine Braut, der ich hoffentlich den Schlag auf die Backe erteilen werde*). Und erzählen Sie doch einmal Ihren fremden Gästen, wieviel Regierungen wir hier in der Schweiz haben und durch wie viele Wählereien und Wühlereien sich unsere Glaubensgenossen durcharbeiten müssen, bis sie auch endlich ein paar Stimmen für die Vertretung ihrer Rechte zur Verfügung haben. Wahrlich, die, welche den meisten Nutzen daraus ziehen, sind die Buchdrucker und die Lederfabrikanten, denn erstere können viel Schwärze verbrauchen und letztere müssen die Sessel neu beziehen, auf welche so viele verschieden gesinnte regierungsrätliche Rückenverlängerungen herumzurutschen gewöhnt sind . . .“

„Pst!“ machte der Neuangekommene. Sprechen Sie leise! Sonst könnte es Ihnen noch begegnen, die Nacht im Spritzenhaus zubringen zu müssen und das wäre bei der herrschenden Temperatur kein Vergnügen! —“

Der Zug setzte sich in Bewegung, und erst langsam, dann schneller und schneller verlor er sich im Dunkel des offenen Landes.

Als der Major den nächsten Morgen in seiner Stadtwohnung in L. aufwachte, war sein erster Gang nach der Bank, wo das im Archiv gefundene Geld hinterlag. Er ließ es in

---

*) Bei der Firmung erteilt der Amtierende, welcher meistens ein Bischof ist, dem Firmand einen sanften Backenstreich.

geteilten Beträgen dem Geschäftshause in Mühlhausen anweisen und freute sich bei dem Gedanken an die Ueberraschung seines Schwagers. Dann trat er zu Fuß den Heimweg nach Wildegg an, was ihm in der herrlichen Winterlandschaft ein besonderes Vergnügen gewährte.

* * *

Die nächste Zeit brachte dem Major drei erfreuliche Schreiben. Das erste kam aus Rom, wohin der alte Venturini indessen übergesiedelt war. Er beschrieb die politische Lage, die sich immermehr zu klären begann und versprach auf das Bestimmteste, sich auf einige Wochen frei zu machen, um so in die Schweiz zu reisen und der Vermählung Giovanninos mit Maria Schürch persönlich beizuwohnen. Das zweite stammte von dem Schwager des Majors. Der Kaufmann erging sich in Danksagungen über die unerwartete Hilfe und hatte auch ein Dokument beigelegt, das dem Major die Hälfte aller zukünftigen Reingewinne dauernd sicherte. Der dritte Brief trug eine schwedische Marke und die Baronin teilte in ihren Zeilen mit, daß sie schon gleich nach Weihnachten zurückzukehren gedächten, erstens, weil dem Baron der Aufenthalt im hohen Norden nicht bekomme, zweitens, weil seine litterarischen Arbeiten noch ein längeres Studium der beiden Länder Schweiz und Italien erfordere. Dann kamen die Feiertage heran und mit ihnen jene trauliche Stimmung, welche Tannengrün- und Pfefferkuchengeruch in jedem Hause verbreiten. Herrn Brüngkers Familie war noch auf Wildegg und der Schwager selbst traf vierundzwanzig Stunden vor dem heiligen Abend ein, den man, den Anordnungen des Majors gemäß, in stiller Beschaulichkeit ohne große Umstände begehen wollte.

Das hinderte nicht, daß Louis und Josephine an Vorbereitungen noch recht viel zu erledigen hatten. Da galt es den Tisch, der in dem im Winter selten betretenen Rittersaal zusammengeschoben in einer Ecke stand, wieder mitten in den Raum zu stellen und auf seine gesamte Länge auszuziehen. Louis und Josephine, beide in sonntäglichen Gewändern, hantierten also herum, das größte Tafeltuch mußte aus dem Wäschespind hervorgesucht werden, das Silberzeug wurde nochmals abgerieben und das Glaswerk bedurfte einer besonders zarten Behandlung von Seiten Josephinens, da jede kräftige Männerhand sein Verderb gewesen wäre. Oben über der Thüre des Ateliers prangten an der weißen Kalkwand die beiden Bilder des Majors und der Majorin, ersterer in seiner Uniform als schweizerischer Militär dargestellt. Des Majors Portrait bildete so eine Folge in der Reihe der Bildnisse, welche er von seinen männlichen Vorfahren teils erblich bekommen, teils nach Photographieen oder flüchtigen Skizzen hatte anfertigen lassen. Während diese alte Galerie jedoch die ganze Westwand des Rittersaales bedeckte, eröffneten die zwei letzten Werke, die als einzige an der Stirnwand hingen, gewissermaßen eine neue Periode, die mit dem heutigen Tage beginnen sollte. Louis that noch ein Uebriges, indem er die Rüstungen und Trophäen aus dem Mittelalter mit Tannenreisig und Epheuranken schmückte, während zwei mächtige Guirlanden von oben herab, einem Sonnenzelt gleich, sich senkten und in der Mitte des Raumes zusammentrafen. Mistel- und Vogelbeersträuße prangten über Thüren und Fenstern, ein Läufer aus blauer Seide wurde über die Tafel gelegt und ließ den Leinendamast des Tischtuches und der Servietten doppelt weiß erscheinen, in der Mitte stand zwischen einem Berg von Paketen und Schachteln der Christbaum, eine mehr breite als hohe Rottanne, die keinen andern

Schmuck als durchweg weiße Kerzen in buntemaillierten Haltern und einen silbernen Stern oben auf der Spitze aufwies.

Die Turmuhr hatte ihre sechs Schläge gethan, was das Zeichen zum Beginn des Festes war. Die Großen, unter ihnen auch Giovannino, Micki und Walther, hatten sich schon vorher im Rittersaal eingefunden und die letzten Maßregeln getroffen. Jetzt öffnete sich die Thüre und herein stürzte die ganze Kinderschar Herrn Brüngkers, denn für diese sollte der Abend hauptsächlich eine Ueberraschung bilden. Die Mädchen hüpften vor Freude und klatschten in die Hände, die Buben standen mit gespreizten Beinen da und blickten erwartungsvoll auf dem Tisch herum, um das zu suchen, was ihnen zugedacht war. Die Frauen und der Major führten ein jedes zu seinen Sachen, die Bänder wurden gelöst, die Schnüre aufgeknüpft und die Päckchen und Kartons entleerten sich ihres teils praktischen, teils zeitvertreibenden Zwecken bestimmten Inhalts.

Da, man wollte sich eben zum Mahle niedersetzen, läutete es draußen an der Eingangspforte. Louis eilte hinunter und kurze Zeit darauf erschien im Rahmen der Saalthüre eine beschneite Gestalt, triefend und dampfend von Feuchtigkeit, die Beine bis an die Knie mit einer Eiskruste bedeckt. Die ganze Figur atmete etwas Fremdländisches, zwei Augen blitzten unter buschigen Brauen hervor und lang gehaltenes, graumeliertes Haar umgab mit seltener Fülle ein edles Haupt. Niemand kannte den Fremden und einen Augenblick herrschte eine verlegene, fast peinliche Stille. Da plötzlich flog Giovannino, der unter dem Weihnachtsbaum mit den Kindern Herrn Brüngkers gescherzt hatte, dem alten Mann an den Hals, die Zweie küßten sich in der Art, wie das im Süden Freunde nach langer Trennung zu thun pflegen, dem Jüngling perlten vor Erregung Thränen in den Augen, während der Alte zärtlich die

Schulter seines Kindes streichelte. Denn es war kein Zweifel, man hatte Giovanninos Vater vor sich.

Das alles hatte kaum einige Sekunden gedauert, denn nun erkannte auch Major Schürch seinen Freund und die beiden umarmten sich wie vordem Vater und Sohn gethan. Dann näherten sich die Frauen, die Kinder, die Stimmung wurde eine ungezwungen heitere, und noch hatte die Turmuhr nicht halb sieben geschlagen, so empfand man die Gegenwart des neuen Gastes schon als eine ganz selbstverständliche Sache. Venturini hatte nicht geglaubt, so früh in Rom abkommen zu können. So wie er geschrieben hatte, war man allenfalls auf einen Frühjahrsbesuch gefaßt gewesen. Nun war es aber gerade der gewissen Unsicherheit wegen, in welcher man auch in Rom noch stets lebte, geschehen, daß man die Bauarbeiten im Vatikan für eine Weile ruhen ließ und es hatte sich die Gelegenheit zur Reise ergeben. Den zwei Stunden dauernden Marsch hatte Venturini trotz des Unwetters gleich im Anschluß an die Eisenbahnfahrt gemacht, da es ihn, einmal in der Nähe seines Sohnes, drängte, denselben sobald wie möglich ans Herz zu drücken.

Galant küßte der Maler Frau Clementine die Hand. Die Majorin trug ein lachsfarbenes Kleid mit Silberstickerei und im Haar einen gelben Kamm mit Türkisen, am Hals eine Kette mit einem Amethystkreuz daran, das aber nicht offen auf dem Kleide lag, sondern im Brustausschnitt halb unter einer weißen Spitze und der ganz wenig sichtbar werdenden Hemdborte verschwand. Dann begrüßte er Micki, die ein cremegelbes Cheviotkleid, schwarz und weiß gewürfelte Strümpfe und Schuhe aus weißem Stoff mit goldenen Schnallen hatte. Ihr Haar fiel in zwei Partien nieder, welche durch zwei schwarzweiße Seidenbänder zusammengehalten wurden. Mutter und Tochter waren

außerdem mit Blumen geschmückt, große, offene Rosenblüten, von denen ein ganzer Busch vor dem Gedeck der Majorin einen Tafelaufsatz bildete. Man setzte sich zu Tisch.

Während hauptsächlich Venturini das Wort führte, die Gläser klangen und das helle Stimmengewirr der Kinder sich mit dem melodischen Lachen der Frauen oder dem tiefen Baß des Italieners mischte, wenn ein Scherz fiel oder eine Aeußerung eines der Kleinen zur Heiterkeit Veranlassung gab, glaubte Major Schürch verschiedene Male Schlittengeläute durch die Stille der Nacht herauftönen zu hören. Der Schnee setzte sich immer dichter an die Scheiben, man fühlte sich recht wohnlich an der hellerleuchteten Tafel, hie und da schallte das Stundenzeichen aus einem entfernten Dorfe, wie aus dem Innern der Erde kommend und schwer durch die flockenwirbelnde Finsternis emporgetragen. Dann raschelte es vor dem Fenster, eine vorhängende Schneelast hatte sich vom Dache gelöst und war über die Mauer hinab auf die Terrasse gefallen, lange noch rieselten Schnee- und Eiskörner über die glatten Quader und durch das Geäst des Epheus nach. Da — ein Lautwerden von Befehlen in der Tiefe, das Schlittengeläute verstummte, man hörte das Schnauben zweier Pferde und das Anschlagen der Glocke, ein Zeichen, daß Einlaß begehrt wurde. — Man war überrascht. Wer konnte zu so später Stunde noch eintreffen. Man vermochte es sich nicht zu erklären. — Der Major ging dies Mal selbst mit einem Windlicht hinab und drehte den schweren Schlüssel im Schloß, daß es weit durch den kalten Gang kreischte und wer beschreibt Herrn Schürchs Erstaunen, als er den Baron und die Baronin vor sich stehen sah. Sie hatten den Major und seine Gemahlin überraschen wollen und deshalb vorgegeben, erst nach den Feiertagen Schweden zu verlassen, während es von Anfang an ihre Ab-

sicht gewesen, das Weihnachtsfest im Schlosse ihrer trefflichen Freunde zu verbringen. Beinahe wäre diese Kombination jedoch ins Wasser gefallen, hätte der Baron nicht von Basel aus telegraphisch einen Schlitten bestellt, der das Ehepaar den unwirtsamen Weg emporgeführt.

Die Zimmer des Barons und der Baronin waren im alten Zustand belassen worden und so hatte Josephine die Betten nur mit frischem Leinenzeug zu überziehen, Wasser in die Waschgefäße zu füllen, ein Feuer im Kamin des Schlafzimmers anzulegen und das Quartier war wieder aufnahmebereit. Die Baronin schmiegte sich an die Brust ihres Gatten, als sie sich wieder in demselben gemütlichen Milieu befand, wo sie vergangenen Sommer so vielen tollen Ideen nachgehangen und wo der Keim zu ihrer und des Barons besonderen, augenblicklichen Glückseligkeit gelegt worden war. Sie nahmen die Geschenke für ihre Freunde auf die Arme und stiegen die Wendeltreppe empor.

Der Baron hatte für die Majorin eine herrliche Pelerine aus Blaufuchs mitgebracht, ein kostbares Stück, zu dem lachsfarbenen Kleid, das sie gerade jetzt trug und überhaupt zu ihrem goldblonden Typus ausgezeichnet passend. Nur sie schien bestimmt zu sein, etwas derartiges anzulegen, und sie und der Major erkannten den Sinn für die individuelle Schönheit der Trägerin, welcher die Schenkenden bei der Wahl ihrer Gabe geleitet hatte. Dafür zeigten sich der Major und Frau Clementine erkenntlich, indem sie der Baronin ein Paar Ohrringe überreichten, welche wie diejenigen der Majorin aus zwei einfachen Boutons, nicht aber wie jene in Türkisen, sondern in Saphirsteinen gearbeitet, bestanden. Die Baronin heftete dieselben sofort in ihre Ohrläppchen, wo sie wie zwei blaue Sterne am rosa Morgenhimmel leuchteten. Der Baron

überreichte außerdem Giovannino und Walther je ein kostbare Zigarrenspitze aus Bernstein und das Geschenk für Micki von Seiten des Barons und Eva Silfverströms bestand in einem reizenden, nordischen Nationalkostüm, das bis auf die fein durchbrochenen Strümpfe aus weißer Seide auf ihre Größe und ihre Formen besonders gearbeitet war. Micki verschwand einige Augenblicke und kehrte als junge Skandinavierin wieder, wie sie anmutiger und reizvoller im ganzen Norden nicht zu finden gewesen wäre. Am Finger trug sie einen Ring, ein Geschenk des Majors, um den nackten Hals eine Kette mit einem Kreuz, von der Majorin; über die Bestimmung und den Sinn dieser beiden Gegenstände war ihr allerdings noch nichts Bestimmtes mitgeteilt worden. Giovannino und Micki hatten Blumen ausgetauscht, Walther hatte seine Eltern mit einer kleinen, wissenschaftlichen Arbeit über die Geschichte des Schlosses überrascht. Seine Forschungen in vorgefundenen Chroniken hatten ein recht reichliches Material ergeben, das zusammengestellt, nunmehr eine Broschüre von über achtzig Seiten anfüllte. Nebst den Bildern, welche Giovannino vom Major und der Majorin angefertigt und die sozusagen als ein Geschenk für alle von der Rückwand des Saales auf die Gesellschaft herabblickten, war es dem Italiener gelungen, nach vorhandenen Photographien in den letzten Tagen von sämtlichen Bewohnern des Schlosses bis herab auf Louis und Josephine kleine Porzellanmedaillons zu malen, die er mit Berücksichtigung der Beziehungen der Personen untereinander jetzt verteilte und die so gemacht waren, daß man sie später allenfalls in edles Metall fassen und als Andenken mit sich herumtragen konnte. Diese Aufmerksamkeit war eine seinen Verhältnissen angemessene und erntete mehr Anerkennung als es das kostbarste Präsent gethan hätte. Giovannino aber er-

hielt vom Major ein rotes Maroquinkästchen, das nicht größer war als Behältnisse, wie sie zur Aufnahme von Rauchmaterial heutzutage in so graziösen Formen fabriziert werden. Es war geschlossen und ein goldener Schlüssel hing an einem blauen Bande herab. Der junge Mann nahm das Geschenk in Empfang, nachdem er das Versprechen abgelegt, es nicht vor dem ersten Neujahrstage, morgens um sechs Uhr zu öffnen. Denn der Inhalt werde ihm Gelegenheit zu ernstem Nachdenken geben, wozu jetzt keine Zeit.

Der alte Venturini, welcher den verschiedenen Vorgängen der Bescherung aufmerksam gefolgt war und namentlich, als Major Schürch seinem Töchterchen das Kettlein mit dem Kreuz um den Hals legte, mit väterlich zärtlichem Blick an der Figur des Mädchens gehangen hatte, erhob sich jetzt und sprach, den gefüllten Champagnerkelch in seiner Rechten, ungefähr folgende Worte: Es sei gewiß kein Zufall, wenn er sich heute in so angenehmer und trauter Gesellschaft befinde. Denn wir müssen uns hüten, dasjenige, was gegen unser Erwarten eintrifft als etwas aus der Weltordnung und aus dem Walten der Vorsehung Heraustretendes zu betrachten. Es sei immer sein Traum gewesen, sich selbst einmal vergnügt wiederum an der Schwelle des Lebens zu sehen, an der Schwelle des unabhängigen, selbständigen Lebens. Diese Gnade vergönnt Gott denen, welchen er Kinder schenkt und so fühle er augenblicklich mit seinem Sohne so stark mit, als müßte er selbst von neuem in die Welt hinaustreten und den Kampf ums Dasein wiederum aufnehmen. Und er sehe neben seinem Sohne eine junge Holde, die Tochter seines Freundes, deren Schicksal an dasjenige Giovanninos geknüpft sei, damit sie beide einander Schutz gewähren, wie der vorspringende Fels ein kleines, schwaches Tännchen vor den Unbilden der Witterung behütet

und wie dieses Tännchen wiederum den Fels vor allzufrühem Verfall beschützt, indem es mit seinen Wurzeln das Gestein umklammert und zusammenhält. Das sind die Segnungen, wenn zwei Leute sich in Liebe ergeben sind. Viele müssen sich dieses Glück schwer erkämpfen, bitter verdienen, anderen fällt es in den Schoß. Aber wehe dem, der die Kraft, die ein solches Zusammenhalten gebähren kann, durch Entwürdigung untergräbt. Er wird in seiner falschen Zweiheit doppelt schwach sein und trägt die Verantwortlichkeit für dasjenige Wesen, das er ins Verderben stürzt. Er habe einiges gesehen und einiges erfahren und er hege die Ueberzeugung, die beste Mitgift, seien treue Liebe und nimmer zu lodernde Anhänglichkeit. Er trinke hiermit auf die Gesundheit der allerverehrtesten Hausfrau, die wohl als ein glänzendes Beispiel einer glücklichen Gattin und einer treuen Gefährtin desjenigen, der sein Leben mit ihr geteilt, gelten könne!"

Der alte Venturini ging aufrecht und das ergraute Haupt zurückgeworfen auf Clementine zu. Diese stand wie das strahlendste Bild eines befriedigten Eheweibes da, goldig floß das Licht über ihren blonden Scheitel und schien von ihren Formen einen zauberischen Schimmer ausstrahlen zu lassen. Alle anderen erhoben sich auch und das Klingen der Gläser bewirkte einen Eindruck, als wenn Sphärenmusik durch den Saal woge. Aus all dem Hin- und Hersprechen hörte man aber eine Stimme besonders heraus, es war diejenige des Barons, der zum Major sagte:

„Aber das ist selbstverständlich. Die ganze Menschheit wird dazu kommen. Ich habe Ihnen bis jetzt, lieber Freund, immer noch verhehlt, daß ich mich selber mit dem Gedanken trage. Aber nach uns werden es noch Hunderte und Hunderte thun. Wie vernünftige Eltern gewisse Unschicklichkeiten ihren

Kleinen nicht als Vergehen anrechnen, so verzieh der göttliche Schöpfer unserem Geschlecht gewisse Irrungen, so lange dasselbe sich in seinem Jugendzustande befand. Mit der christlichen Aera ist das anders geworden. Wo ist der, welcher sich nicht erzürnt, wenn er sieht, wie jemand wohlgemeinte und mit Opfern beschaffene Hilfsmittel mißbraucht. Die, welche die Kirchenspaltung herbeigeführt, gleichen denen, welche einen Palast, an welchem ein Ziegel lose geworden, verlassen, um ein Bretterhaus aufzusuchen, das ein Windstoß umwerfen kann. Nein, wir alle müssen zurückkehren und die, die fern bleiben, vermehren eben die Sündenlast derjenigen, welche einstmals mit ihren Neuerungen mehr Höllenthore geöffnet als je zuvor gewesen." — — — — — — — — — — — — —

Noch lange unterhielt man sich, die Zeit rückte schnell vor, bis schließlich Clementine und die Baronin zuerst sanft, dann ganz energisch zum Aufbruch mahnten. Man wünschte sich angenehme Ruhe und der Major geleitete den alten Venturini in sein Schlafzimmer, welches den früher von Tante Adelheid bewohnten Gemächern angehörte. Hier plauderten die Zwei noch eine gute Stunde, denn manches lag dem Major auf dem Herzen, worüber er sich mit Giovanninos Vater auszusprechen seit Langem gesehnt hatte. Endlich erlosch das letzte Licht und ein draußen einsam Wachender hätte vielleicht den Atem der ruhigen Schläfer und Schläferinnen hören können, wie man im Winter bei unbewegter Luft das Fallen der Flocken zu vernehmen wähnt.

* * *

Am nächsten Morgen gab es für Louis viel Arbeit. Er half dem Bauern, die Treppen vom Schnee zu reinigen, der

ganze Weg bis hinunter ins Dorf mußte von den gefallenen Massen frei gemacht werden, was bei der fast meterhohen Schicht keine leichte Sache war. Aber noch vor zehn Uhr hatte man die Leistung hinter sich und da der alte Venturini für zwei Tage nach Solothurn verreisen wollte, um sich dem Kanonikus als Vater Giovanninos persönlich vorzustellen, so stand seinem Abstieg nach der Station kein Hindernis mehr entgegen. Die beiden Damen, Clementine in einem grauen Promenadenkleid mit der Pelerine aus Blaufuchs, die Baronin auch in einer einfachen, aber eleganten Toilette, schlossen sich ihm an, da sie einen ihrer seit langer Zeit vernachlässigten Wohlthätigkeitsgänge ausführen wollten. Die Sonne strahlte am hellblauen Winterhimmel, in den Zweigen der Tannen huschten Amseln auf und nieder, den weißen Puder von den beschwerten Zweigen herabwerfend, nicht ein Lüftchen regte sich, als sich der Maler vor dem Thor, wo der Schnee zu mannshohen Haufen geschaufelt war, von den Herren, von Micki und den beiden Jünglingen verabschiedete.

„Nur auf zwei Tage, kleines Fräulein!" sagte er in scherzendem Tone zu dem Mädchen. „Aber studieren Sie in diesen zwei Tagen fest ihren Katechismus, das wird Ihnen unnütze Gedanken vertreiben . . ."

Das Mädchen errötete, daß sein Gesicht beinahe die Farbe des purpurnen Shawls annahm, den es um den Kopf trug.

„Und du auch!" fuhr der alte Venturini zu seinem Sohne gewandt fort. „Etwas Wiederholung wird dir nicht schaden!"

Die Ermahnung an Giovannino hatte der Künstler in italienische Worte gekleidet, so daß Micki, die etwas anderes als das Gesagte vermutete, ein zweites Mal und noch viel sichtbarer verlegen wurde.

Es herrschte jene ruhige Kälte, wie sie bei blinkendem

Sonnenschein den Winter in der Schweiz bisweilen zur köstlichsten Jahreszeit macht. Man sah den Atem von den roten Lippen der Frauen aufsteigen, die, ohne die Gesichter mit Schleiern verhüllt zu haben, den abschüssigen Weg beinahe hinunterglitten, während langsameren und bedächtigeren Schrittes der alte Venturini hinterherkam. Das schmale, mit niedrigen Absätzen versehene Schuhwerk der Damen hinterließ fast keine Spuren, dagegen drückten sich die Stiefel des kräftig gebauten Mannes stark in die vom Schneepflug niedergelegte Schicht ein und als die Damen, in der frohesten Festlaune einen kleinen Trab anschlugen, brauchte Venturini seine Schritte nur etwas weiter zu messen, um den Frauen, die mit ihrem heiteren Geplauder nicht inne hielten, immer auf den Fersen zu bleiben.

Vor dem Dorfwirtshaus angelangt, forderten die Frauen Venturini auf, mit einzutreten. Es handelte sich nämlich, da man Louis des Feiertages wegen nicht in Anspruch nehmen wollte, darum, vom Gastwirt ein Fuhrwerk zu erhalten, das Giovanninos Vater bis zum Bahnhof bringen sollte. So betrat man zusammen den geräumigen Schankraum, wo der Wirt und die Wirtin, die Knechte und Mägde beim Mittagessen saßen, welches letztere anläßlich des Festes besonders reichlich war. Die Leute erhoben sich, um die Gäste zu begrüßen, als von der Küche her eine kräftige Kinderstimme erscholl, so derb, daß der alte Italiener fragend um sich blickte.

„Geh einmal hinaus, um ihn zu beruhigen!“ sagte der Mann zu seinem Weib. Aber ehe noch die Wirtin Zeit gehabt, den Rücken zu kehren, waren die zwei Damen auch schon in die Küche gedrungen und machten sich an dem in einer geräumigen Korbwiege zappelnden, kleinen Weltbürger zu schaffen, der unentwegt die Luft mit seinem Konzert anfüllte. Schließlich

mußte die Wirtin eingreifen und mit einem gewissen Stolz erklärte sie, daß sich der Bengel von niemandem anfassen lasse als von seiner Mutter. Und der Wirt meinte, das gebe tüchtige Männer, denen man im Leben auch nicht zu nahe treten dürfe.

Seltsam war zu beobachten, mit welch begehrlichen Augen Clementine und die Baronin den jungen Burschen, der allerdings, seit sie ihn das letzte Mal als Neugeborenen gesehen, mächtig gediehen war, anblickten, mit welch aufrichtiger Zärtlichkeit sie ihn herzten und mit was für einer unverholenen Hochachtung sie die einfache Frau behandelten, die ihnen als echtes Vorbild einer tüchtigen Mutter einen so intensiven Eindruck machte, daß sie den Mangel an Bildung vollständig vergaßen. Der Besitz einer gesunden Kinderschar kann den ärmsten Mann vor Kaisern und Königen reich erscheinen lassen, während der größte Reichtum, der unvergänglichste Ruhm über die Schrecknisse eines einsamen Lebensabends nicht hinwegzuhelfen vermögen. Der Laut aus dem Munde eines Wesens, das unser eigen Fleisch und Blut ist, schmeichelt unserem Herzen mehr als das tausendstimmige Beifallsgejohle einer bewundernden Menge, darum folge ein jeder, der sich vom Triebe zur Familie beseelt fühlt, demselben ohne langes Abwägen der äußeren Verhältnisse, es wäre denn, daß er jene universelle Liebe zur Menschheit besitzt wie sie Gottes Sohn hatte und wie sie von ihm auf die Diener der Kirche übergegangen.

Die Damen öffneten in Gesellschaft der Wirtin eine ganze Reihe Pakete, die Louis einige Tage zuvor hinuntergeschafft hatte, und sie bestimmten miteinander, wem dieses, wem jenes zukommen solle. Man bedachte namentlich Familien mit reichem Kindersegen und hatte den Eßwaren einen großen Posten eingeräumt, was, wie ich schon früher sagte, deswegen nicht von Gutem ist, weil dadurch so und so viele Leute, die

sonst nicht unter den Folgen von Unmäßigkeit zu leiden haben, mit den Unannehmlichkeiten von Magenbeschwerden bekannt werden. Dann setzte sich der alte Venturini mit dem Wirt in einen gedeckten Zweisitzer und die Damen, nachdem eine jede dem Italiener die Hand gereicht, traten langsam den Rückweg an.

Zufälligerweise blieben sie auf demselben Platze stehen, wo die Baronin im Sommer bei einem ähnlichen Gange ohnmächtig geworden war und Eva v. Silfverström erkannte die Linde wieder, an die sie sich damals gelehnt. Sie machte ihre Freundin darauf aufmerksam, und sagte:

„Hier habe ich mich gefunden ... Uebrigens, wie werden Sie ihn nennen ..."

Die Majorin fragte:

„Wen meinen Sie? ... den Jungen der Wirtin oder ..." Hier wurde Clementine nachdenklich und fuhr dann mit einer gewissen Befangenheit fort:

„Ja. Ich weiß allerdings, daß mir das Glück gewährt ist, meinem Gemahl einen zweiten Stammhalter zu schenken, weil ich den Major zum zweiten Mal lieben gelernt habe. Der Charakter eines edeln Menschen ist so reich, daß man auch beim vollständigsten Sichauskennen plötzlich neue Seiten, neue Schätze, neue Arten entdeckt, wie man mit Glück überhäuft wird und muß sich dann ausschelten, daß man vorher in verlassenen Stunden auf irrige Gedanken gekommen. Ich denke, der Major wird ihm den Namen Gottlieb geben. Gottlieb sollte man überhaupt alle Kinder nennen, denn sind sie nicht unsere kleinen Götter und möchten wir nicht, daß sie Gott alle lieb werden! —"

Die Baronin zählte. Mit dem rechten Zeigefinger die

Finger der Linken der Reihe nach antippend, kam sie, wenn sie zur andern Hand überging, stets aus der Rechnung. Dann rief sie aus:

„Lina will der Baron seine Tochter taufen. Er hat eine Schwäche für kurze Namen und sagte mir einmal, daß, wenn der meine ein dreisilbiger gewesen wäre, er mich nicht geheiratet hätte ...“

Clementine knöpfte ihren Pelz lose, der ihr wohl zu schwer auf den Schultern gelegen hatte und die Baronin plauderte lustig weiter:

„Mein Mann warf mir vom Augenblick unserer Heirat an vor, ich sei eine Phantastin, weil ich ihm schon in den Flitterwochen den Mund mit meiner Lina wässerig gemacht habe. Aber daran trugen meine Erzieher Schuld, die mir die Sache immer so dargestellt, als brauchten wir nur den Trauring anzulegen, um auch schon von kräftigen Buben und Mädchen umgeben zu sein. Ich liebte den Baron wie ich einen jeden Andern geliebt hätte, das heißt, ich kannte ihn vor allem nicht und ein richtiges Sichauskennen in den Stärken und Schwächen des zweiten ist doch die Hauptbedingung zu einer dienenden Liebe. Diese werden wir aber nie erlernen, wenn wir in dem, welchen wir heiraten, ein Wesen ohne Mängel und in jedem Fehler, welchen wir an ihm entdecken, von vornherein ein unentschuldbares Verbrechen sehen wollen. Ach da erzählte er mir einmal alle die Gründe, welche oft Leute zusammenführen, der eine heiratet, weil er auf der Reise sein Gepäck nicht allein tragen mag, der andere, weil er die Portionen, die er in den Hotels bekommt, nicht bewältigen kann und weil ein Zimmer mit zwei Betten nicht einmal, sondern nur ein drittel mehr kostet als eines für eine Person. Das

alles nennt mein Mann triftige Gründe zum Schließen des Ehebundes und meinte, ich sei eine Phantastin, weil ich ihm unter derartigen Umständen bis anhin keine Nachkommen geschenkt."

„Nun," sagte die Majorin lächelnd, „er wird ja jetzt zufrieden sein. Aber damit haben Sie ganz recht. Es wäre bei uns vielleicht auch so gewesen, wenn uns Tante Adelheid mit ihrem herrischen Wesen nicht von Anfang an das Leben ein bißchen sauer gemacht hätte. Es gehört eine gewisse Herbheit dazu, damit der Mensch gedeihe und Früchte ansetze. —"

Die Damen hatten sich umgewandt und blickten ins Thal hinab. Aus dem Tannenwald, welcher sich rechts vor dem Städtchen ausdehnte, kam ein Eisenbahnzug mit schneckenhafter Bewegung, eine lange, schwarze Rauchlinie über den weißen Plan der Landschaft zeichnend.

„Da fährt der alte Venturini!" rief Eva Silfverström, ihre Freundin fest an sich ziehend. Und wirklich sah man aus dem Fenster des einen Waggons ein weißes Schnupftuch wehen.

„Und jetzt können wir auch getrost ein festes Bündnis schließen, während es vor Monaten, als noch die Agleien blühten und grüner Blätterschmuck an den Bäumen stand, gefährlich gewesen wäre, sagte die Majorin. Wir Frauen hätten so viel Gelegenheit, einander an die Hand zu gehen, statt dessen zerfressen uns Selbstsucht und Eifersucht das Herz und werden wir von einem ewigen Lechzen nach neuen Triumphen geplagt. Gern geben wir uns unter einander Blößen und heucheln uns eine lasterhafte Liebe vor, nur um eine Rivalin unschädlich zu machen. Wir wollen uns in der Liebe zu unseren Gatten unterstützen und sollten wir böse Stunden erleben, die dem Besten nicht erspart bleiben, so wollen wir uns gegenseitig trösten und aufrecht halten. Wir lieben in unseren Männern schließlich

auch nur die Menschen und diese Liebe wurde selbst Gott mit dem Tode belohnt." — — — — — — — — — — — — —

Die beiden Frauen näherten gegenseitig ihre Lippen, preßten dieselben aufeinander und verharrten lange in dieser Stellung. Dann setzten sie, wie zwei Verliebte sich um die Taillen haltend, ihren Weg fort, den außer ihnen und Giovanninos Vater noch niemand begangen hatte und wo rechts und links der Schnee so hoch lag, daß die flaumige Schicht bisweilen die Hüften der Gehenden streifte, sich ansetzte und schmolz, als wäre das ein Ort, wo man ruhig und in Seligkeit weilen kann.

Als die beiden Damen vor das Schloßthor kamen, wurden ihre Blicke durch eine Erscheinung gefesselt, die umsomehr des Wunderbaren an sich hatte als sie nicht ahnen konnten, daß außer dem Weg ins Dorf hinunter auch noch ein anderer gebahnt war. Sie sahen nämlich vom Kamm des Berges her über die Waldwiese eine dichte Schneewolke sich wälzen, die immer näher kam, allerdings nicht, ohne bisweilen launenhafte Seitensprünge nach links und nach rechts auszuführen. Aus ihrem Inneren tönte ein Gekläffe, das nicht das von Hunden sein konnte. Man blieb stehen und beobachtete weiter. Der Schneestaub wirbelte auf, zerteilte sich am blauen Himmel wie Millionen echter Silbernadeln, aus dieser Flittersäule wurde bisweilen eine schwarze Figur, ein rotes Tuch oder die Spitzschnauze eines fremdartigen Tieres sichtbar, man konnte auch das helle Lachen und befehlende Reden einer Mädchenstimme vernehmen, die mit derjenigen Midis einige Aehnlichkeit hatte. Das Kind war auf einem Pfad, den es sich eigens von Louis hatte schaufeln lassen, bis dort, wo die Waldwiese aufhörte und der Forst begann, hinaufgeklettert, sie hatte ihre beiden Puppies mitgenommen, die in der Zeit der drei Monate sich zu ganz re-

spektabeln Füchsen entwickelt hatten und sich von niemandem leiten ließen als von dem Mädchen. Für einen jeden andern hatten sie Bisse, die mehr oder weniger empfindlich ausfielen. So hatte sie die Tiere an einer in zwei Enden auslaufenden Kette bis obenhin geführt, war es nun, daß ihnen hier der Waldgeruch zu Kopf stieg, oder, was eher der Fall, daß sie das Huschen durch den flockigen Schnee besonders reizte, sie begannen sich auf einmal wie toll zu gebärden, so daß das Mädchen sie nicht mehr in der Gewalt hatte. Sie trollten sich, zum Glück in der Richtung des Schlosses, mitten über das Schneefeld, wobei natürlich ganze Wolken weißen Pulvers aufgewirbelt wurden, ihre Herrin stets hinter sich herziehend. Diese hielt als einzige Wehr das Ende der Kette, womit sie die Bestien, so sie ihr zu nahe kamen, auf die Schnauze hieb, was von den Tieren mit einem jeweiligen Jammergeheul beantwortet wurde. Endlich, bei ihrer Mutter und der Baronin angekommen, gelang es Micki, ihre Zöglinge zu beruhigen und sie mit List wieder in den Käfig zu bringen, wo sie sich in offenbarer Furcht vor der Peitsche schleunigst in die hinterste Ecke drückten. Micki aber zeigte ihre linke Hand, die eine, wenn auch oberflächliche, so doch nicht unbedeutende Bißwunde aufwies, worauf das Mädchen von den beiden Damen in das Schlafgemach der Majorin genommen wurde, wo man ihr die Verletzung, die gerade über dem Pulse lag, auswusch. Hier machte sich auch die Rückwirkung geltend und das Mädchen, übermüdet von dem langen Rennen, fiel in eine Ohnmacht, die, wären die Damen etwas schreckhafterer Natur gewesen, keine geringe Aufregung verursacht hätte. Bei dem Temperament Mickis aber wußte man, daß der Sache keine zu große Bedeutung beizulegen war. Und nachdem man Micki mit warmen Tüchern gerieben hatte und sie wieder zu sich gekommen, galt ihre erste Frage den

Tieren. Sie wußte aber von dem genaueren Verlauf nichts mehr, bis man ihr die Einzelheiten nach und nach wieder ins Gedächtnis zurückrief.

Micki lag auf dem Bett ihrer Mutter. Man hatte ihr das Kleid geöffnet und das Mieder losgeschnürt, sie lag da, die Arme unter dem Haupt verschlungen und unter dem weißen, mit einer einfachen Spitze gesäumten Hemde einen gut entwickelten, festen Busen zeigend. Frau Clementine saß auf einem Divan ihrer Tochter zur Seite und die Baronin machte sich an der Waschtoilette zu schaffen, wo sie einen frischen, mit Arnika getränkten Umschlag bereitete.

„Deine Puppies sind nicht hier. Du hast sie selber wieder in den Käfig gesperrt, wo sie hingehören!“ sagte die Majorin, ihrer Tochter ein ermunterndes Lächeln zuwerfend.

„Ich möchte sie aber so gerne bei mir haben. Ich hatte sie mir zu Beschützern erzogen und es hat mich so gekränkt, als sie draußen im Schnee über mich herfielen. Ist das nicht undankbar von den Tieren, Mama?“ ...

„Die Tiere haben keine Vernunft und sind überdies Räuber. Du hättest von Papa längst wissen können, daß diese erste Veranlagung bei aller Zähmung vorhanden bleibt und nur auf einen Anlaß zur Aeußerung wartet. Wenn du dich auf solchen Schutz verläßt, wirst du noch viele Enttäuschungen erfahren. Denn auch die Menschen haben ein Stück Raubtiernatur in sich wenn du später einmal siehst, wie jemand diese seine Natur zeigt, so thue so als bemerkst du es nicht. Der Betreffende, wenn er Anspruch auf Achtung macht, wird dir dankbar sein. Uebrigens, wie würdest du es anfangen, wenn du ganz allein hier oben hausen müßtest? Würdest du dich wohl fürchten?“ fragte die Majorin erwartungsvoll.

„Aber wieso denn? Wenn ich schalten und walten kann wie ich will, mit Vergnügen. Ich würde mir eine starke Wache halten, etwa so einen recht großen Hund, oder ich würde unserem Bauern sagen, er solle statt unten im Pachthof oben im Schloß schlafen.“

„Und wüßtest du gar niemanden, unter dessen Schutz du dich noch wohler fühlen würdest? Du mußt verstehen, nicht so sehr der körperlichen Gefahren als der seelischen Anfechtungen wegen. Du hast mir selbst vertraut, daß du in letzter Zeit häufig auf besondere Gedanken kommst, dein Schlaf gestört ist und du dich schwach fühlst, so schwach, daß alles um dich zur Versuchung wird. Und wir haben fest im Sinn, unsere Rechte auf dich an irgendwen abzutreten, der dafür allerdings auch Zeit seines Lebens an deiner Seite als Beschützer sein wird. Weißt du jemand, von dessen Obhut du dir Wohlthaten versprichst?“ — — —

Micki legte den Zeigefinger der linken Hand an die Stirne und überlegte:

„Ich glaube nicht, Mama, daß mir das leicht werden wird. Ich kann mir nicht denken, daß andere über mich Meister sein sollen als die, welche mir die Natur zu solchen gegeben. Du weißt doch, wie es in der Schule war, wo ich mit dem Fräulein gleich Zwist bekam . . .“

Clementine fiel ihrer Tochter ins Wort:

„Du hast recht, wenn du keine Machthaber anerkennst als die, welche uns Gesetz und Natur geben. Aber abgesehen von der Gewalt der Eltern über ihre Kinder giebt es noch eine solche des Mannes über sein Weib. Wir wollen dich verheiraten, Micki . . .“

Das Mädchen ließ den Kopf in die Kissen fallen und brach in leises Schluchzen aus.

„Ja, Mama, ich weiß. Aber warum wollt ihr denn fortgehen und uns allein lassen? . . .“

„Damit ihr euch näher tretet und weil ihr das Leben kennen lernen müßt. Das könnt ihr leichter, wenn ihr unserem Einfluß entzogen seid. Und so ist dir jetzt also bewußt, wessen Schutz du, da du dich schon einmal überhaupt nicht gerne bevormunden läßt, noch am wenigsten widerwillig erträgst?“

Micki blickte freudestrahlend in die Höhe.

„Wenn wir dann zusammen sein können wie uns das behagt, wohnen und uns finden oder meiden dürfen wie wir wollen, ja, liebe Mutter. Denn ich habe Giovannino gewiß gerne und wenn ich ihm nur einmal so lieb sein darf wie ich möchte, so werden wir uns gewiß gut vertragen. Nein, mit ihm zusammen hätte ich keine Angst, oder, wenn ich sie hätte, so wäre es, weil ich weiß, daß ihn auch etwas ängstigt und so würden wir eben selbander zittern und fürchten, wie wir selbander spazieren gehen, selbander essen und trinken und selbander alle Zeit verbringen werden.“ — — — — — —

Der Major war ins Zimmer getreten und im ersten Augenblick heftig erschrocken, als er Micki mit der verbundenen Hand auf dem Bett liegen sah. Er schalt seine Tochter zuerst, er habe ihr doch gesagt, daß die Tiere jetzt zu groß seien als daß sie noch zu unschuldigen Spielkameraden taugten. Aber sie werde ja bald anderes zu denken bekommen. Hierbei hob der Major eine Depesche hoch, die er soeben aus Solothurn erhalten. Venturini teilte mit, daß die Licenz vom Bischof gegeben sei und daß es jetzt nur noch vom Kanonikus abhänge, einen für die Trauung geeigneten Zeitpunkt zu bestimmen. Micki machte große Augen als sie vernahm, daß das Ereignis so nahe bevorstehe. Mit blitzartiger Geschwindigkeit that sie einen Sprung vom Bett herunter, ging durch die Thüre ins

Nebenzimmer und öffnete ihren Wäscheschrank. Dann legte sie, ohne daß es die andern sehen konnten, ein wunderschönes, weißes Hemd, das ihr Monogramm auf der Brust trug, auf die Seite, ebenso ein Paar hohe, weiß und grau gewürfelte Strümpfe, die sie besonders gerne anzog, andere Wäschestücke und ein schweres, weißes Kaschmirtuch, das ihr noch als Kind von einem Verwandten zum späteren Gebrauch überbracht worden. Darauf häufte sie nebst einem Nastüchlein mit feiner, Brüsseler Kante das Kettlein mit dem Kreuz, das sie vom Major als Weihnachtsgeschenk erhalten, einen gelben, elegant geformten Schildpattkamm, den ihr der Baron in Schweden gekauft, und hatte so ihren Brautstaat ungefähr fertig, ohne daß auch nur eine Näherin oder Schneiderin deswegen in Bewegung gesetzt worden wäre. Rot im Gesicht vor Aufregung kam sie wieder zu den Uebrigen und ließ sich von der Baronin einen neuen Umschlag um die Hand legen. Dann flüsterte sie dem Major etwas ins Ohr, verschwand mit ihm von neuem in ihr Zimmer, wo sie ihm ihre improvisierte Ausstattung zeigte. Da öffnete sich wie zufällig die Thüre, welche zu Giovanninos Schlafgemach führte, die Angeln kreischten und die alten Bohlen knarrten und durch den Rahmen sah man den bescheidenen Wohnraum des jungen Mannes. Skizzen und Studien lagen auf dem Tisch umher, an der Wand hing das Gewehr, zwischen dem Papierkram stand das rote Kästchen, unberührt und versiegelt, der goldene Schlüssel hing noch wie am Weihnachtsabend am blauen Bande herab. Dicht dabei lag das befleckte Taschentuch Mickis, das Giovannino damals von ihr erhalten, als sie am ersten Morgen ihres Zusammentreffens am Brunnen unten das Nasenbluten bekommen und nachher mit Kränzen und Sträußen im Sonnenschein die Knaben geschmückt hatte. — Niemand war im Zimmer.

Durch die offenen Fenster winkte die weiße Thalebene herein, aus deren Mitte sich der Wülpelsberg mit der Habsburger Turmruine hob und wo dichtbei man die drei blauen Bänder der Flüsse Aare, Reuß und Limmat sich zum gemeinsamen Lauf nach Deutschland vereinigen sah. Dahinter der Schwarzwald und die scharfgratige Kette des Juragebirges. Ein Vogel flog vom Fenstersims auf, einen langen, durchdringenden Schrei ausstoßend.

* * *

Man mag kaum je geschäftigere Tage gesehen haben als diejenigen zwischen dem Weihnachtsfest und Neujahr im Haushalte des Majors. Die Bilder wurden verpackt, sämtliche Altertümer und Kunstgegenstände kamen in Kisten, ein Teil des Küchengeräts, des Mobiliars und der Wäsche wurde auch transportfähig gemacht und nach und nach vom Pächter auf den Güterbahnhof der nächsten Anschlußlinie an die Gotthardbahn überführt. Des Majors Gewohnheit gemäß blieb seine Umgebung nur halb unterrichtet von seinen Plänen. Alles, was man wußte, war, daß der Major sowohl wie der Baron und die Frauen den alten Venturini nach Italien zurückbegleiten und dort auf unbestimmte Zeit Aufenthalt nehmen würden. Walther sollte mitfahren und da demnach nur Micki und Giovannino zurückblieben, so fragten sich die Uneingeweihten mit Erstaunen, zu welchem Zweck man sie von der allgemeinen Uebersiedelung ausschloß. Der Major aber hatte alles wohl überlegt und hundert Mal das eine gegen das andere abgewogen.

Zuerst hatte er im Sinne gehabt, das junge Ehepaar als Herren des Schlosses mit den Befugnissen und unter denselben Wohnverhältnissen zurückzulassen wie er bis jetzt mit seiner

Gemahlin auf Wildegg geschaltet. Aber er sagte sich ganz richtig, daß auf diese Weise die zwei Menschen kaum dazu kommen würden, sich zu bethätigen. Da fiel ihm eines Tages die Wöhnlichkeit des Pächterhauses auf, das, von Stall und Scheunen losgetrennt, als schmuckes, einstöckiges Gebäude rebenumwachsen links vor dem Schloßeingang stand. Sich mit dem Bauern dahin verständigen, daß derselbe gegen eine gewisse Entschädigung auf die freie Wohnung Verzicht leistete und die ganze Behausung von oben bis unten restaurieren lassen, so daß sie jetzt wie eine herrschaftliche Villa zwischen den dickstämmigen Linden stand, war eins. Micki und Giovannino sollten da wohnen und das gestattete dem Major, das Schloß getrennt von den Befugnissen, die er Giovannino übergeben wollte, zu betrachten, bis zu dem Augenblick wenigstens, da der junge Mann in seiner Aufgabe so weit vorgeschritten, daß die Einkünfte aus den Ländereien auch für einen Haushalt auf größerem Fuße ausreichten. Einstweilen aber sollten die Zweie das Land bebauen lernen und das wurde ihnen durch herabgesetzte Verhältnisse näher gelegt und erleichtert. Von diesem Gedanken aus kam der Major zu der Ueberlegung, daß die Mitarbeiterschaft des Pächters notwendig, ja sogar unschätzbar war, letzteres deswegen, weil sich Giovannino schon längst den Sommer über mit ihm angefreundet hatte. Man löste also das Pachtverhältnis, anstelle dessen trat ein Vertrag, nach welchem der Bauer als Entgelt für seine zukünftige Hilfe und Anleitung mit einem Viertel an den Einkünften beteiligt wurde. Nach drei Jahren, so glaubte der Major, würde Giovannino sicherlich so weit sein, daß er dieser Stütze entbehren könnte. Aber alle diese Fragen der Rentabilität traten vor den Wünschen des Majors für das geistige und körperliche Wohl der beiden Kinder in den Hintergrund und deswegen freute er

sich so außerordentlich über das Gelingen seines Planes, weil dadurch die Sicherheit eines Aufenthaltes und einer Bethätigung gegeben war, die jede Gefahr einer physischen oder seelischen Erkrankung in weiteste Fernen drängte. Giovannino war durchaus nicht von besonders starker Konstitution, aber der Major wußte, daß sich unter dem Einfluß der regelmäßigen Muskelarbeit wahrscheinlich schon nach wenigen Monaten eine günstige Veränderung zeigen würde, wie sie beim Leben in der Großstadt oder als Schüler irgend einer Akademie nicht möglich war.

Trotzdem würde der Major das Schloß und mit ihm die Schweiz noch nicht so bald verlassen haben, wäre nicht ein weiterer Umstand dazugekommen. Am Weihnachtsabend hatte der alte Venturini seinem Freunde auch die Nachricht überbringen können, daß zwischen Seiner Heiligkeit und den eidgenössischen Behörden eine Einigung erzielt worden war, Major Schürch die erledigte Stelle eines obersten Chefs der päpstlichen Garden anzutragen und wenn damit auch einstweilen keine Aussichten auf eine intensivere militärische Bethätigung verbunden war, so schmeichelte dem Major die Berufung, welche zugleich eine Beförderung enthielt, mehr als jede Auszeichnung anderer Art. Und den noch mit anderen Ehren verknüpften Posten aber anzunehmen, war seine Uebersiedelung nach Rom unbedingt notwendig. Damit nun Giovannino in seinem Verhältnis zu Micki wenigstens so weit beeinflußt werde, daß, wenn letztere bei Giovannino die große Liebesleidenschaft nicht finden, sie doch immer in ihrem Gatten einen rücksichtsvollen und unter allen Umständen so sich verhaltenden Menschen antreffen sollte, als sie in anbetracht des Adels ihres Herzens und des Adels ihrer Erziehung beanspruchen durfte, hatte der Major für seinen künftigen Schwiegersohn eine Reihe von Lebensregeln

aufgestellt und dieselben eigenhändig zu Papier gebracht. Zugleich war das Schriftstück eine Art Urkunde, wodurch die Machtbefugnisse Herrn Schürchs über Wildegg mit einigen Beschränkungen allerdings auf Giovanni Venturini übergingen. Es bildete den Hauptinhalt des kleinen Maroquinkästchens. Der erste Neujahrstag war gekommen und der junge Italiener machte sich daran, das Manuskript zu entziffern, was ihm verhältnismäßig leicht fiel, da der Major große, deutliche Schrifzüge besaß und sich hier noch besondere Mühe gegeben hatte. Giovannino las:

Mein lieber Freund und Sohn!

Mit Diesem übergebe ich Dir die Besitzung Wildegg auf drei Jahre zur Nutznießung und freien Bearbeitung. Hast Du nach diesen drei Jahren erreicht, Deine und Deines Weibes Bedürfnisse durch den Ertrag zu bestreiten, so verzichte ich völlig auf das Eigentumsrecht, das gänzlich auf Dich übergeht. Wenn ich das thue, so liegt es mir fern, liebes Kind, einen Zwang auf Dich auszuüben. Wir wissen, daß Du über die verschiedensten Talente verfügst, die Malerei z. B. schon mit Geschick und Ehrgeiz ausbeutest. Dieses fernerhin auch zu thun, steht Dir ganz frei. Was ich will, ist, dir neben Deinen verschiedenen Trieben eine Bethätigung sichern, die Deinen Körper und Deinen Geist gesund erhält und namentlich letzteren vor jener Einseitigkeit, die gemeinhin eine Folge des Berufsstudiums ist, bewahrt. Die Landwirtschaft ist ein universelles Gewerbe und ich bin überzeugt, Du kannst mit der Ackerkrume an den Händen in das Zimmer eines modernen Fürsten kommen, er wird Deine Rechte schütteln, denn er achtet in Dir den Mitarbeiter an dem besten Teil des Volksbesitzes. Bei der Landarbeit aber werden sich Deine Muskeln stählen, Dein Auge wird schärfer, Deine Ueberlegung einfacher und zugleich

logischer, denn alles was Du um Dich siehst, sind natürliche Vorgänge und als solche die Grundlagen einer gesunden Weisheit. Aber noch mehr. Du wirst, wenn Du gesund bleibst, Gott lieben lernen, er wird mit seinem Donner zu Euch reden, wenn Euch das Gewitter draußen auf dem Felde überrascht, er wird sich Euch in seinen Blumen und Früchten zeigen, die tausendfältig einem Samenkorn entsprießen. Er wird zu Euch kommen, wenn ihr allein seid in dunkler Kammer, auf einem Strohlager meinetwegen und Ihr Euch glücklicher fühlt als irgend jemand in der Welt. Denn die in der Stadt sind deswegen dem Herrgott ferner gerückt, weil sie allerhand kleine Götter haben, den Genuß, die Zerstreuung, den Ruhm, den Besitz. Und darnach jagt ein jeder und vergißt, daß über uns eine mächtige Hand lebt, die leitet und lenkt und die selbst dem Unglücklichsten, ich meine dies im vollsten Sinne des Wortes, noch sein bißchen Glück zukommen läßt. Denn nehmen wir einen Kranken, der an einem schweren Uebel lange gelitten. Erregt nicht die Rekonvaleszenz besonders angenehme Empfindungen, die der immer Gesunde nicht kennt. Und Du wirst das merken, wenn Du auf diese Weise am Körper gekräftigt und am Geist geschärft, später unter die Mißgeburten der Stadt trittst. Schon allein Dein Duft wird ihnen Achtung einflößen. Aber ich glaube, Du wirst gar nicht zu ihnen wollen, Du wirst ruhig Deinem Gewerbe und Deiner Kunst leben, ersteres immer als Hauptsache behandelnd, nicht weil es Dir Deinen materiellen Unterhalt gewährt, sondern weil Du einsehen wirst, was für ein großes Hilfsmittel Dir das Leben in der Natur für die Ausbeutung Deines künstlerischen Talentes ist.

Lieber Sohn! Du wirst das Glück Mickis, meiner Tochter, in der Hand haben. Von demnächst an wirst Du derjenige sein, der ihr Geschick leitet, soweit des Einzelnen Einfluß auf das

Leben anderer überhaupt geht. Siehe in ihr wiederm die Quelle Deines Glücks und Du wirst sie hüten wie Deinen Augapfel, Du wirst sie mehr lieben als Dich selbst, weil Du in ihr Dich liebst. Denn das ist der Segen der Ehe, daß wir das, was wir für uns thun, für ein zweites Wesen zu thun vermeinen, wodurch unserm Charakter Selbstsucht genommen, Adel gegeben wird. Denn nichts stärkt edle Naturen mehr als das Bewußtsein, andern eine Stütze zu sein und nichts bringt leichter erniedrigender Gier nahe, als der stete Gedanke, für den eigenen, elenden Körper zu arbeiten. Solche Leute teilen sich in zwei Kategorien, in widerliche Streber und gefährliche Taugenichtse. Wer aber jemanden um sich sieht, dessen ganzes Sein er von sich abhängig weiß, der kann Herkulesthaten verrichten. Diese Ueberlegung hat neben anderen Deinen Vater bewogen, seinen Segen zu Eurer jugendlichen Ehe zu geben.

Ich bitte Dich, lieber Sohn, thue nie etwas, wovon Du siehst, daß es Micki, Dein Weib nicht rückhaltslos und von ganzem Herzen gerne zugiebt. Du kannst sicher sein, sie wird sich an allem freuen, was Dir auch Freude bereitet, sie wird alles als Wohlthat empfinden, was Dir bekömmlich ist. Suche daher keinen Widerstand zu brechen, den du als ernst erkennst, nur die Frau hat über die Stärken und Schwächen des Gatten das richtige Urteil, denn sie ist neben seiner Geliebten auch seine Mutter. Laß ihr daher die Entscheidung, wenn sie darauf bringt. Micki wird dieselbe als echtes Weib nicht allzuoft beanspruchen.

Zeige Deinem Weibe unverhohlen, daß Du seiner bedarfst. Je unentbehrlicher sich eine Frau erscheint, desto inniger wird sie lieben. Uns Männern ist Arbeit Bedürfnis, mit derselben Energie aber sind wir auch zum Verzicht bereit und führen unter Umständen ein vollkommenes Asketenleben, das nichts

mit der Welt und ihren Händeln gemein hat. Das Weib hält viel auf Aeußerlichkeiten. Es muß von uns auf seinen Thron gehoben werden und diejenigen, um die man sich nicht bekümmert, sind unglücklich. Du weißt, daß es in unserer modernen Zeit Frauen giebt, die sich darüber hinwegsetzen wollen. Die Beispiele zeigen aber, daß entweder die letzte Bestimmung, von einem Manne gewählt zu werden, doch stets erfüllt wird oder daß dann diese Emanzipierten ein Dasein fristen, das uns, weil in ihm nicht mehr die Pflichten des Menschen, sondern diejenigen des Bürgers die Hauptrolle spielen, zur Karrikatur wird. Bei Micki ist derartiges nicht zu befürchten, weil sie immer mehr Sinn für Herzens- denn für Staatsangelegenheiten gezeigt hat und Du mußt sie deshalb als Vollweib nehmen, das in der Liebe aufgeht.

Fürchte Dich in Deiner Liebe zu ihr nicht vor den Männern. Es müßte eigentümlich zugehen, wenn ein Wesen, das selbständig gewählt hat, den Gegenstand seiner Wahl nun plötzlich einer vorübergehenden Laune wegen fallen ließe. Es ist dies stets das Eingeständnis der größten Borniertheit, das sich die Frauen selber machen, und da Micki ein intelligentes Mädchen ist, wird sie sich eher beide Hände abhauen lassen, als etwas zu vergeben, was Dir gehört. Dabei merke Dir das Eine: Bringe Deiner Frau auch vor der Oeffentlichkeit immer die Hochachtung entgegen, die sie als Deine Gesellschafterin, als Keimboden und Erzieherin Deiner Kinder verdient. Den Unverschämtesten werden die Worte im Halse stecken bleiben und sie, die nur zu triumphieren gewöhnt sind, werden wie begossene Pudel dastehen. Dann bedenke, daß Du ein freier Mann bist, insofern frei, als Du ein Stück Erde besitzest, das mehr als genug für Euch beide hervorbringt. Das soll Dich mit dem Bewußtsein erfüllen, daß Du von niemandem

abhängst, einen jeden, der Dir nicht gefällt, fortweisen kannst, und wenn Du jemanden aufnimmst, so ist es eine Wohlthat. Deshalb ist der, der Dich hintergeht, von vornherein ein Lump. Das wird Micki Freunden gegenüber ruhig durchblicken lassen und sie werden wissen, woran sie sind. Denn allerdings muß eine Frau mit einem gewissen Stolz an ihren Gatten empor blicken können, wenn sie aus all den Versuchungen, die ihr entgegentreten, siegreich hervorgehen soll.

Ich mache Dich nochmals darauf aufmerksam, daß kein Zwang auf dir ruht. Gefällt es Dir in Wildegg nicht oder gewinnst Du die Ueberzeugung, daß eine andere Lebensweise Dich besser und schneller vorwärtsführt, so hast Du mich nur zu benachrichtigen und ich werde leicht jemanden finden, der den Betrieb der Besitzung übernimmt. Ich glaube allerdings, daß ich nur zu erwähnen brauche, daß ich Dir in meiner Tochter Micki mein Bestes gab, um voraussetzen zu dürfen, daß Du gerne erfüllen wirst, was ich Dir als meine Wünsche vortrage. Nochmals, Du bist ein freier Mann. Da Du unter besonderen Umständen geboren und zwischen zwei schwankenden Regimen aufgewachsen bist, liegen noch nicht einmal Unterthanenpflichten auf Dir, nirgends kann man Dich halten. So laß Dich denn hier durch das Fleckchen Erde fesseln, das ich Deinen Händen anvertraue und wodurch du auch ein Wort mit zu reden hast. Willst Du in unseren Staatsverband eintreten, so wird man Dich mit offenen Armen empfangen. Aber Du hast Zeit, kannst Dich besinnen. Vielleicht lockt es dich anders wohin, wo die Grenzpfähle größere Reiche umschließen. Wir gehen nach dem Lande, dem Deine Eltern entstammen und dem Dich der Zufall entzogen, vielleicht bleibst Du ihm treu. Wir gehen südwärts, weil wir alt sind und kein Vergnügen mehr daran empfinden, den Kampf zu suchen. Ihr, die Ihr jung seid, müßt nach

Norden, wo die Erde ärmer, die Menschheit aber kräftiger und kampfesmutiger ist. Auf alle Fälle aber glaube mir, daß, wenn Du so thust, wie ich Dir sage, Du ein guter und tüchtiger Mensch wirst. Und so genießet denn einstweilen Euer Glück!"

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Giovannino hatte fertig gelesen. Er stand auf, öffnete das Fenster und blickte auf die Bäume herab, in deren beschneiten Kronen eine Amsel umherhuschte. Er nahm seinen Hut und stieg nachdenklich die Treppe hinunter, draußen den Weg nach der Bergkuppe einschlagend. Er warf einen raschen Blick nach dem Pächterhaus, das mit seinen verschlossenen Fensterläden wie ein Rätsel dalag. Er schaute hinüber und herüber, wußte, daß dort unten jenseits des Dorfes Möriken die Gemarkung des Besitzes durchging, sich dann rings um den Berg herumzog, um auf der Nordseite ein beträchtliches Stück von der Ebene abzuschneiden. Das sollte nun alles unter seine Führung kommen. Er ging weiter und kam an den Weinbergen vorbei. Wie große Blachfelder lagen die eingemauerten Karrés vor ihm, schwarz hoben sich die knorrigen Weinstöcke über den weißen Schnee, hier und da an ihren äußersten Ranken noch ein verdorrtes Blatt tragend, das im Wehen des Nordwindes zitterte. Giovannino knöpfte seinen Ueberrock zu, steckte die Hände in die Seitentaschen und drang in den Wald ein.

Der Schnee lag hier nicht so hoch wie auf dem offenen Land. Er war während der letzten sonnigen Tage schon etwas zusammengesunken, so daß der junge Mann unbehindert den Hang emporklettern konnte. Links lag die Höhle, durch die er sich am ersten Tage von Micki hatte leiten lassen, er erkannte genau einen Buchsbaum, von dem er damals einen Zweig abgerissen und sich auf den Hut gesteckt hatte. Der Eingang des Stollens war aber verschneit und man sah deutlich die Spur

eines großen Raubtieres, das darin seine Heimstätte aufgeschlagen. Entgegen seiner Gewohnheit ließ er das alles unbeachtet und verfolgte seinen Aufstieg nach der Spitze. Bleiern lag der Himmel über der ganzen Landschaft, die Fernen waren hinter nebligen Schleiern verborgen und über den höheren Bergrücken lagen dichte Wolken, die sich stellenweise den Thalwänden entlang in vorübergehende Schneegestöber auflösten. Und Giovannino fühlte eine Beengtheit auf der Brust, als hätte er eine Zentnerlast darauf getragen.

Oben angelangt, suchte er ein Plätzchen, wo er sich setzen konnte. Er überlegte und wußte, daß ein entscheidender Moment in seinem Leben gekommen war und daß er, wenn er das Geschenk des Majors annahm, Pflichten auf sich lud, wie sie wohl noch kaum ein junger Mensch unter denselben Verhältnissen gehabt. Und er fühlte, daß eine Hand über ihm war, der er künftighin stets folgen mußte, wenn er sich selber und den Wünschen des Majors treubleiben wollte. Das widerstrebte ihm und verletzte sein Selbstgefühl. Denn immer hatte es ihm vorgeschwebt, mit ursprünglichst eigenem Willen und aus allereigenster Kraft etwas zu werden, was ihm um so leichter schien als er wußte, daß er Gaben besaß wie kein Anderer. Und er erinnerte sich der Erzählungen seines Vaters, der ihm oft seinen Lebenskampf geschildert. Sollte er sich selber das nicht erlauben dürfen. Aber da erinnerte er sich eines Wortes, das ihm sein alter, geistlicher Lehrer einmal gesagt, daß nämlich an die, welche stark sind, auch besondere Anforderungen gestellt werden. Also würde es ihm, wenn er wirklich das hatte, was er in sich zu fühlen glaubte, nicht an Prüfungen fehlen, er brauchte den Gefahren nicht nachzugehen, sie würden schon von selber kommen und vielleicht war ihm gerade hier in dem Begehren, das der Major an ihn stellte, eine Gelegenheit geboten, zu zeigen,

wie viel er über sich und über die Welt vermochte. Und er erkannte, daß es eine höhere Gewalt als die der Menschen war, die ihn in dieses Fahrwasser getrieben und daß er sich einen Sünder, zum mindesten einen Thoren an sich selber hätte schimpfen müssen, wäre er den Anordnungen seines Gönners nicht gefolgt.

Hatte er denn überhaupt Verpflichtungen? — Er war mit dem Mädchen zusammengetroffen und nichts war geschehen, was die beiden nicht vor aller Welt als harmlose Kindereien hätten bekennen dürfen. Aber Giovannino hatte von Anfang an gefühlt, daß ihm Micki viel sein konnte und daß sie gewissermaßen wie ein kleiner Engel auf seinem Wege aufgetaucht; sie hatte ihn vor vielen heimlichen Thorheiten bewahrt. Aber kannte er sie? War er sich klar bewußt, daß keine andere seinem Geschick förderlicher, seinen ästhetischen Forderungen entsprechender sein konnte. Davon war er weit entfernt. Aber die Zeit der großen Macht, die uns gerade dann, wenn wir Männer werden, wiederum zum Weibe zurückführt, hatte ihm das Mädchen gegeben und war es da nicht das Einfachste, Anständigste, Natürlichste, wenn er jetzt Halt machte, da ihm Natur und Vorsehung ein solches laut zuriefen. Giovanninos Gegengründe hatten noch einen heroischen Zug, es war der Trieb zur Freiheit, der ihn davor scheuen machte, sich Fesseln anzulegen. Es giebt aber andere, bei denen kleinliche Berechnung, ein an das Wesen von Vampyren erinnernder Egoismus ausschlaggebend sind. Giovannino hatte, allerdings dunkel nur, die Empfindung, daß es ein Fehler, ja sogar ein Verbrechen sein würde, wenn er das Glück, das ihm nun einmal das kleine Wesen bringen konnte, der Bürde wegen nicht angenommen hätte. Wie wollen die, welche sich vor Frauen fürchten, Männer besiegen?

Dann, hatte ihm der Major nicht die erdenklichste Freiheit zugesichert? Konnte er nicht jeden Augenblick in die weite Welt ziehen, wohin es ihn thatsächlich lockte? Was wollte das junge Menschenkind sagen, was er da mit sich führte, würde nicht ein Happen Brot, mit ihm geteilt, zur Schüssel voll feinster Delikatessen werden? Und welcher Stolz, wenn er sich sagte, daß er für seine Lebensgefährtin verantwortlich war, daß sie in seiner Befriedigung ihren Beruf, ihre Glückseligkeit fand und daß nur er es sein würde, der jede Fiber ihres Organismus belebte. Giovannino sah sich hier im Geiste als armer Weltwanderer in ferne Gegenden verschlagen, würde er Räuber oder schreckliche Naturereignisse oder seine eigene Schwäche fürchten? Die Räuber mußten zuerst über seine Leiche, in einem Aschenglutregen mit dem Mädchen zusammen sterben konnte nicht so schlimm sein, als eine halbe Stunde des Bewußtseins, daß man für nichts auf der Welt, und was ein Versiegen seiner Kraft anbelangte, so war ihm klar, daß so etwas nicht eintreten durfte, ohne daß ihm seine Geliebte nicht den Lorbeerkranz des Helden aufsetzen mußte, weil er alles, was in seiner Macht, für sie gethan.

Und war es nicht eine Freude, als junger Mann vor einer Aufgabe zu stehen, wie sie ihm der Major gegeben? Was derselbe mit dem Einfluß auf Körper und Geist meinte, verstand Giovannino nur zur Hälfte, er hatte das Bewußtsein von der günstigen Einwirkung körperlicher Bethätigung auf den ganzen Menschen, was für Gefahren aber draußen in der Welt warteten, das begriff er nicht. Und wie wollten sie lustig zusammen pflügen und eggen, er und Hunn und noch ein paar Knechte, denn natürlich mußten, wenn das ganze Areal in seinen Wirkungskreis gezogen wurde, die Kräfte vermehrt werden, langsam nur, da der Major ausdrücklich einen suc=

cessiven Aufschwung verlangte. Micki würde dann kommen und ihnen das Essen, das sie zu Hause zubereitet, aufs Feld bringen, sie würde auch in der Heuernte die Weiber anführen, welches Amt wie geschaffen war für sie, da jetzt schon keine besser als sie mit den Untergebenen umzugehen verstand. Des Abends würde er sein Instrument spielen, sie würde ihre Liedchen dazu summen, draußen auf der Steintreppe, währnd drinnen die Suppe auf dem Feuer brodelte, sie würden so bleiben, bis der Mond über die Berge aufgegangen und die Hühner sich zur Ruhe begeben hätten und dann würden sie selbst ihre Kammer finden, mit den Fenstern nach dem Thal hin und mit dem großen Bauernbett, das der Major bei einem Raritätenhändler in Solothurn erst kürzlich gekauft und in das Pächterhaus hatte stellen lassen. Und sie würden selig ruhen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Als Giovannino den Berg hinunterstieg, bemerkten seine Augen schon von weitem an einer sonnigen Halde mitten im Schnee einen blauen Punkt. Neugierig ging er darauf los und fand drei Enzianblüten, die sich unter der weißen Decke geöffnet hatten und durch die Sonnenstrahlen der letzten Tage freigelegt worden waren. Giovannino pflückte die Blumen und schritt eilig weiter, da die Zeit zum Mittagessen heranrückte.

Giovannino war bester Laune, fröhlich pfiff er ein Lied vor sich hin als ihm am Rande des Waldes der Pächter begegnete, der mit einer Fuhre liegen gebliebenen Holzes aus dem Forst herunterkam. Langsam und bedächtig zogen die Ochsen den Karren, unter dessen Rädern das Eis auf dem Wege krachte. Der Bauer rauchte mit Behagen seine Pfeife, seine Hand schwang die Peitsche in gleichmäßigem Tempo hin und her, damit die Tiere, die sonst in ihrem natürlichen Phlegma stehen geblieben wären, vorwärtsgingen. Weißer Dampf quoll

aus ihren feuchten Nüstern, Hunn grüßte ehrerbietiger als gewöhnlich, da er schon wußte, daß Giovannino der künftige Herr von Wildegg sein würde oder zum wenigsten den Major während seiner Abwesenheit zu vertreten hätte und frei schalten und walten durfte. Sie machten ein Stück Weges zusammen, dann ging Giovannino wieder allein. Als er sich dem Schloß näherte, wunderte er sich nicht wenig, die Fensterladen des Pachthauses geöffnet zu sehen, während vor der kleinen Freitreppe die sämtlichen Bewohner Wildeggs zusammenstanden, als ob sie auf etwas warteten. Unter ihnen entdeckte der junge Mann seinen Vater, der den Morgen aus Solothurn zurückgekommen war, aus dem Kamin der schmucken Behausung stieg eine Rauchsäule auf. Giovannino ging auf seinen Vater zu, der ihn zärtlich begrüßte, dann sprang er wie von einer Ahnung geleitet, die wenigen Stufen empor und kam in den Flur, welcher hier noch nach alter Sitte zugleich die Küche bildete. Blank blitzte von den gelblich angestrichenen Kalkwänden funkelnagelneues Kupfergeschirr herab, Josephine und Micki standen an dem aus Ziegelsteinen aufgebauten Herd, wo es in den Töpfen kochte und brodelte, als müßte ein Schützenfestmahl zugerichtet werden. Micki war mit einem grauwollenen Hauskleid angethan, über das sie eine blaue Schürze gebunden hatte. Ihre Wangen glühten wie Feuer und unter den Stirnhaaren perlte der Schweiß. Es hatte sich nämlich am Morgen gezeigt, daß man in der Schloßküche einige notwendige Gegenstände zu vorschnell eingepackt und daß deshalb das Bereiten des Mittagsmahles beinahe eine Unmöglichkeit bildete. Daraufhin hatte sich Micki anerboten, die ganze Sache auf sich zu nehmen, wenn man ihr erlaube, die neu eingerichtete Küche im Pachthause zu benützen. Mehr aus Scherz, denn in dem wirklichen Erwarten, Micki werde darauf eingehen, hatte

man es zugegeben und zugleich beschlossen, auch unten zu frühstücken. Micki hob gerade den Deckel eines eisernen Topfes, der über einem offenen Kohlenfeuer stand und ihre besondere Aufmersamkeit in Anspruch zu nehmen schien, als Giovannino unbemerkt in die Thüre trat, langsam hinter das Mädchen schlich und ihr seine blauen Enzianblüten in die schwarzen Haarsträhnen steckte, da, wo sie von einem Bande zusammengehalten wurden. Und das Mädchen erschrak und schrie, denn sie wußte nicht, wer sie da von hinten berührte. Dann lag sie in seinen Armen und bot ihm die Lippen zum Kuß dar. —

* * *

Kurz vor Lichtmeß trat eine starke Schmelze ein. Der Föhn hatte sich erhoben und wehte über die Gegend, von den Bäumen, von den Dächern fiel der Schnee und die bis dahin fest überfrorenen Landstraßen zeigten wieder ihre graue Erdschicht. Wütend kam der Wind die engen Alpenthäler heruntergesaust, verbreitete sich über die Flächen des schweizerischen Vorlandes, weiße Wolken unter dem blauen Himmel hinjagend und die entlaubten Forste und welken Wiesen mit seinem warmen Odem beleckend, um sie zu neuem Leben zu erwecken. Auf den schwarzen Aeckern trat zwischen den fetten Schollen die junge Saat hervor und an den Wegrändern bedeckten sich Buchen- und Schwarzdornhecken mit zartem Grün. Hier und da sah man einen Starmatz um einen alten Stamm fliegen und sein Schlupfloch vom Vorjahre aufsuchen, während aus der aufgeweichten Erde die Regenwürmer hervorkrochen, um den Landmann mit ihrer heimlichen Minenarbeit zu unterstützen. Schnecken zogen an trockenen Stellen ihre schlüpfrigen Spuren über glattes Gestein, hoch oben in der Luft kreiste ein

Aar, aus seinen felsigen Alpenklüften vom Sturmwind heruntergetragen und hier in der Niederung sich Atzung holend, ein Winterzicklein etwa, das unter der Obhut der Alten die ersten Bocksprünge versuchte oder einen Hausvogel oder gar einen Säugling, wie die Sage erzählt, daß geschehen sei, als eine gedankenlose Mutter ihr Teuerstes an einsamer Stelle ohne menschliche Bewachung gelassen. — — Und dabei war ein Tirilieren in den Lüften und ein wisperndes Arbeiten in Gras und Büschen, daß man hätte glauben können, der ganze Erdboden müsse unter Musikbegleitung umgelegt werden.

Auf Wildegg lebte man jetzt mehr im Pachthause als auf dem Schloß. Man traf sich zu den Mahlzeiten und war sich so nahe getreten, daß lange Nachmittagsstunden, die man zusammen in der großen Wohnstube verbrachte, direkt als Annehmlichkeit empfunden wurden. Der Major und Giovannino waren außerdem viele Zeit draußen, wo sie an der Hand des früheren Pächters Messungen ausführten, die Forste besichtigten und die Felder in Augenschein nahmen. Denn während bis jetzt jeder Bauer seinen Pachtacker nach Gutdünken bepflanzt hatte, mußte man sich bis nächsten Herbst im Klaren darüber sein, wie die Bebauung unter zusammengefaßter Leitung vor sich gehen sollte. Woran man sich sofort machte, das war eine Ausrodung der Weinberge, die, verwildert und vernachlässigt, nichts mehr taugten, den Sommer über aber noch eine gute Ernte an Knollengewächsen liefern konnten. Micki schaltete nunmehr ganz eigenmächtig als Hausfrau.

Das Mädchen hatte sich so schnell an die Bethätigung gewöhnt, daß jedermann sich fragte, woher sie das nur hatte. Kaum, daß sie der Anleitung Josephinens bedurfte, die allerdings eine gute Lehrerin war und alle ihre wertvollen Kenntnisse von Frau Clementine besaß, aber Micki versuchte sich

gerne in neuen Rezepten, brachte eine Abwechslung in den Tisch, die man vorher nicht gekannt hatte und schien nur von einem Eifer beseelt zu sein, ihrer Umgebung zu zeigen, daß sie ihres Glückes würdig und dem Manne, der ihr dasselbe schenkte, all die kleinen, leiblichen Sorgen des Alltagslebens wohl abzunehmen fähig sei. Giovannino fand nicht genug Worte der Bewunderung, wenn er einmal spät aufgestanden, aus dem Schlosse herunterkam und Micki unter den offenen Fenstern ihrer zukünftigen Wohnung schon an der Arbeit sah, etwa mit einem Wedel die alten Bauernmöbel abwischend oder draußen die Freitreppe von Papierschnitzeln und Zigarettenenden säubernd, die vom gestrigen Abendstelldichein liegen geblieben waren. War es übertrieben, wenn auch die Frauen dem Mädchen eine Hochachtung entgegenbrachten, wie sie sonst solch junge Geschöpfe nicht gewöhnt sind und daß Frau Clementine sich ihr Herz mit Stolz füllen fühlte, als sie ihre Tochter eines Morgens dabei überraschte, wie diese die Wäschestücke für den jungen Haushalt mit dem größten Kraftaufwand auf die breiten Laden des Spindes aufschichtete, weil jetzt niemand außer ihr mehr die Tücher weder sehen noch berühren sollte, auf denen ihr Geliebter ruhen würde. Diese Vorbereitungen gewährten ihr ein unendliches Vergnügen und oft konnte man sie beobachten, wie sie, ein Bein über das andere geschlagen, auf einem Schemel vor einem Haufen aufgestapelten Linnens saß, das Kinn auf die rechte Hand gestützt und den Blick wie in die Ferne verloren. Was mochte die junge Seele dabei denken und welch lieblichen Erwartungen mochte sie sich hingeben. Ahnte sie, daß das Leben mehr Bitternis als Freude enthält und daß die wertvollsten Erfahrungen aus Augenblicken der Prüfung, der Not und der Angst geschöpft sind? Ich glaube ja, denn während sie einen Busch im Warmhaus gezogenen Reseda-

krauts in den Schrank warf, rollten zwei große Thränen über ihre Wangen, auf den Latz ihrer rosa Schürze nieder. Dann stand sie jedoch, als wenn sie sich geschämt hätte, auf, wischte sich die Augen und ordnete weiter.

So konnte es geschehen, daß, als eines Tages auf des Kanonikus Räber Anordnung hin ein Kaplan auf das Schloß gestiegen kam, um die kleine Heiratskandidatin auf ihre zugleich mit der Trauung zusammenfallende Firmung noch etwas vorzubereiten, der junge Geistliche Micki, welcher er vor dem Landhause begegnete, mit „Gnädige Frau“ anredete, so voll entwickelt und reif war sie während der letzten Wochen einer anstrengenden häuslichen Thätigkeit geworden. Das Mädchen errötete und bedeutete dem Herrn, daß er wohl ihre Mutter suche, worauf dieser seinen Auftrag offen darlegte. Micki führte ihn zum Major und dieser machte ihn wiederum mit dem alten Venturini bekannt, welcher Micki schon zuvor mit Anleitungen zum Verständnis des Katechismus an die Hand gegangen war. Unter der Führung beider saßen bei ihr die einfachen Glaubenssätze der universellen Lehre bald fester als bei vielen Rechtgläubigen vorgeschritteneren Alters. Diese Stunden wurden gewöhnlich des Nachmittags abgehalten und gaben Anlaß zu kleinen Spaziergängen auf den trockenen Kieswegen des Schloßgartens, wo rechts und links schon die Veilchen blühten und frühzeitige Primeln ihre verschiedenfarbigen Kelche aus smaragdgrünen Blattrosetten hervorstreckten. Die beiden Männer hatten das Mädchen in der Mitte, das mit ihrem Gebetbüchlein in der Hand nachdenklich dahinschritt, gewöhnlich den Blick auf den in unmeßbarer Ferne untergehenden Sonnenball geheftet, der blutrot, sich um seine eigene Achse zu drehen schien. Es wurde wenig gesprochen, und der Kaplan stellte hie und da eine Frage, um sich zu vergewissern, daß bei Micki keine

jener Mißverständnisse mehr vorherrschten, wie sie eine protestantische Erziehung natürlicherweise mit sich bringt. Der Kaplan wohnte auf dem Schloß und schloß sich hier am meisten Walther an, dessen Gebrechlichkeit sein Mitleid erregte, während er in seiner Vorliebe für philosophische Studien eine verwandte Seite erblickte. So dauerte es bis zur Abreise des Klerikers, welche einige Tage vor dem für die Trauung in Aussicht genommenen Datum erfolgte.

Alle Reisedispositionen für den Major, dessen Gemahlin und Walther, den alten Venturini und das schwedische Paar waren indessen getroffen. Die Familie Brüngker hatte das Schloß schon bald nach Neujahr verlassen, da die Kinder wieder ihrem gewohnten Schulunterricht folgen mußten und Herrn Brüngker bei der Neugestaltung seines Betriebes viel Arbeit erwartete. Man hatte auch kein Gewicht darauf gelegt, ihn aufzufordern, bei der Ceremonie gegenwärtig zu sein, da man in anbetracht des erst vor einigen Monaten erfolgten Trauerfalles die Hochzeit in aller Stille begehen wollte.

Major Schürch hatte sein Diplom als Oberst der Schweizertruppe durch das päpstliche Sekretariat zugestellt bekommen, er hatte sich auch sofort die Listen der übrigen Garden im Vatikan zusenden lassen und studierte dieselben eifrig. Mit gleicher Hingebung verfolgte er die Nachrichten, welche die Zeitungen über die dilomatischen Vorgänge auf dem Kongresse brachten und es war jedes Mal ein Freudentag, wenn man wieder einen Fortschritt zugunsten des Papsttums und seiner Absichten verzeichnen konnte. Der Baron beschäftigte sich mit den Vorarbeiten zu einem großen kulturhistorischen Werk, wozu er aus Deutschland schon viel Material besaß, mehr aber noch durch die Vermittlung Venturinis in Rom zu erlangen hoffte.

Letzterer hatte dafür gesorgt, dast die zwei Familien in der Tiberstadt gleich Unterkunft fanden, indem er einen römischen Patrizier seinen Freund nannte, der ihm einen kleinen Palazzo am Corso für den Rest des Winters zur Verfügung stellte. Die Wirtschafts- und Kunstgegenstände waren dort schon eingetroffen und die Räume den Versicherungen des Römers nach eingerichtet worden. Das alles kam aber nicht so in Betracht, da man aus hygienischen Rücksichten und der besonderen Umstände der beiden Damen wegen den ersten Sommer so wie so in irgend einem Bade der ligurischen Küste zuzubringen gedachte.

Seit einigen Tagen herrschte nun im Maiengrün ein besonders geschäftiges Leben. Der Einsiedler hatte Meldung bekommen, er solle seine Kirche so festlich wie möglich ausschmücken, es kämen am Sonntagmorgen einige Herrschaften, unter ihnen ein hoher Kirchenfürst, der dem Gottesdienst beiwohnen und das Heiligtum in Augenschein nehmen wolle. Das war genug, daß der Alte in den Wald hinaufstieg und dort verschiedene Bündel Tannenreiser sammelte, an Epheuranken und jungem Birkenlaub auch so viel zusamensuchte, als anging und dann die Kapelle, vom Vordach angefangen, damit ausstattete. Dort aber, wo der Chor vom Schiff der Kirche durch ein niedriges Gitter getrennt war, begann eine andere Art der Auskleidung, die Wände wurden mit rotem Damast drapiert, darauf kamen wieder grüne Reiser, ein kleiner Thronsessel wurde vom Beschauer aus links aufgestellt und von den ersten Stufen stieg bis über die Spitze des gotisch geformten Altarbildes ein Wald von violetten, rosa und weißen Astern, die den Goldrahmen des Gemäldes mit einer Frühlingspracht umgaben, wie man sie zu dieser Jahreszeit nicht anzutreffen geahnt hätte. Was der Einsiedler nicht

selber hatte beschaffen können, war ihm von der nahen Dorfpfarre Hägglingen aus gebracht worden. Zwei große, silberne Kandelaber waren von Wildegg gekommen, an Kerzen hatte es dem frommen Manne nicht gefehlt, mit Putzpulver und feinkörnigem Sand wurde die vergoldete Ampel abgerieben, die vor dem Allerheiligsten herabhing und bis jetzt den Stolz des Einsiedlers gebildet hatte. Nunmehr drohte ihre Pracht vor dem übrigen Glanz zu erbleichen. Man stäubte die Stationen ab und umgab sie mit bunten Blütensträngen. Ein Teppich in blauer Farbe lief durch die Kirche bis an die Straße hinaus, wo die äußersten Enden noch in den hinschmelzenden Schnee zu liegen kamen. Der Einsiedler blickte an den Himmel und hielt die Hand über die Augen und murmelte etwas von gutem Wetter für den festlichen Tag.

Es war dem Kanonikus nicht leicht gewesen, die Sache in Solothurn durchzusetzen. Sein Bischof hatte die mannigfachsten Bedenken, erstens mußte er sich an der ausnahmsweisen Jugend der zu Verheiratenden stoßen, zweitens fürchtete er ganz richtig, daß der Eintritt der Tochter eines der angesehensten Bürger protestantischen Bekenntnisses in die katholische Kirchengemeingemeinschaft besonderes Aufsehen erregen und Angriffe von Seiten der feindlichen Parteien zur Folge haben werde, deren Wirkungen unabsehbar waren. Er, dem vor allem der Friede und das Gedeihen seiner Diözese am Herzen lag, m u ß t e so überlegen und hätte es lieber gesehen, wenn die Trauung außerhalb seiner Amtssphäre erledigt worden wäre. Da kam ein Zufall, der beiden Teilen dienlich sein sollte.

Der Kanonikus wußte nämlich, daß die Errichtung einer Nuntiatur bei der preußischen Regierung geplant war und daß man die Unterhandlungen bereits begonnen hatte. Man schickte nun, um dem Berliner Kabinett entgegenzukommen, den leib-

lichen Bruder Seiner Heiligkeit, den Kardinal Guiseppe Pecci, auf den Kongreß und Domherr Räber war bekannt, daß die Eminenz auf ihrer Durchreise durch Luzern einige Tage Aufenthalt nehmen würde, um die Schönheiten des Alpenpanoramas zu genießen. Da die Eminenz und der Domherr Studienkollegen von der päpstlichen Universität waren, so durfte der Schweizer es um so eher wagen, den Kirchenfürsten in seinem Hotel aufzusuchen, um ihn für seinen Plan zu gewinnen, nämlich die heiligen Handlungen an einem Elitepaar von Menschen höchst persönlich vorzunehmen. Die Eminenz war bei den geringen Umständen, die die Sache verursachte, gerne bereit, zumal er damit einem Hirten der Kirche, dem politische Rücksichten die Hände banden, aus der Verlegenheit helfen konnte. Es war also bestimmt, daß Kardinal Pecci Micki firmen und dann die Zweie zusammengeben sollte.

Ein herrlicher Tag war über der Gegend aufgegangen. Die leichten Nachtnebel hatten sich verzogen, leise nur schwebten sie hin, den Ufern der Bäche entlang oder standen über einer Wasserwiese, aus welcher Froschgequake fröhlich der goldenen Sonne entgegenscholl und wo das Storchenpaar einer in der Nähe gelegenen Dorfkirche majestätisch auf und ab spazierte. Da es Sonntag war, so sah man viele Landleute von den Dörfern die Straßen lang nach den Städten ziehen, rechts blickten aus den Waldungen des Kestenberges die grauen Mauern der Schlösser Wildegg und Brunnegg hervor, jenseits des blauen Bandes der Aare sah man Wildenstein, mitten in der Ebene lag auf einem Kegel die ausgedehnte Veste Lenzburg, von einem andern herab grüßte die Kirche von Staufen, während links das sogenannte Freiamt sich breitete, mit seinen vielen schmucken Gemeinden, mit seinen neuaufgeführten, kokett gebauten Gotteshäusern mit den nadelspitzen Türmen und den

goldenen Kreuzen darauf, mit der Bünz, die sich zwischen Wiesen und Aeckern durchschleicht, aus dem Moor kommend, das dem Vierwaldstättersee vorgelegt ist und über dem drüben Pilatus und Rigi emporstreben. So erkennt man die Straße, die den Rhein herauf und der Aare entlang an Wildegg und dem Maiengrün vorbeiführt, durchs Reußthal über die Alpen steigt, über die hohen und immer mit Schnee bedeckten Kämme, von wo sie sich hinabzieht, durch die Lombardei, durch das alte Bologna und das schöne Florenz nach dem ewigen Rom. Man erkennt den Völkerweg, der die Nordküsten Europas mit den blauen Ufern des Südens verbindet und glaubt seiner Aufforderung zur Wanderung kaum widerstehen zu können. Unsere Einsiedelei aber bildete an seiner Seite ein Rasthäuschen in Duodezformat.

Es war neun Uhr und der wie gewohnt in der Kirche angelangte Klostergeistliche hatte schon ein Amt gehalten. Die Bauern fragten sich natürlich, was wohl der Anlaß zu der besonderen Ausschmückung gewesen sein mochte und als sie hörten, daß noch eine Hochzeit gefeiert werde, blieben sie. Endlich kam ein Wagen von Hägglingen herauf mit der Eminenz, deren Sekretär und dem Kanonikus. Der Kardinal unterschied sich durch nichts von den übrigen Klerikern, als daß er eine rote Kordel mit goldenen Quasten um den schwarzen Hut trug und Saum und Knöpfe seiner Sutane ebenfalls Purpurfarbe hatten. Er war ein großer, schlanker Herr mit weißem Kopfhaar, stark vorspringender Nase und Stirne, er überragte seine Begleiter um gut eine Handbreit und wies die Hilfe zurück, die man ihm beim Aussteigen aus dem Fuhrwerk leisten wollte. Lange blickte er mit seinen von dicken Brillengläsern überdeckten Augen über das Thal, nach der Alpenkette, nach dem Schwarzwald und nach der Richtung, aus welcher die

andern kommen sollten. Er schien sich über die Naturschönheiten in schwärmerischen Ausdrücken zu äußern.

Da die Kapelle selbst keine Sakristei besaß, so mußte man sich in die Hütte des Einsiedlers zurückziehen, wo der Kardinal die heiligen Gewänder anlegte. Der Kanonikus und der Sekretär sollten als Diakone fungieren. Gerade, als man aus dem kleinen Gärtchen herauskam, fuhren zwei Equipagen vor, in der ersten saßen Micki, der alte Venturini, Walther und der Baron, in der zweiten Giovannino, der Major, die Majorin und die Baronin. Micki trug ein silbergraues Brokatkleid, ein Spitzentuch und als Schutz vor der Witterung den cremefarbenen Kaschmirshawl. Ihr Haar war in einen Knoten aufgebunden, in welchem eine tiefdunkle Rose stak, die sich nur wenig von dem schwarzen Haar abhob und auf ihrer nackten Brust glänzte das goldene Kreuz wie ein glückverheißendes Siegeszeichen. Väterlich half ihr der alte Maler aus dem Wagen, der Baron führte sie bis an die Schwelle der Kirche, wo sich auch die andern zusammenfanden. Die Damen hatten wie bei hohen Kirchenfesten schwarze Seidengewänder, ihre Häupter bedeckten schwarze Spitzenschleier, die dem blonden Typus der Majorin und Eva Silfverströms befremdlich, aber nicht unvorteilhaft standen. Aus dem Innern der Kapelle tönten die Klänge eines Harmoniums, die Bauern, welche begriffen hatten, daß hier etwas Außerordentliches vorging, warfen sich auf die Knie, auch die Herren knieten, die Damen lagen auf Betschemeln hingegossen. Vorn im Chor sah man die Eminenz, über den Altartisch gebeugt, die heilige Messe lesen.

Micki, in Begleitung des Barons, hatte sich unterdessen den Stufen zum Allerheiligsten genähert. Hier war ein weißes Tuch über die Holzrampe ausgebreitet, Micki ließ sich ebenfalls

zur Erde nieder und empfing den Leib des Herrn, ebenso wie die andern, die sich nach und nach herbeidrängten, die Italiener, Vater und Sohn, die Majorin, die Dienerschaft, die Bauern und Bäuerinnen, kurzum jeder, der sich als Katholik in dem begnadeten Zustande wußte, die heilige Nahrung ohne Sakrileg aufzunehmen. Leise wehte ein warmer Föhnhauch durch die geöffneten Seitenfenster, die Kerzenflammen züngelten hin und her und bestrahlten das Gesicht und die purpurne Gestalt des hohen Amtierenden, Weihrauch stieg in wirbelnden Säulen empor und wogte, bläuliche Wolken bildend, nach vorn, wo die Neugierigen Schulter an Schulter standen. Dann schritt Giovannino an der Seite des Majors nochmals bis zum Chor, wo sich der junge Mann neben das Mädchen stellte, die Ringe wurden gewechselt und die Stimme der Eminenz klang lauter, als sie die Namen ausrief und die Fragen stellte. Mickis Haar löste sich in diesem Augenblick wie durch Zauberhand und bedeckte ihren weißen Nacken, ihr Gesicht schien verhüllt. Giovannino rettete die Rose, die sich wie ein schmeichlerisches Juwel auf ihre Achsel gelegt hatte und drückte sie Micki in die Hand. Das junge Paar war zusammengegeben. Nach und nach leerte sich die Kapelle, die Eminenz und die Herrschaften blieben aber solange darin, als das Orgelspiel noch dauerte und bis sich die Unbeteiligten draußen vor dem Gotteshause zerstreut hatten.

Dann trat die Gastfreundschaft des Einsiedlers in ihr Recht. Er hatte in seinem dem Gärtchen zugelegenen Wohnraum eine lange Tafel gedeckt, auf der heißer Milchkaffee, geröstete Brotschnitten, Eier-, Mehl- und Fruchtspeisen standen. Zur Erfrischung waren verschiedene Karaffen eben bereiteten Citronenwassers da, dem namentlich die Italiener fleißig zusprachen. Die Eminenz saß oben am Tisch, dann kamen rechts die Majorin, links Eva v. Silfverström, Walther, das

Brautpaar und zuletzt die drei Herren. Mit Walther war eine eigentümliche Veränderung vorgegangen. Er hatte den Morgen seine Krücke vergessen und sich nur mühsam aus dem Wagen zu heben vermocht, worauf ihm der Einsiedler von Anfang an einen besonderen Platz in der Kapelle empfohlen hatte, der sich zufälligerweise unter einem kleinen Marienbild unscheinbarer Art befand. Als Walther sich nach der Ceremonie erhob, fühlte er sich gestärkt und konnte ohne Hilfe den andern folgen, so daß er selbst vergaß, wie gebrechlich er vorher gewesen. Bei Tisch fiel er durch seine muntere Laune auf, sein Antlitz war frischer als sonst und als man sich erhob, ging er kräftig und aufrecht zwischen dem Kardinal und seinem Vater einher, sich mit der Eminenz über seine bevorstehende Berufswahl unterhaltend. Der greise Kirchenfürst faßte den jungen Mann scharf ins Auge, dann sagte er zum Major, er glaube wohl, daß sein Sohn ein Auserlesener sei, der die Energie, die Hingabe und Selbstlosigkeit besitze, um sich dem schweren Priesterberuf zu widmen. Denn die Kirche gebrauche gesunde Leute, die die Vollsumme ihrer Fähigkeiten der guten Sache opfern können. Der Major machte die Eminenz darauf aufmerksam, daß Walther bis heute schwächlich und leidend gewesen, daß sich aber sein Zustand allerdings auf einmal gebessert habe und daß man wohl eine vollständige Heilung erhoffen dürfe. Alle überzeugten sich nun selber von dem Phänomen und der Einsiedler erzählte, daß das kleine Bildchen in seiner Kapelle schon des Oefteren derartige, wunderthätige Wirkungen erzeugt habe, die Bauern wüßten das ganz genau und brächten ihm eine besondere Verehrung entgegen. Walther aber freute sich auf seine Studien unter der Leitung der gelehrten Männer in Rom und war thatsächlich wie umgewandelt.

Dämmerung lag über dem kleinen Waldbahnhof am Fuße

des Maiengrün, wohin man sich begeben hatte, nachdem die Eminenz mit dem Sekretair schon vorher nach Luzern zurückgefahren. Dagegen hatte es sich der Kanonikus nicht nehmen lassen, mit den Herrschaften bis zum Augenblick der Abreise zu verweilen. Die jung Verheirateten waren in einer jener Zwiestimmungen, die weder Trauer noch Freude aufkommen lassen, denn gerne wären sie wohl allein gewesen, ebenso gerne blieben sie aber die wenigen Stunden noch mit Denen zusammen, welchen sie all ihr Glück zu verdanken hatten. Tiefe Stille herrschte rings umher. Die Damen hatten der kühlen Nachtluft wegen ihre Mäntel übergeworfen und Micki lehnte sich, leise zitternd, an Giovannino an, der ihr den Shawl höher zog und ihr mit sanfter Handbewegung die Wange streichelte. Louis war gekommen und hatte eine hohe Pyramide von Handgepäck auf dem Kies des Bahnsteigs aufgestapelt. Josephine konnte man die Freude über die bevorstehende Reise am Gesicht ablesen, denn nicht allein war das ein Zeichen, daß sie nun wohl immer im Dienste ihrer guten Herrschaft bleiben würde, sondern die Uebersiedelung sollte auch ihre Vermählung mit dem Knecht zur Folge haben, den der Major als treuen, anhänglichen Diener ebenfalls mit nach dem neuen Aufenthalt nahm. Der Stationsvorsteher stand, die Arme auf dem Rücken gekreuzt, unter der Thüre seines Büreaus, mit den Augen den im Dunkel des Forstes sich verlierenden Geleisen entlang schweifend, bisweilen einen Blick auf den Schreibtisch zurückwerfend, wo der Telegraph abwechslungsweise bald tippte, bald schwieg.

Der Kanonikus zog den Major beiseite und sagte:

„Sie haben mich neulich in Solothurn gefragt, was das *UMB* zu bedeuten habe. Es will sagen: Ultra Montes Beatitudo! —“

Und der Domherr zeigte über die dunkeln Wipfel der Tannen nach Süden.

„Von dort kommt die Glückseligkeit in die Welt und verbreitet sich über dieselbe. Hat sich das in der Geschichte nicht bewahrheitet und stünden die nordischen Nationen so glänzend da, hätten sie nicht von uns das Samenkorn der Kultur erhalten? Denken Sie an die Zivilisationsarbeit des Johanniterordens an den äußersten Grenzen des Deutschen Reichs. Von woher kam die Inspiration? Und teilen Sie nach dem heutigen Tage nicht meine Empfindung? —“

Der Major nickte bejahend.

In diesem Augenblick tönte ein Hornstoß und die grellen Lichter einer Lokomotive zeigten sich in der Ferne, auf dem Eisenbahnkörper einen hellen Schein vorauswerfend. Man küßte sich, man umarmte sich. Micki war dem Weinen nahe, aber Frau Clementine hielt ihr den Kopf, preßte Mund und Hände auf ihrer Tochter Antlitz, so daß die Thränen verborgen blieben und sich nur durch zwei feuchtglänzende Striemen bemerkbar machten, die ihre Wangen durchliefen, als sie wieder aufrecht dastand und mit blassem Gesicht nach dem erleuchteten Coupé emporschaute, wo die Uebrigen mit Ausnahme Giovanninos und Herrn Räbers Platz genommen hatten. Dann ein Pfiff, die Maschine toste, der Zug setzte sich in Bewegung und verschwand in der Finsternis. Das Paar befand sich allein mit dem Priester.

„Ultra Montes Beatitudo? — Wißt ihr, meine Kinder, was das heißt? Das bedeutet, daß, wer sich selbst gut dienen will, seinem Herrn treu diene, denn sein Reich liegt jenseits der Berge unseres Horizonts: Ultra Montes!“ — — —

Ein Stück gingen die Dreie zusammen, bis sie an einen Kreuzweg kamen. Hier schied der Seelsorger, denn es lag ihm daran, das nächste Dorf zu erreichen, um dort ein gastliches Haus mit Unterkunft für die Nacht zu finden.

Micki und Giovannino aber gingen auf dunkeln Pfaden einem strahlenden Heimatglück entgegen.